Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift

für Polen.

Neue Folge der Zeitschriften der Historischen Gesellschaft für Posen und des Deutschen Naturwissenschaftlichen Vereins und der Polytechnischen Gesellschaft zu Posen, zugleich Veröffentlichung der Deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft in Bromberg und des Coppernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst in Thorn.

Begründet von Dr. Hermann Rauschning.

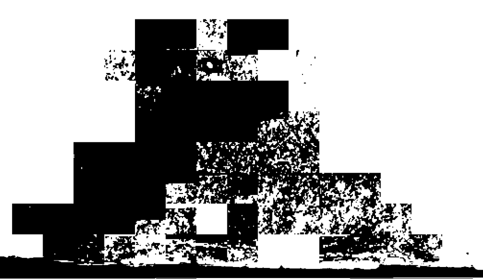
❖

Herausgegeben
von
Dr. Alfred Lattermann.

❖

Heft 20.

Posen 1930.
Im Verlag der Historischen Gesellschaft für Posen,
Poznań, ul. Zwierzyniecka 1.
Auslieferung für das Deutsche Reich: Verlag «Das junge Volk», Plauen i. V.



In der **Deutschen Wissenschaftl. Zeitschr. für Polen,** Verlag: Poznań, Zwierzyniecka 1, sind folg. Sonderhefte u. größere Aufsätze erschienen:

Heft 1: Einige zurückgekaufte Exempl. können nur bei Abnahme der ganzen Reihe abgegeben werden.

2, 3 u. 5: **Prof. Dr. Hermann Schütze:** Das Posener Land. (Nur noch als Sonderdruck: Preis 15 zł, im Ausl. 7,50 M.).

6: **Dr. Kurt Lück:** Der Bauer im poln. Roman des 19. Jahrh.; **D. Th. Wotschke:** Joh. Theob. Blasius, ein Lissaer Rektor des 16. Jahrh.; **Walter Kuhn:** Der Bauerntumult auf den Teschener Kammergütern i. J. 1736; **Dr. Alf. Lattermann:** Übersicht der poln. Veröffentlichungen 1918/24.

7: **Dr. Ilse Rhode:** Das Nationalitätenverhältnis in Westpr. u. Posen zur Zeit d. poln. Teilung., **Lic. Wilh. Bickerich:** Joh. Metzig, ein deutscher Idealist im Posener Lande.

8: **Prof. Dr. Jos. Strzygowski:** Die Holzkirchen in der Umgebung von Bielitz-Biala. (Sonderdruck 6 zł); **D. Th. Wotschke:** Aus den Berichten eines Warschauer Gesandten; **Dr. A. Lattermann:** Poln. Veröffentlichungen 1925.

9: **Naturwissenschaftliches Sonderheft** zum 90 jährigen Bestehen des Deutschen Naturwissensch. Vereins zu Posen.

10: **Dr. Walter Maas:** Die Entstehung der Posener Kulturlandschaft. Beiträge zur Siedlungsgeographie.

11: **Prof. Dr. Manfred Laubert:** Studien zur Geschichte der Provinz Posen in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. 2. Band.

12: **Ing. W. Kuhn:** Die innere Entwicklung von Bielitz im Mittelalter; **D. Th. Wotschke:** Die Mitarbeiter an den Acta historico-ecclesiastica in Polen; **Hugo Sommer:** Die Stadt Posen als preuß. Truppenstandort 1815—1918. — 21 Besprechungen.

13: **Dr. W. Maas:** Beziehungen zw. ältester Besiedlung, Pflanzenverbreitung u. Böden in Ostdeutschld. u. Polen; **Dr. Franz Doubek:** Ein dtsch. Sprachdenkmal aus der Gegend von Łańcut; **Prof. Dr. Alb. Steuer:** Deutsche Domherrn in Posen u. Gnesen; **H. Sommer:** Die Festung Posen u. ihre preuß. Kommandanten. — 21 Besprech.

14: **Dr. Albrecht Schubert:** Die Entwicklung der Posener Landwirtschaft seit 1919. — 18 Besprechungen.

15: **Pfr. Reinhold Heuer:** Die altstädt. evang. Kirche in Thorn; **D. Th. Wotschke:** Hilferufe nach der Schweiz; **H. Sommer:** Kammerdepart. Warschau zu südpreuß. Zeit. — 23 Besprechungen.

16: **D. W. Bickerich:** Ein Programm des poln.-christl. Universalismus; **H. Sommer:** Militär. Beziehungen zwischen Deutschl. u. Polen; **Dr. W. Maas:** Studien zur Wirtschaftsgesch. d. Pos. Landes. 14 Bespr.

17: **Dir. Ernst Fleischer:** Die Entstehung der Farbtöne; **Prof. Jul. Hammling:** Ornithol. Beobacht. aus d. Pos. Lande; **Dr. Fr. Doubek:** Das Zunftbuch der Wilnaer Zinngießer; **Dr. W. Maas:** Steuern und Zölle. — 35 Besprechungen.

19: **Prof. M. Laubert:** Posen bei Ausbruch des Warschauer Nov.-Aufstandes; **H. Sommer:** Das Generalkomm. Posen 1815—1918; **D. Th. Wotschke:** Der Pietismus in Petersburg; Lissaer Studenten bis 1800; **Alb. Breyer:** Das Schrifttum über das Deutschtum in Kongreßpolen. — 18 Besprechungen.

20: **Dir. Ernst Fleischer:** Zur Entstehung der Lichtempfindungen; **Altansässiges Deutschtum: Domh. Dr. Paul Panske:** Familien der Koschnaewjerdörfer; **Ing. W. Kuhn:** Das Alter der Familiennamen in der Bielitzer Sprachinsel; **Herm. Textor:** Gemeinde Chodecz; **H. J. Wilckens:** Stammtafel der Familien Nehring — Segler — v. Wilckens; — **A. Kronthal:** Adolf Warschauer; **Dr. Fr. Doubek:** Raimund Friedrich Kaindl. — Besprechungen.

Preis jed. Heftes 8,40 zł, i. Ausl. 4,20 M. Vorausbestellung. auf 1 Jahr (3 Hefte) 20 zł bzw. 10 M. Ab Heft 12 sind auch die meisten Aufsätze als Sonderdruck erhältlich. Auch von d. früh. Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Prov. Posen u. d. Historischen Monatsblättern sind noch eine Reihe Einzelhefte u. Sonderdr. zu haben.

Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen.

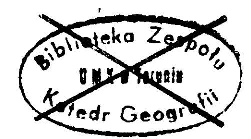
Neue Folge der Zeitschriften der Historischen Gesellschaft für Posen und des Deutschen Naturwissenschaftlichen Vereins und der Polytechnischen Gesellschaft zu Posen, zugleich Veröffentlichung der Deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft in Bromberg und des Coppernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst in Thorn.

Begründet von Dr. Hermann Rauschning.

❖

Herausgegeben
von
Dr. Alfred Lattermann.

❖

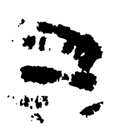


Heft 20.

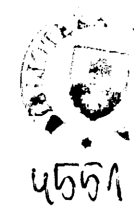


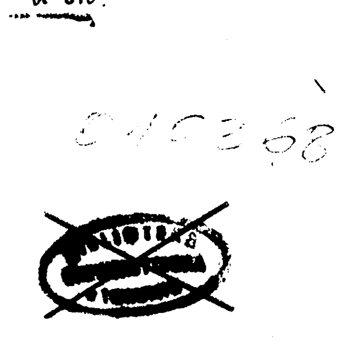


Posen 1930.
Im Verlag der Historischen Gesellschaft für Posen,
Poznań, ul. Zwierzyniecka 1.
Auslieferung für das Deutsche Reich: Verlag «Das junge Volk», Plauen i. V.









Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen.

Neue Folge der Zeitschriften der Historischen Gesellschaft für Posen und des Deutschen Naturwissenschaftlichen Vereins und der Polytechnischen Gesellschaft zu Posen, zugleich Veröffentlichung der Deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft in Bromberg und des Coppernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst in Thorn.

Begründet von Dr. Hermann Rauschning.

*

Herausgegeben
von
Dr. Alfred Lattermann.

*

Jahrgang 1930.

Heft 18—20.



Posen 1930.
Im Verlag der Historischen Gesellschaft für Posen,
Poznań, ul. Zwierzyniecka 1.
Auslieferung für Deutschland: Verlag «Das junge Volk», Plauen i. V.

Inhalts-Verzeichnis.

Inhalts-Verzeichnis.

*) Eine Reihe weiterer Beiträge dazu erscheint wegen Platzmangels in der Monatsschrift „Deutsche Blätter in Polen“ (im Heft für November 1930), Verlag Hist. Gesellsch. für Posen.

Zur Entstehung der Lichtempfindungen.

Von Ernst Fleischer.

Im Heft 17 wurde eine Theorie des Lichtsinnes erörtert, welche die Erklärung einer Anzahl von farbigen Lichterscheinungen zuließ. Die Darstellung beschränkte sich auf gewisse Teilgebiete und konnte keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Wenn nun auch jetzt dieser Forderung noch nicht entsprochen werden kann, so sei es gestattet hier wenigstens auf einige weitere Punkte dieses Gegenstandes einzugehen. Die erste Abhandlung befaßte sich in der Hauptsache mit der Funktion des am Tage tätigen trichromatischen Zapfenapparates. Wir wenden uns jetzt auch den Stäbchen zu, werden ihre Farbstoffe erörtern und uns dann eine Vorstellung von dem Wesen der Dunkeladaptation machen. Nach einer kurzen Auseinandersetzung mit der Heringschen Sehsubstanz und seiner Helligkeitsformel werden wir unsere Helligkeitsformel entwickeln und sie auf die Kontrasterscheinungen anwenden. Schließlich diskutieren wir die Ergebnisse neuerer experimenteller Forschungen auf dem Gebiet der Netzhautströme von Chaffee und seinen Mitarbeitern. Wir haben dann alle Elemente um das Zustandekommen des Flächensehens zu erörtern und kommen zum Schluß noch einmal auf die Lichterscheinungen in der Dämmerung und Dunkelheit zurück.

* * *

Ehe wir uns diesen Hauptpunkten zuwenden, sei hier die Reihenfolge der Sehvorgänge noch einmal vorausgeschickt, soweit wir sie in den Bereich unserer Betrachtungen einbeziehen müssen. Wir folgen dabei der En rgie, durch welche diese Vorgänge bewirkt werden. Diese Energie langt im Auge in Form von Lichtstrahlen an. Die Bezeichnung Licht kommt eigentlich nur der entsprechenden psychologischen Vorstellung zu, und wir nennen die physikalischen Energiestrahlen nur deshalb Lichtstrahlen, weil nach gewissen Umformungen ihrer Energie diesen Strahlen letzten Endes die Lichterscheinungen folgen. Ein Lichtstrahl besteht aus den Spektralstrahlen, die sich von einander durch die Länge ihrer Schwingungswelle unterscheiden. In den Farbstoffen der Netzhaut enden die physikalischen Energiestrahlen, und hier wird absorbierte

Energie daraus, die dann, getrennt nach positiver und negativer Spannung, auf die Nervenfasern übergeht. Dieser Vorgang spielt sich in den Sehelementen ab, worunter wir die einzelnen Zapfen und Stäbchen verstehen; er wurde früher bereits ausführlich beschrieben (4, S. 11) [1]. Wir haben also eine positive Strömung, die bei den einzelnen Sehelementen verbleibt, und die negative Orientierungsströmung, deren Nervenleitungen, wie beschrieben, mit einander seitliche Verbindung haben. Im Differenzierungsorgan E (4, S. 11) kommen dann die beiden Strömungen zu einer gewissen gemeinsamen Wirkung, auf die in diesem Aufsatz noch sehr ausführlich eingegangen wird, und wir werden dann diese Differenzierungsorgane aus einem bestimmten Grunde die Widerstandsorgane nennen. Wir müssen sie in den Nervengebilden suchen, die in das Nervenfasersystem der Netzhaut knotenförmig eingeschaltet sind. Dieses ganze Nervenfasersystem wird von den Lichtstrahlen auf dem Wege von der Pupille zu den Farbstoffen durchschritten und kann so durchschritten werden, weil es transparent, also für Lichtstrahlen durchlässig ist. In den Widerstandsorganen ergeben sich jene Spannungsschwankungen der Sehströme, die sich im cerebralen Sehorgan dann geltend machen und schließlich uns als Licht- und Farbtonerscheinungen zum Bewußtsein kommen. Den Ort, wo das geschieht, wollen wir hier das cerebrale Sehfeld nennen. Unsere Untersuchungen betreffen meistens die Vorgänge in der Netzhaut, und wir wollen ihre einzelnen Zonen nochmals angeben. Im Zentrum der Netzhaut, gegenüber der Pupille haben wir die Stelle des schärfsten Sehens, wo sich nur Zapfen, keine Stäbchen befinden. Man kann sie die trichromatische Zone nennen. Schon in dem geringen Winkelabstand von etwa 2^0, vom Mittelpunkt dieser Zone an gerechnet, treten dann zahlreiche Stäbchen zwischen die Zapfen, sie in einem Kreise umgebend; denn die Stäbchen haben nach Erggelet (3. Tafel) einen bedeutend kleineren Durchmesser als die Zapfen. Weiterhin werden zwischen den Zapfen die Stäbchen immer zahlreicher, bis es schließlich nur noch Stäbchen und keine Zapfen mehr gibt. Damit sind wir an den Rand der zweiten Zone gelangt, die hauptsächlich in der Dämmerung in volle Funktion kommt, und wo dann neben grauen Tönen nur noch zwei Munttöne erscheinen, ein blauer und ein gelber. Sie heißt deshalb auch die dichromatische Zone. Ob es in dieser Zone auch Sehelemente gibt, seien es Zapfen oder Stäbchen, welche nur zwei Farbstoffe enthalten, und denen der dritte, das schwarze Pigment fehlt, können wir nicht sagen. Wir nehmen es aber an;

---

[1] Die Zahlen in Klammern sind die Hinweise auf das Literaturverzeichnis am Schluss und die Seitenzahl.



denn der Unterschied in Bau und Form dieser beiden Sehelemente ist an der Stelle, wo die Zapfen spärlicher werden, nicht mehr so scharf ausgeprägt wie nach der zentralen Netzhautzone zu. In der dritten Zone schließlich bleiben nur noch Stäbchen übrig, die im Dunkeln in volle Tätigkeit kommen. Weil sie nur einen einzigen Farbstoff enthalten, erscheinen keine im Ton differenzierten Lichter mehr, sondern nur hellere oder dunklere unbunte Töne. Diese dritte Netzhautzone heißt darum auch die monochromatische.

Wenn wir unsere Betrachtungen jetzt auf die gesamte Netzhaut ausdehnen wollen, so müssen wir nochmals zu den Farbstoffen, die in der Netzhau wirken, zurückkommen. Wie früher schon beschrieben (4, S. 7), gehört zu jeder Faser in den Sehelementen ein Quantum Farbstoff, und die einzelne Faser erhält soviel Lichtenergie, wie ihr Quantum Farbstoff zu absorbieren vermag, beziehungsweise soviel, wie vorhanden ist und die Absorptionsfähigkeit des Farbstoffquantums nicht übersteigt. Das Absorptionsvermögen der Farbstoffe im allgemeinen hängt ab einmal von der Konzentration des Farbstoffes und sodann vom Umfange seines Absorptionsbereiches. Dieser ist für jeden Farbstoff charakteristisch. Er umfaßt eine größere oder kleinere Gruppe der Farbenstrahlen des Spektrums. Jedoch vermag der Farbstoff nicht von allen Spektralstrahlen seines Absorptionsbereiches gleich große Energiemengen zurück zu behalten. Die Absorptionsfähigkeit erreicht ungefähr in der Mitte des Absorptionsbereiches ihren Höhepunkt und nimmt bei den anschließenden Spektralstrahlen allmählich ab. Wird der Farbstoff konzentrierter, so dehnt sich sein Absorptionsbereich in der Weise aus, daß seine Absorptionsfähigkeit für die einzelnen Spektralstrahlen steigt und von diesen an beiden Enden der Zone noch weitere in den Absorptionsbereich einbezogen werden.

Die Farbstoffe, welche in den Sehelementen der Netzhaut wirken, sind drei: der Sehpurpur, das Bleichprodukt von diesem, welches auch Sehgelb genannt wird, und schließlich ein schwarzer Farbstoff. Die monochromatischen Stäbchen der peripheren Netzhautzone enthalten nur einen Farbstoff, den Sehpurpur. Soweit diese Elemente bei Tageslicht funktionieren, wird ihr Farbstoff zum Sehgelb. Versuche von S. Garten, mitgeteilt von G. E. Müller (11), haben gezeigt, daß sich unter Einwirkung des Tageslichtes der Absorptionsbereich des Sehpurpurs mehr nach den kurzwelligen Farbenstrahlen des Spektrum hin verschiebt. In den dichromatischen Stäbchen haben wir ebenfalls den Sehpurpur mit seiner Nervenfaser und, diesem vorgelagert, das Sehgelb mit einer zweiten Faser. Der Lichtstrahl durchschreitet zuerst das Sehgelb und danach den Sehpurpur. In den Zapfen endlich tritt

hinter diese beiden noch der schwarze Farbstoff, wie früher schon gesagt. Schanz (12) berichtete schon, daß das im Zentrum der Netzhaut vorhandene schwarze Pigment mit der Entstehung der

760 μμ 400 μμ

№ 1

№ 2

№ 3

№ 4

№ 5

Figur 1

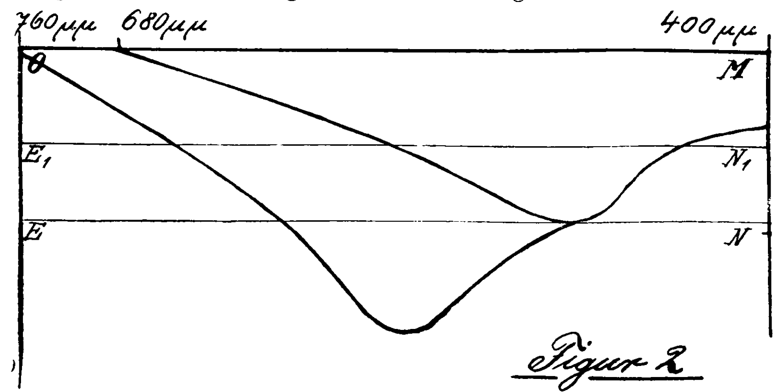


Sehreize zu tun hat. Doch legte er diesen von ihm beobachteten Zusammenhang anders aus, als es hier geschieht.

Wir müssen uns nun die Absorptionsbereiche des Sehpurpurs und se nes Bleichproduktes, des Sehgelbes, in seinen verschiedenen Graden der Konzentration und Belichtung näher ansehen; denn einige Erscheinungen lassen sich mit Hilfe der Annahme erklären, daß bei den Farbstoffen in den Sehelementen nicht überall der gleiche Grad der Konzentration besteht, und daß bei verschiedener Lichtstärke der Grad der Ausbleichung verschieden ist oder dieselbe im Dunkeln ganz ausbleibt. Eine graphische Darstellung gibt uns einen chnellen Überblick über die wahrscheinlichen Absorptionsbereiche der Sehstoffe (Figur 1). Da abziehende Kräfte darzustellen sind, nehmen wir die Absorptionsfähigkeit für die einzelnen Farbenstrahlen als negative Ordinaten an. Die Stäbchen für die Dunkeladaptation haben den wenig konzentrierten Sehpurpur Nr. 3. Mit diesem g sehen, erscheint das Spektrum an beiden Enden stark verkürzt. Wie wir später nachweisen werden, ist den Fasern dieser Stäbchen der gelbe Farbton zugeordnet. Die monochromatischen Stäbchen, die am Tage in Tätigkeit sind, enthalten das Sehgelb Nr. 1. Es ist von mittlerer Konzentration und nicht stark gebleicht. Sein Absorptionsbereich umfaßt etwa das Gebiet der Farbenstrahlen, die von den eisblauen und reinblauen Flächen kommen. Seiner Faser ist der blaue Ton zugeordnet. Derselbe wird denn auch am Tage bis zur äußersten Peripherie der Netzhaut hin wahrgenommen, während der gelbe Ton nur soweit erscheint, wie die Zone der dichromatischen Stäbchen reicht. In diesen dichromatischen Sehelementen haben wir das Sehgelb Nr. 1 und den Purpur Nr. 4. Beide sind von mittlerer Konzentration. Auch hier beobachten wir bereits eine Verkürzung des Spektrums an seinen beiden Enden. In der Dämmerung und Dunkelheit nimmt der Grad der Ausbleichung des Sehgelbes ab, d. h. sein Absorptionsbereich nähert sich wieder mehr demjenigen des Sehpurpurs. Da diese be den Sehstoffe zusammen die Purpurstrahlen allein frei lassen, müssen sie objektiv ebenfalls als Purpurfarbstoff erscheinen. Zu erwähnen ist noch, daß dem Sehgelb der blaue und dem Sehpurpur der gelbe Lichtton zugeordnet ist. Die Zapfen endlich enthalten die konzentrierten Farbstoffe Nr. 2 und 5, außer dem schwarzen Pigment. Auch hier ist dem Sehgelb der blaue und dem Sehpurpur der gelbe Ton zugeordnet. Dazu kommt nun noch die dritte, vom schwarzen Farbstoff abhängige Faser, mit welcher die Sinnesvorstellung des roten Lichttones verknüpft ist.

Wie sich die Energie eines Lichtstrahles von mittlerer Stärke auf die drei Farbstoffe verteilt, das wurde schon dargestellt (4, S. 6). Mit Hilfe der Figur 2 wollen wir uns nun veranschaulichen, wie

sich in den Zapfen die Verhältnisse bei starken und schwachen Strahlen gestalten. Wir sehen da zunächst wieder die Kurve des Sehgelbes Nr. 2 von Figur 1. Dieser nachgeordnet ist die Kurve



des Sehpurpurs Nr. 5, jedoch so, daß sich ihre Ordinaten zu denen des Sehgelbes Nr. 2 addieren. Beide sind negativ. Als Band von der Breite OM gedacht, kommt nun von oben ein Lichtstrahl. Seine Stärke entspricht der Strecke OE. Ist er also bis zur Linie EN vorgedrungen so sehen wir, welche Teile seiner Energie im ersten und zweiten Farbstoff absorbiert wurden. Der Rest ist dem schwarzen Farbstoff zugefallen. Ein Lichtstrahl nun, der mehr Energie führt, als durch das Maß OE dargestellt wird, dringt natürlich über die Linie EN hinaus vor, und wir sehen, daß dann die blaue Faser keine weitere Energie mehr erhält, wohl aber die gelbe, und zwar von den mittleren Spektralstrahlen. Den Rest des Überschusses nimmt wieder das schwarze Pigment, also die „rote“ Faser. Reicht die Energie des ichtstrahles nur bis E_1 N_1, so ist nun leicht abzulesen, in welchem Maße und von wel hen Spektralstrahlen die drei Farbstoffe jetzt weniger Energie erhalten. Damit haben wir die Möglichkeit, das Brücke-Petzold'sche Phänomen zu erklären. Schröd:nger erwähnt es (13, S. 481). Dasselbe ist die Folge der Abschwächung des Lichtes bis auf E_1 N_1. Hering (8, S. 277) beschrieb auch das Gegenstück dazu, die Veränderung der Farbtöne bei Verstärkung des Lichtes.

Ehe wir aber zur Erklärung dieser Erscheinung übergehen können, müssen wir unsere Theorie des Farbensehens noch weiter ausbauen. Da allgemein angenommen wird, daß mit dem Sehpurpur die Dunkeladaptation des Auges zusammenhängt, so wollen wir jetzt diesen Vorgang betrachten.

Die monochromatische Zone der Netzhaut soll dem Sehen im Dunkeln deshalb dienen, weil hier der Sehpurpur besonders bei



Dunkeladaptation des Auges reichhaltig und in sehr starker Färbung vorhanden sei. Er sei deshalb, so heißt es, sehr lichtempfindlich und vermöge auf die geringsten Lichtenergien zu reagieren, etwa wie die lichtempfindliche Schicht einer photographischen Platte. Dieser Auffassung vermag man sich nicht anzuschließen. Daß der Farbstoff objektiv sehr farbkräftig erscheint, deutet schon darauf hin, daß er eine starke Lichtremission besitzt, also weniger Lichtenergie absorbiert. Von unserm subjektiven Standpunkt aus beurteilt, hat er dann jedenfalls einen kleinen Absorptionsbereich wie der in Figur 1 Nr. 3 dargestellte. Wir kommen zu folgenden Erwägungen und Schlußfolgerungen.

Die monochromatische Zone der Netzhaut ist bei Helladaptation nicht unempfindlich, sondern wie die dichromatische und trichromatische Zone, so nimmt auch sie bei Tage Licht auf. Also enthalten die Stäbchen, die am Tage in Funktion sind, absorptionsfähigen Farbstoff. Gehen wir mit dem helladaptierten Auge unvermittelt in einen dunklen Raum, so haben wir zunächst keinerlei Lichtempfindung. Die hier vorhandene geringe Lichtenergie, die gleichwohl absorbiert wird, gelangt nicht mehr als Sehreiz bis zur zentralen Wahrnehmungsstelle des Sehorganes. Die Absorptionsfähigkeit des Farbstoffes übersteigt also schon bei weitem die vorhandene physikalische Lichtmenge. Den Farbstoff mehr zu konzentrieren oder zu vermehren, wäre ganz zwecklos. Er kann ja die elektromagnetische Energie der ankommenden Lichtstrahlen nicht vergrößern, kann nur absorbieren, was vorhanden ist. Der Zapfenapparat setzt schon im letzten Stadium der Dämmerung aus, weil eben seine Farbstoffe zu stark konzentriert sind, und weil dann fast keine Energie mehr zum zweiten und nichts mehr zum dritten Farbstoff hindurch gelangt; denn schon der erste Farbstoff ist fähig, den allergrößten Teil selbst aufzunehmen, und den geringen Rest nimmt der zweite, ohne ihn noch nützen zu können. Am Tage ist die Tiefengliederung konzentrierter Farbstoffe, wie wir sie in den Zapfen und dichromatischen Stäbchen haben, das Gegebene. Ein Lichtstrahl hat dann Energie genug, um sie selbst auf drei Nervenfasern verteilen zu können. Aber im Dunkeln ist nicht einmal Energie genug vorhanden, um in einer einzigen Faser wahrnehmbaren Reiz zu erzeugen. Um diese geringen Energien noch für den Sehprozeß nützen zu können, muß an die Stelle der Tiefengliederung eine horizontale Zusammenfassung der Sehelemente treten. Die von mehreren neben einander stehenden Stäbchen aufgenommene Energie muß einer einzigen Faser als Sehreiz zugeleitet werden. Die Helligkeit der Lichtvorstellung als Funktion der veränderlichen Lichtenergie wird dann gleich dieser, multipliziert mit der Anzahl der zusammengeschlossenen Stäbchen als

dem konstanten Koeffizienten. D. h. kleine Verschiedenheiten bei der Lichtmenge erzeugen große Helligkeitsunterschiede. Eine Folge dieser seitlichen Zusammenfassung muß geringere Schärfe der Grenzlinien sein, und in der Tat sind die Umrisse der Flächen im Dunkeln weniger scharf zu erkennen. Neben den bei Tage funktionierenden dichromatischen und monochromatischen Stäbchen muß es also eine große Anzahl solcher monochromatischen geben, die bei Tage ausgeschaltet sind. Das ist in der Weise denkbar, daß tagsüber die Stäbchenfaser keine Fühlung mit ihrem Farbstoff hat. Es wird ja auch beobachtet, daß sich die Stäbchen bei Belichtung zusammenziehen. Vielleicht wird in dieser Weise die Nervenfaser von ihrem Farbstoff hinweg gezogen. Ist das geschehen, so ist das Auge für Hell adaptiert. Die übermäßig starken Reize können nicht mehr entstehen. Im Dunkeln hingegen verlängern sich die Stäbchen und der Kontakt zwischen Farbstoff und Nervenfaser wird langsam wieder hergestellt und damit die Dunkeladaptation. Nun ist es denkbar, daß beim Anstoßen der Stirne einzelne der ausgeschalteten Fasern mit ihrem Farbstoff kurzen Kontakt bekommen und daß in dieser Weise das bekannte Funkensprühen zu erklären wäre.

Man kann bei einem helladaptierten Auge eine parzielle leichte Dunkeladaptation in folgender Weise herstellen. Den Versuch macht man bei hellem Tageslicht. Man dreht die Augen so weit wie irgend möglich nach einer Seite, z. B. nach links und drückt dann mit dem Zeigefinger der rechten Hand leicht auf den Augapfel des rechten Auges möglichst weit nach dem äußeren Augenwinkel zu, also in möglichst großem Abstande von der Pupille. Den Augapfel braucht man dabei nicht direkt zu berühren, sondern das Augenlid kann sich zwischen ihm und der Fingerspitze befinden. Das Auge aber soll dabei geöffnet bleiben. Man sieht dann, anscheinend von links her kommend, eine Lichterscheinung, die bestehen bleibt, so lange der Druck andauert. Hier hat man wahrscheinlich durch den Druck eine Anzahl von ausgeschalteten Stäbchen in Funktion gesetzt, indem man ihren Farbstoff an die Nervenfaser heran drückte. Auch bei geschlossenem Lid sieht man diese Erscheinung; denn durch das Lid gelangt immer noch viel Licht in die Pupille. Im Dunkeln hingegen ist die Lichterscheinung sehr schwach, oft kaum zu bemerken. Stärker ist sie im Dunkeln beim Druck am inneren Augenwinkel, wenn jede von Außen kommende Lichtenergie ausgeschlossen ist. Hieran wird später nochmals angeknüpft werden. Manche sehen diese Lichterscheinung in einer leicht goldgelblichen Färbung. Den bei Tage ausgeschalteten Fasern der monochromatischen Zone, auf die man den Druck ausübt, ist ja auch, wie schon erwähnt wurde, der gelbe Farbton zugeordnet.



Die seitliche Zusammenfassung der Nervenreize ist in der zentralen Zone der Netzhaut nicht möglich, weil keine Stäbchen vorhanden sind, die eingeschaltet werden könnten. Aber schon etwa 2^0 vom Zentralpunkt entfernt treten die Stäbchen auf. Ihr Durchmesser beträgt nur ein Viertel von demjenigen der Zapfen, sodaß nach Erggelet (3, Tafel) sich zuerst etwa 4 Stäbchen zwischen je zwei Zapfen schieben und diese somit von den Stäbchen umringt werden. Die Stäbchen werden bald weit zahlreicher, während die Zahl der Zapfen abnimmt.

Wo bei der Dunkeladaptation die seitliche Zusammenfassung der Sehreize stattfindet, müssen die Grenzlinien an Schärfe verlieren; denn die Stäbchen werden die absorbierte Energie auch oft auf die andere Seite der Grenzlinie leiten, wenn dort der Zapfen oder das Zentralstäbchen steht, an das sie angeschlossen sind. So gelangt an der Grenzlinie von der lichtstarken Fläche Licht auf das Gebiet der lichtschwachen, was das Verschwimmen der Grenzlinien zur Folge hat.

* * *

Wenn wir uns jetzt mit einigen Lehrsätzen der Heringschen Theorie auseinander setzen, so geschieht es nicht in der aussichtslosen Absicht, die Leistung Herings herabsetzen zu wollen. Sein Verdienst bleibt es, in der Erforschung der Kontrasterschei ungen Wege gebahnt und mit seinen klassischen Versuchen Brücken geschlagen zu haben, die uns unser weiteres Vordringen auf dem Wege möglich machten. Dabei sind wir aber den Nachweis schuldig, dass es nicht möglich war, in der von Hering eingeschlagenen Wegrichtung zu bleiben, wenn wir uns in eine andere Richtung wenden.

Hering suchte alle Erscheinungen des Sehens aus einem einzigen Prinzip heraus zu erklären, nämlich aus dem Verhalten einer Sehsubstanz. Er gab nicht besonders an, ob er sich diese Substanz in der Netzhaut oder aber im cerebralen Teile des Sehorganes vorhanden dachte, scheint aber als selbstverständlich vorausgesetzt zu haben, daß sie sich in der Netzhaut befindet. Gefunden worden ist diese Substanz in der Netzhaut nicht. Mit dem Sehpurpur identifiziert er sie ausdrücklich nicht (8, S. 21, 112, 179). Ihm ist dieser Farbstoff lediglich das Empfangsorgan für die Lichtenergie. Der Farbstoff verändere sich unter der Einwirkung des Lichtes chemisch, und die von diesem Prozeß ausgelösten Kräfte veranlassen dann erst die chemischen Prozesse in der Substanz, welche die Licht- und Farbenempfindungen zur Folge haben, und von welchen er zuerst annahm, daß sie durch die direkte Einwirkung des Lichtes entständen. Das Dazwischentreten des Sehpurpurs

zwischen Lichtstrahl und nervose Sehsubstanz hat also die Heringsche Theorie gleich zu Anfang des Sehvorganges sehr kompliziert gestaltet.

Die Heringsche nervose Sehsubstanz, die einen erheblichen Stoffwechsel aufweisen müßte, ist nicht aufgefunden worden, und für ihr kompliziertes Verhalten fehlt jede chemische Vorstellung. Ein und dasselbe Substanzteilchen soll unter der Einwirkung des gleichen Energiequantums gleichzeitig ab- und aufgebaut werden können, während man bei dem Verlauf chemischer Prozesse gleichzeitig nur den Ablauf in einer Richtung kennt vom Ausgangsprodukt zum Endprodukt. Der Heringsche Vorgang ist noch komplizierter. Es sollen in dem gleichen Teilchen der Sehsubstanz zugleich sechs chemische Prozesse vor sich gehen, von denen je zwei zusammengehören und den oben erwähnten entgegengesetzten Ablauf haben. Den sechs chemischen Prozessen müßten nun sechs qualitativ verschiedene Sehnervenreize folgen, während bei den Nervenfasern keine qualitativen Verschiedenheiten gefunden werden, somit auch keine qualitativ verschiedenen Reize angenommen werden können. Hier gilt die Analogie der elektrischen Leitungen, nicht die von Röhrenleitungen, durch die man Stoffe verschiedener Art senden kann.

„Die letzten 25 Jahre der Erforschung der Physiologie der Nerven", so schreibt Hecht (6, S. 217), „haben gezeigt, daß die Nervenreize ihrem Wesen nach von Nerv zu Nerv gleichartig sind, selbst von Bewegungs- zu Empfindungsnerv." Hillebrand versuchte die von der Heringschen Theorie geforderte qualitative Verschiedenartigkeit der Nervenreize zu verteidigen (7, S. 89), indem er darauf hinwies, daß der Herzvagus wahrscheinlich Assimilationsreize leite. Zwingend ist diese Annahme nicht. Ob ein Nervenreiz Assimilation oder Dissimilation anregt, hängt nicht von der Art des Reizes ab, sondern davon, wo der Nerv endet. Sind hier die Bedingungen für Assimilation geschaffen worden, so wird diese auf den Reiz hin beginnen, ebensogut wie Dissimilation einsetzen müßte, wenn der Reiz am Ende des Nerves die Bedingungen dafür anträfe. Wo der Herzvagus den Reiz hinleitet, sind jedenfalls Assimilationsbedingungen vorbereitet. Man darf auch hier wohl ein Gleichnis aus der Elektrotechnik anwenden. Endet ein Draht bei einem Elektromotor, so wird stets mechanische Energie erzeugt werden, sobald man den elektrischen Strom in den Zuleitungsdraht sendet. Man könnte den gleichen Strom auch in einen andern Draht leiten und dann etwa ein Straßennetz beleuchten.

Große Schwierigkeit bereitet auch der Vorgang, auf welchen Hering das Zustandekommen der Kontrasterscheinungen aufbaut.

Wird in einem Sehelement der Sehsubstanz einer der sechs Prozesse, z. B. der Prozeß, dem Hering die Lichtvorstellung Weißlich zugeordnet hat, angeregt, so regt dieser Prozeß auch in allen Nachbarteilchen der Sehsubstanz einen Prozeß an und nun nicht etwa den gleichen des Weißlichwerdens, sondern den antagonistischen Prozeß, dem Hering die Lichtvorstellung Schwärzlich zugeordnet hat. Die Kontrasterscheinungen lassen sich zwar nach der Heringschen Theorie nur so erklären; aber das macht die Wahrscheinlichkeit dieser Erklärung nicht größer. Man empfindet sie als unbefriedigend. Sodann stehen alle die sechs Prozesse zwischen allen Elementen der gesamten Sehsubstanz in Wechselwirkung, so daß man zu keiner klaren Vorstellung darüber gelangen kann, wie dieses Hin und Zurück der Wechselwirkungen nun eigentlich ihr Ende erreicht.

Das Wesen dieser Wechselwirkungen, die man doch als Fernwirkungen ansehen muß, wird nicht erörtert. Man kann sie nur als elektromagnetische Vorgänge ansprechen, welche in Nervenleitungen von Element zu Element geleitet werden. Damit entsteht die Schwierigkeit, sich qualitativ verschiedene Reizströme vorzustellen. Wir sind der Meinung, daß lediglich die örtliche Trennung der Nervenreize die verschiedenen Sinnesvorstellungen zur Folge hat (4, S. 8).

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, eine umfassende Darstellung der Heringschen Theorie zu geben. Wir versuchten nur unsere Auffassung zu rechtfertigen, daß ihren Hauptstützpunkten keine große Wahrscheinlichkeit zukommt. Auch die von Hering darauf gegründeten mathematischen Deduktionen (8, S. 163 uf.) müssen hier weggelassen werden. Wir wollen nur nachweisen, daß die theoretischen Resultate sich nicht immer mit den zu beobachtenden Tatsachen decken, und zu diesem Zwecke genügt es, die Schlußformel wiederzugeben (8, S. 173)

$$H = \frac{D_0 + \delta r\ (1 - n)}{2 + \delta r}$$

H ist die Helligkeit des Farbtones an der zu beobachtenden Netzhautstelle. Für die „zu beobachtende Netzhautstelle" werden wir hier der Kürze halber immer P sagen. D_0 stellt den Wert der „Stimmung" der Netzhaut dar; er wird bestimmt durch die Belichtung, welche die Netzhaut vor dem Moment des Sehens erfahren hat. Dabei wird unterschieden zwischen der Stimmung der Netzhaut bei P und der Stimmung außerhalb unseres Punktes P. Jene wird mit δ, diese mit Jr bezeichnet. Die Glieder δ und Jr haben einen niedrigen Wert, wenn die vorangegangene Belichtung stark

war und umgekehrt. Der Einfluß D_0 der beiden Stimmungen δ und Jr auf H ergibt sich aus folgender Gleichung

$$D_0 = \delta - Jr$$

Ist also bei P vorher helle und außerhalb von P weniger helle Belichtung gewesen, so ist jetzt bei P eine geringere Helligkeit zuerwarten; denn δ ist klein und Jr groß. Beide Momente verkleinern D_0 und damit H. Diese Erscheinung, die Stimmung D_0 also, ist weiter nichts als das komplementäre Nachbild, in dem hier angenommenen Falle dasjenige eines weißen Fleckes auf dunklem Grunde, und von dieser Nachbilderscheinung wurde auch diese Größe der Formel abgeleitet. Das komplementäre Nachbild kommt aber nur infolge einer dem Auge aufgezwungenen Zwangslage, nämlich durch starres Festhalten des Blickes und dann auch nur für kurze Zeit zur Geltung. Beim normalen Sehen kann man seinen Einfluß nicht feststellen.

Hering versuchte eben, alle Erscheinungen des Farbensehens aus einem einzigen Prinzip heraus zu erklären, nämlich aus dem Stoffwechsel in der Sehsubstanz, während man annehmen darf, daß sich die verschiedenen Erscheinungen aus dem Verhalten verschiedener Teile des Sehorganes werden erklären lassen. Das Glied D_0 in der Formel führt zu Fehlschlüssen, wie wir nachher noch sehen werden. Zunächst sind noch die andern Glieder der Formel zu erläutern. δr ist die Wirkung des Strahles r bei P, dessen Helligkeit berechnet werden soll. Die Energie des Strahles selbst ist gleich r. Da nun δ höchstens gleich 1 sein kann, gewöhnlich aber kleiner als 1 ist, so wird hier H durch δ verringert. Vorher bei D_0 wurde aber H durch δ vermehrt. Dieses Ergebnis der mathematischen Ableitung ist unerklärlich. δrn ist die Kontrastwirkung, welche bei P hervorgerufen wird durch das Licht, das zu gleicher Zeit mit dem Lichtstrahl r außerhalb von P auf die Netzhaut gelangt. Der Beobachtung entspricht es, daß dieses Kontrastlicht, wie die Formel sagt, die Helligkeit eines betrachteten Punktes herabsetzt.

Der Nenner $2 + \delta r$ entsteht durch die Summierung der Assimilation und Dissimilation, die in der Sehsubstanz beim Punkte P zu gleicher Zeit stattfinden soll, ein Vorgang den man sich, wie schon erwähnt, nicht vorzustellen vermag. Man könnte die Annahme trotzdem nicht verwerfen, wenn die Formel mit den Versuchsergebnissen übereinstimmte. Dies ist hingegen nicht der Fall.

Setzt man $H = f(r)$,

so ergibt sich als Funktionenkurve der Teil einer Hyperbel (8, S. 176) $(1-n)$ bestimmt die Lage der Asymptote, die desto niedriger liegt, je größer n wird. Wir haben also für jeden Wert von n eine andere Kurve und damit eine ganze Schar von Hyperbeln.



$\frac{D_0}{2}$ bestimmt die Lage des Anfangspunktes auf der Ordinate für r = 0. Er ist also für alle Hyperbeln derselbe. Ist (1 —n) kleiner als $\frac{D_0}{2}$, so verläuft die Kurve von ihrem Ausgangspunkt an stets abwärts, zuerst steil und dann immer weniger steil, fast parallel mit der 0-Abszisse. Absteigende Kurven ergeben sich also, wenn starke allgemeine Beleuchtung und damit starkes Kontrastlicht vorhanden ist. Dann wird H mit zunehmender Lichtstärke immer kleiner. Das besagt folgendes. Dunkelgraue und schwarze Farbtöne erscheinen um so dunkler, je stärker die allgemeine Beleuchtung wird. Beobachtet wird das aber keineswegs. Schaltet man, während man eine dunkle Fläche betrachtet, eine weitere Lichtquelle ein, so sieht man diese dunkle Fläche nicht dunkler, sondern deutlich heller werden. Allerdings bemerkt man die Helligkeitszunahme nur im Moment der plötzlichen Lichtverstärkung, und wenn man die dunkle Fläche im Auge behalten hat. Kurz danach könnte man bereits nicht mehr sagen, daß eine Helligkeitsänderung überhaupt stattgefunden hat. Jedenfalls kann man Herings Ansicht nicht bestätigen, daß die Fläche dunkler geworden wäre. Herings weitere Deduktionen führen (8, S. 190, Fig. 39) schließlich zu dem Ergebnis, daß von zwei verschieden dunklen Flächen bei heller Beleuchtung die lichtstärkere Fläche dunkler aussehen soll als die lichtschwache. Hier wird es klar, daß die Formel zu einem Fehlschluß führt, und wie schon angedeutet, liegt das zunächst einmal daran, daß die Größe D_0 darin vorkommt. Setzt man dieselbe gleich Null, weil sich ja die Stimmung des Auges beim normalen Sehen nicht bemerkbar macht, so fallen alle die Hyperbeln weg, die absteigende Richtung haben. Die dann noch bleibende Kurvenschar erklärt zwar auch noch nicht alle Erscheinungen des Simultankontrastes, und wir werden nachher an ihre Stelle eine andere Kurvenschar setzen, mit der das erreicht wird. Immerhin kommt die Schar der aufsteigenden Hyperbeln einigen Tatsachen, die beobachtet werden, bedeutend näher.

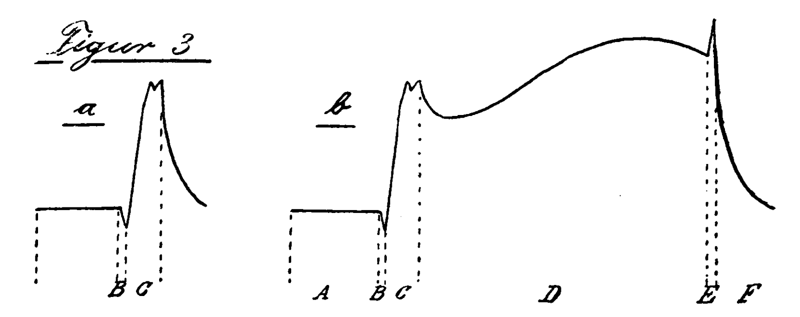
Es ist der Grund dafür nicht einzusehen, warum Hering immer wieder die Behauptung nachdrücklich betonte, daß dunkle Flächen bei Verstärkung der allgemeinen Beleuchtung dunkler werden und nicht heller (8, S. 70, 130, 174) und wenn er seine Behauptung durch Beobachtungen bewies, so waren es Erscheinungen, die man nicht dem normalen Tageslichtsehen zurechnen kann. Im wesentlichen ist es die Erscheinung des Eigenlichtes der Netzhaut, worauf er sich stützte. Es ist grau, und Gegenstände, die dunkler sind als dieses Eigengrau, werden erst dunkler, wenn die Beleuchtung

einsetzt. Das trifft aber nur für die Dämmerung, d. h. für eine noch unvollkommene Beleuchtung zu, wo das Auge noch nicht in seine normale Funktion eingetreten ist. Die Überschwelligkeit der Reize ist dann noch nicht stark genug ausgebildet, und in diesem Falle muß ein grauer Ton sichtbar sein, wie wir das noch sehen werden, wenn wir später das Flächensehen erörtern werden. Jetzt wollen wir versuchen, zunächst die Gesetze des normalen Sehens aufzufinden.

* * *

Wenn wir die Sehvorgänge in der Netzhaut nicht als Prozesse des Stoffwechsels auffassen, sondern als Energieströmungen, die also nicht allein an den Angriffspunkt der Lichtkraft gebunden sind, so liefert uns die Heringsche Theorie dadurch eine erste Stütze, daß auch sie eine Fernwirkung der ausgelösten Wirkungen kennt und ohne diese nichts zu erklären vermag. Fernwirkungen, die ohne wahrnehmbaren Zeitverlust vor sich gehen, können wir uns nicht anders als elektromagnetische Strahlung oder Strömung vorstellen. Wir müssen deshalb die Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiet der Netzhautströme prüfen. Dabei wird hier kein vollständiger historischer Rückblick auf diese Forschung gegeben werden müssen, sondern es wird genügen, neuere experimentelle Arbeiten heranzuziehen um zu sehen, ob mit deren Ergebnissen unsere theoretischen Erkenntnisse in Einklang zu bringen sind. Experimente, die Waller (14, S. 515) ausführte, beweisen, daß in Pflanzen bei Belichtung dann elektrische Ströme auftreten, wenn Chlorophyll im geprüften Pflanzenteil anwesend ist, und daß ohne Chlorophyll elektrische Ströme nur in ganz vereinzelten Ausnahmen auftreten. Was uns hier interessiert, ist die Tatsache, daß, wenn die Belichtung nicht mit allen Spektralstrahlen erfolgte, die Strömung dann am stärksten war, wenn mit den Spektralstrahlen belichtet wurde, welche durch das Chlorophyll absorbiert werden, nämlich mit den roten. Somit entstehen die elektrischen Strömungen aus der absorbierten Energie, wie wir das auch bei unsern Farbstoffen in der Netzhaut angenommen haben. Daß die Absorptionskurve des Sehpurpurs damit übereinstimmt, wie wir im Dunkeln die einzelnen Farbflächen sehen, ob hell, halbhell oder verdunkelt, das ist von mehreren Forschern wiederholt festgestellt worden. Eine ähnliche Kurve hat Chaffee und Hampson (2, S. 20) für das Froschauge aus Messungen der Stromstärken abgeleitet, die bei Belichtung mit den verschiedenen Spektralstrahlen entstanden. Aber auch eine andere Serie von Experimenten, die Chaffee und seine Mitarbeiter ausführten, bietet uns Stützen für unsere elektrische Theorie des Sehens. Wir finden eine reichhaltige

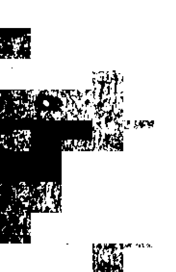
Sammlung dieses Beobachtungsmaterials in den unter den Nummern 1, 2 9 und 10 im Literaturverzeichnis angegebenen Arbeiten mitgeteilt und erörtert. Nachdem die voraufgegangene in Betracht kommende Forschungsarbeit dort erwähnt und ihre Ergebnisse kurz zusammengefaßt wurden (1, S. 2—11), wird als Zweck der neuen Arbeit angegeben, daß man das Werk vorangegangener experimentierender Forscher mit verbesserter Apparatur vorwärts tragen wolle. Die Verbesserung bestand besonders darin, daß man in den Stromkreis, der vom beobachteten Objekt zum automatisch registrierenden Galvanometer führt, einen Verstärkerapparat mit zwei Röhren einschaltete. Damit konnten kleinste Spannungsschwankungen registriert werden, und man konnte mit den Lichtstärken des gewöhnlichen Sehens arbeiten. Auf die Einzelheiten der Experimente kann hier nicht eingegangen werden. An einer kurzen Zusammenfassung der Hauptergebnisse können wir jedoch unsere Theorie prüfen. Die Figur 3 a und b veranschaulicht die wichtigsten Erscheinungen.



In den Stromkreis eines Galvanometers wird die hintere Hälfte eines Tierauges eingeschaltet. Die eine Elektrode hat Kontakt mit der Netzhaut, die andere mit dem abgeschnittenen Sehnerven. Ist die Verbindung hergestellt, so macht sich sofort am Galvanometer eine konstante elektrische Spannung bemerkbar. Auf diese stellt sich der Zeiger ein. Das Stück A von Figur 3 a und b ist die Aufzeichnung dieser konstanten Einstellung des Galvanometers. Holmgreen machte im Jahre 1866 zuerst derartige Experimente und nannte die konstante Spannung den Strom der Verwundung. Wir nun glauben nicht, daß die Verwundung des Sehnerven den konstanten Reizstrom erzeugt; denn auch bei Experimenten, wo das Versuchstier am Leben und das Auge unbeschädigt an seinem Platze bleibt, tritt dieser konstante Strom auf, solange das Auge noch unbelichtet ist. Er wird durch die Einwirkung des Lichtes lediglich modifiziert.

Am Anfang des kleinen Abschnittes B wurde das Licht eingeschaltet, welches die Netzhaut belichtet. Im Abschnitt B schlägt nun der Galvanometerzeiger scharf aber ganz kurz nach der negativen Richtung aus. Erst Gotch entdeckte 1903 und 1904 diesen leichten negativen Ausschlag, weil er ein leicht ansprechendes Meßinstrument benutzte. Mit den schwerfälligen Apparaten, die man vorher verwendete, trat dieser kurze negative Ausschlag des Zeigers nicht in die Erscheinung, weil stets sogleich ein scharfer positiver Ausschlag folgt, womit der Abschnitt C der Kurve beginnt. Den negativen Ausschlag B, der beim Einschalten des Lichtes auftritt, können wir erst nachher erklären, wenn wir unsere Theorie weiter erörtert haben werden. Das Gegenstück zu B ist unserer Meinung nach der Abschnitt E. Hier haben wir einen kurzen positiven Ausschlag im Moment, wo die Belichtung der Netzhaut aufhört. Zusammen mit B werden wir ihn später noch erläutern. Auch über den Abschnitt C können wir hier noch nicht alles sagen, was wir zu sagen haben, können ihn aber teilweise diskutieren, soweit sich damit früher schon dargelegte Punkte unserer Theorie stützen lassen.

Bei der Belichtung der Netzhaut kamen in den Experimenten von Chaffee und Mitarbeitern zwei verschiedene Methoden zur Anwendung, einmal ganz kurze Momentbelichtungen, die zwischen 0,2 und 0,00128 Sekunden lagen und stets genau abgemessen wurden. Der Galvanometer registrierte deren Einwirkung etwa so, wie es die Figur 3 a zeigt. Sodann experimentierte man mit Dauerbelichtungen von mehr als 1 bis 30 Sekunden. Figur 3 b gibt eine ungefähre Darstellung der dann registrierten Kurven. Die Kurven der Dauerbelichtung zeigten im allgemeinen nur die altbekannten Einzelheiten, wie man sie mit den langsam ansprechenden Galvanometern früher schon erhalten hatte. Die der Momentbeleuchtungen hingegen ließen die interessanten Einzelheiten am Anfang der Belichtung besser erkennen. Dazu gehören die im Asschnitt C dargestellten. Nach dem kurzen negativen Ausschlag bei B folgt der steile positive Anstieg bis zu einem Punkte etwas unterhalb der beiden höheren Spitzen. Hier hat der erste positive Impuls sein Maximum erreicht. Schon aber folgt ein zweiter positiver Impuls, welcher den Galvanometerzeiger noch höher hinauf zum zweiten Maximum führt, wenn auch um ein geringes weniger steil. Dann folgt, wie angedeutet, noch ein drittes Maximum. Es wurde versucht, diese drei Maxima zu erklären. Die Zeitdifferenz blieb zwischen dem ersten und zweiten immer dieselbe, blieb aber nicht so genau gleich zwischen diesen und dem dritten Maximum. Die Stärke des Ausschlages aber änderte sich stets mit der Stärke der Belichtung. Bald war das



erste, bald das zweite und zuweilen auch das dritte Maximum am höchsten. Man konnte die Maxima nur mit Hilfe der Annahme erklären, daß in der Netzhaut nicht ein einheitlicher Mechanismus funktioniere, sondern mindestens zwei getrennte, und naheliegend war es, auf die Duplizitätstheorie zurückzugreifen, die je einen besondern und getrennten Mechanismus für das Sehen bei Tage (Zapfenapparat) und für die Dunkeladaptation (Stäbchenapparat) annimmt. Man schrieb das erste Maximum dem Stäbchenapparat zu und das zweite den Zapfen. Wir glauben nun, daß die drei Maxima den drei Systemen von Nervenfasern zuzuschreiben sind, die wir annehmen, und wobei der Lichtstrahl nach einander von drei Farbstoffen absorbiert wird. Zwei graphische Darstellungen in den Arbeiten von Chaffee (1, S. 30 und 31) bestärken uns in dieser Annahme. Es geht aus denselben hervor, daß bei Zunahme der Lichtstärke der Reiz bei der ersten Faser, entsprechend dem ersten Maximum, nur wenig zunahm, mehr bei der zweiten und bedeutend mehr bei der dritten Faser. Bei den von uns angenommenen nach einander geschalteten drei Mechanismen, muß sich nach unserer Figur 2 bei Schwankung der Lichtstärke eine derartige Schwankung der drei Reize ergeben. Nicht immer haben sich die Schwankungen so gezeigt. Jedoch ist bei den Versuchen wohl nicht genügend Rücksicht auf den Adaptationszustand genommen worden. Man begann die Experimente mit für Dunkel adaptiertem Auge. Es ist aber anzunehmen, daß die Belichtung der Netzhaut sogleich auch eine mehr oder weniger starke Helladaptation herbeiführte. Je nach der Adaptationslage und je nach der Zone, wo die Anode die Netzhaut berührte, konnte die Stärke bei allen drei Maxima so schwanken, daß nicht immer nur das zweite und dritte Maximum sich am meisten änderten. Experimente mit helladaptierten Augen und die auch während der Versuche gleichmäßig hell adaptiert bleiben, würden wahrscheinlich gleichmäßigere Ergebnisse zeitigen und bessere Schlußfolgerung zulassen. Das aber darf man aus den Versuchen folgern, daß die drei in verschiedener Weise schwankenden Maxima auf unser Dreifasersystem hinweisen.

* *
*

Wenn wir in diesen neuen Experimenten eine weitere Stütze für unsere Vorstellung von der Funktion des Auges glauben gefunden zu haben, so dürfen wir hier unsere weiteren theoretischen Erkenntnisse vortragen. Neben der experimentellen hat gewiß auch die spekulative Forschung ihre Berechtigung. Durch experimentelle Forschung hat schon Holmgreen 1866 die vom Auge ausgehende elektrische Strömung festgestellt und fast sechzig Jahre später hat man wohl in der Genauigkeit der Beobachtungsweise



erhebliche Fortschritte gemacht, aber zu einer Erklärung des Sehvorganges ist man auf diesem Wege allein auch noch nicht gelangt. Bei den verschiedenartigen Experimenten, deren Ergebnisse quantitativ festgestellt werden, sei es bezüglich der Sehschärfe, sei es in bezug auf Schwellenwerte und Reaktionen von Tieren und Tieraugen, erhält man stets mehr oder weniger summarische Werte, die eine Reihe von verschiedenen Faktoren als Ursache haben können. Chaffee selbst (2, S. 22) hat das wohl erkannt und hervorgehoben, daß man die Spannungsschwankungen eines einzelnen Sehelementes wird messen können müssen, um einen Einblick in das Farbensehen zu erhalten. Wir neigen zu der Ansicht, daß auch solche Experimente noch nicht viel mehr Klarheit schaffen werden, wenn man nicht auch spekulativ weiter zu kommen sucht und womöglich mit der spekulativen Erkenntnis, gestützt auf bisherige experimentelle Ergebnisse, der experimentellen Forschung voraus eilt.

Nach unserm aus beobachteten Erscheinungen des Farbensehens abgeleiteten Mechanismus der Netzhaut (4, S. 11) entstehen in dieser zwei Arten von Energieströmungen, die positive Reizströmung und die negative, die wir die Orientierungsströmung nannten. Wir wollen versuchen, unsere Vorstellung über das Wirken dieser Strömungen ebenfalls wieder auf Grund von gewissen Erscheinungen zu erweitern. Zunächst betrachten wir mit beiden Augen den nicht so dicht, aber ziemlich gleichmäßig mit Wolken bedeckten Tageshimmel. Das eine, z. B. das linke Auge ist dabei unbewaffnet. Vor das rechte hält man das bekannte Dunkelrohr. Es ist eine innen geschwärzte Röhre von 30 cm Länge und etwa 5 cm Durchmesser. Am Ende, das vom Auge abgewandt ist, wird sie von einer Blende verschlossen, deren Öffnung etwa 4 mm Durchmesser hat. In ihrer Mitte hat die Röhre noch eine zweite Blende mit etwa 10 mm Lochweite. Das Dunkelrohr behält vom Auge etwa 10 cm Abstand, damit keine Dunkeladaptation eingeleitet wird und sich auch die Pupille nicht wesentlich erweitert. Zu diesem Zwecke schweift der Blick mit beiden Augen im ganzen Gesichtsfeld umher, so daß die Sehlinie des rechten Auges nur ganz gelegentlich einmal in die Längsachse des Dunkelrohrs fällt. Wenn das der Fall ist, dann sieht man das kleine Loch an seinem andern Ende als äußerst hellen Fleck. Selbst eine Bogenlampe mit weißer Glocke, gegen diesen Tageshimmel gesehen, leuchtet nicht so hell, wie die Öffnung in unserm Dunkelrohr.

Diese Erscheinung läßt einen Schluß auf die Wirkung der positiven Energieströmung zu, zu welchem wir nach olgender Überlegung gelangen. Die Strahlen, die vom Himmel durch das Dunkelrohr ins rechte Auge gelangen, sind gleich denjenigen, die



das unbewaffnete linke Auge erhält. Im cerebralen Sehfeld nun kommen trotzdem von den korrespondierenden Stellen der beiden Netzhäute sehr verschiedene Reize an. Weil die Reize verschieden sind, deshalb wird die Verschiedenheit empfunden, und dem Unterschied der Reize, die von den gleichen Strahlen in den beiden Augen entstehen, muß der erhebliche Unterschied in der Helligkeit, den wir sehen, entsprechen. Daß es der Unterschied der Reize ist, der sich im cerebralen Sehorgan vermittels der Helligkeitsunterschiede geltend macht, das erkennt man dann, wenn man mit beiden Augen nur einen kleinen Ausschnitt des Tageshimmels betrachtet, z. B., wenn man anstatt des Dunkelrohrs vor nur einem Auge einen schwarzen Trichter vor beide Augen hält. Dann tritt bei weitem keine so große Helligkeit in die Erscheinung wie bei dem Versuch mit dem Dunkelrohr vor nur einem Auge. Somit ist es also der Unterschied zwischen den beiden Reizen, der uns vermittels des Helligkeitsunterschiedes zum Bewußtsein kommt. Der Reizunterschied ist dadurch entstanden, daß bei einem Auge von einem Teil der Netzhaut das Licht abgeblendet wurde. Infolgedessen ist das Niveau der negativen Orientierungsströmung gesunken. Bei allen gereizten Sehelementen gewinnt also die positive Strömung an Geltung. Sieht man mit dem Dunkelrohr in der oben beschriebenen Weise nach der offenen Tür eines völlig verdunkelten Raumes, so ist im Dunkelrohr keinerlei Aufhellung zu bemerken. Bei schwarzen Flächen im beleuchteten Raum ist eine geringe Aufhellung zu sehen, und mit der Lichtstärke der Flächen wächst dann die Helligkeit des Fleckes im Dunkelrohr offensichtlich schneller als proportional. Messen läßt sich das nicht; aber man kann sich der Ansicht nicht verschließen, daß bei unserm Versuch das Anwachsen der Helligkeit, d. h. die Wirkung der positiven Strömung durch eine Parabelfunktion der Lichtstärke dargestellt werden muß. Die weiterhin beschriebenen Erscheinungen werden diese Annahme stützen. Welchen Parameter man der Parabel geben muß, das ist schwer zu schätzen. Wir wollen einmal ganz willkürlich einen solchen von $\frac{1}{0,24}$ annehmen. Die Wirkung der positiven Reizströmung (P) wäre dann zunächst mit folgender Formel darzustellen

$$H = 0{,}24 \quad P^2 \qquad (1)$$

Die Wirkung des Sehreizes wird ja letzten Endes die Helligkeit sein, und H steht hier schon für diese. Versuchen wir nun, auch von der Wirkung der negativen Strömung uns eine Vorstellung zu machen.

Wenn wir in einem dunklen Raume eine Kerze anzünden, so steigt die Helligkeit bis zu einem erheblichen Grad an. Die zweite Kerze verursacht schon nicht mehr die gleiche Zunahme der Helligkeit, und wenn wir eine Beleuchtungsstärke von 100 Kerzen erreicht haben, so macht sich der Zuwachs um eine weitere Kerzenstärke nicht mehr bemerkbar. Hier hängt die Helligkeit vom Niveau der negativen Strömung ab. Dieses Niveau steigt also zuerst kaum merklich, so daß die Wirkung der positiven Strömung schnell zunehmen kann. Mit zunehmender Lichtstärke wächst aber die Wirkung (G) der negativen Orientierungsströmung (O) schneller an, und somit erhalten wir für dieselbe ebenfalls eine Parabelfunktion.

$$G = 0{,}24\ O^2 \qquad (2)$$

Wir nehmen willkürlich den gleichen Parameter an. Somit folgen die Wirkungen der positiven und der negativen Strömung einem gleichartigen Gesetz. Sehen wir nun zu, welche Wirkung sie beide zusammen ergeben. Je größer die Orientierungsströmung ist, desto kleiner ist jedenfalls die Wirkung H der positiven Spannung. H ist also umgekehrt proportional der Wirkung von G. Damit ergibt sich folgende Formel für die Wirkung des Lichtes im Auge.

$$H = 0{,}24\ P^2 \cdot \frac{1}{0{,}\ 24\ O^2} \qquad (3)$$

Die elektrische Wärmeformel ist dieser ähnlich. Sie lautet wie folgt.

$$Q = 0{,}24\ i^2\ w$$

Her ist Q die entstehende Wärme, i die elektrische Strömung. i^2 entspricht unserm P^2. w ist der Widerstand des Leiters, und er wäre bei uns die Größe $\frac{1}{0{,}\ 24\ O^2}$. Die Wirkung der im Auge absorbiertenLichtmenge wäre also eine Wärmewirkung, und unser Differenzierungsorgan E (4, S. 11) wäre ein variabler Widerstand. Daß es Stoffe gibt, die unter der Einwirkung elektromagnetischer Energie leitend werden und zwar in dem Maße dieser Einwirkung, das ist bekannt, und man kann dem lebenden Organismus die Fähigkeit nicht absprechen, daß er auch aus seinen Baustoffen Substanzen bilden kann, die elektrisch leitend sind, andere die nicht leiten und schließlich solche, die ihre Leitfähigkeit ändern können. Wir sehen ja auch, daß aus den gleichen Baustoffen Substanzen werden, die für die optischen Strahlen völlig durchlässig sind und andere, die das Licht gänzlich absorbieren, also optisch undurchlässig sind. Beide sind im Augapfel selbst vertreten: Linse, Glaskörper einerseits und das schwarze Pigment anderseits.

Wenn wir nun die Parameter gegen einander aufheben, so lautet unsere Helligkeitsformel

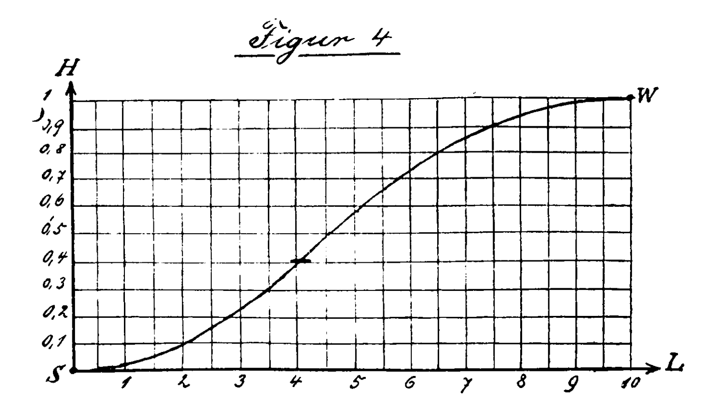
$$H = \frac{P^2}{O^2} \qquad (4)$$

Wir werden ihre qualitative Richtigkeit nachher mit Hilfe einiger Versuche nachweisen. Zunächst müssen wir uns nochmals den früher beschriebenen Verlauf der positiven und negativen Sehströmungen ins Gedächtnis zurückrufen (4, S. 11). Während die positive Strömung bei jeder Faser in den einzelnen Sehelementen bleibt, ergießt sich die negative Strömung in ein System seitlich in Berührung stehender Nerven. Ein völliger Ausgleich über die ganze Netzhaut hin kann nicht zu Stande kommen; denn bei jeder einzelner Faser fließt die negative Spannung auch sogleich aus dem Ausgleichsnervensystem ab zu dem Differenzierungsorgan E, das wir nun in dieser Abhandlung das Widerstandsorgan nennen wollen. Bei Nachbarsehelementen dürfte der Ausgleich vollkommen sein. Weiterhin nimmt der Ausgleich schnell ab. Gäbe es dieses seitliche Abfließen der Orientierungsspannung nicht, so wäre an allen Punkten des Gesichtsfeldes ein gleichförmiges Grau zu sehen, das dem Eigengrau der Netzhaut ähnlich sein könnte; denn überall wäre $P^2 = O^2$ und somit $H = 1$. Große Flächen mit überall gleichmäßiger Lichtstärke streben mit ihrem Farbton immer dem Grau zu. Ein Beispiel dafür ist der gleichförmig bewölkte Tageshimmel. Obwohl er für uns die eigentliche Lichtquelle ist, also stärkere Strahlen sendet als jede weiß aussehende Fläche, von der sein Licht nur reflektiert wird, so erscheint uns der Himmel doch grau, ein am dunklen Erdboden liegendes Stück Silberpapier hingegen, das die Strahlen des Tageshimmels nur reflektiert, erscheint uns schneeweiß. Die Farbtonunterschiede entstehen also erst durch den Kontrastvorgang an den Grenzlinien der Flächen, und dieser Vorgang besteht in dem seitlichen Ab- bzw. Zufließen der Orientierungsströmung. Wenn wir später vom Flächensehen reden werden, wird über den Kontrastvorgang noch mehr zu sagen sein. Jetzt müssen wir die Untersuchung unserer Formel (4) fortsetzen.

Bei unsern folgenden Betrachtungen wollen wir uns auf die neutralen Farbtöne Weiß, Grau und Schwarz beschränken. Unsere drei Mechanismen, der der blauen, der gelben und der roten Faser, funktionieren dabei synchronisch, und deshalb kann man sie bei unserer Betrachtung hier als einen einzigen Mechanismus auffassen. Bei Strahlen von ungleichmäßiger spektraler Zusammensetzung würden sich für die auszuführenden Versuche Schwierigkeiten ergeben; denn man kann nicht Schwankungen des Reizes

bei nur einem Mechanismus herbeiführen und die Reize bei den beiden andern unverändert lassen, sondern mit jeder Änderung einer Farbfläche hat man stets bei zweien und oft bei allen drei Mechanismen Änderung der Reize. Die synchronische Funktion aller drei Mechanismen bei den unbunten Farbtönen gibt die Berechtigung zu der Schlußfolgerung, daß jeder einzelne Mechanismus so arbeiten würde, wie bei unsern Versuchen alle drei zusammen funktionieren.

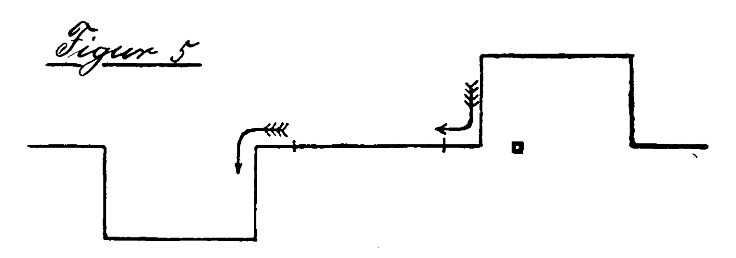
Bereits Hering erkannte, daß die Wirkung des Simultankontrastes das Bild der Außenwelt auf der Netzhaut verschärfen müsse, weil dadurch der Helligkeitsunterschied an der Grenzlinie zweier Flächen schärfer wird. Unsere Ansicht über die Entstehung des Simultankontrastes, den wir in diesem Aufsatz schlechthin Kontrast nennen wollen, führt uns zu der Schlußfolgerung, daß der Ausgleich der Orientierungsspannung überhaupt erst die Erscheinung von Grenzlinien herbeiführt. Bei unsern weiteren Ausführungen wird uns zunächst die Tafel I[1]) ein Hilfsmittel sein. Wir sehen dort kleine Flächen in abgestuften unbunten Farbtönen auf ebenfalls unbuntem Grunde. Nach Hering nennen wir die kleinen Flächen Infeld und den Grund, der sie umgibt, das Umfeld. Wir sehen z. B. bei Tafel I a ein graues Umfeld. Sein Ton, als der der größten Fläche, ist der Ausgangsfarbton, nach welchem sich die



Helligkeiten der Infelder einstellen. Die Formel (4) muß uns die Möglichkeit geben, die Stufenfolge der Helligkeit der Infelder auf einem Umfelde, das diesen Ausgangsfarbton hat, mittels einer Kurve darzustellen. In Figur 4 ist das geschehen und zwar in der nachstehend beschriebenen Weise.

[1]) Siehe am Schlusse Tafeln I bis IV.

Auf der Abszisse tragen wir die Lichtstärken ab, welche bei den Flächen im Gesichtsfeld bei einer bestimmten Beleuchtungsstärke überhaupt vorkommen können. Ist die Beleuchtungsstärke z. B. 10, wobei wir die Einheit unbestimmt lassen, aber Tageslicht als Beleuchtungsstärke 10 annehmen, so müßte eine Fläche schon den Remissionskoeffizienten $\varrho = 1$ haben, wenn die von ihr zerstreut reflektierten Strahlen die Lichtstärke 10 haben sollten. Je nach dem Remissionskoeffizienten der Flächen werden wir also bei der angenommenen Beleuchtungsstärke 10 in unserm Gesichtsfelde und damit auf der Netzhaut, Lichtstärken von 0 bis 10 haben. Diese sind es, die wir auf der Abszisse abtragen. Auf der Null-Ordinate zeichnen wir die Helligkeitsstufen an, vom tiefsten Schwarz gleich Helligkeit 0 zum hellsten Weiß gleich Helligkeit 1. Den Farbton einer Fläche, die den Remissionskoeffizienten $\varrho = 0$ hätte, müßten wir beim Nullpunkt unseres Koordinatenkreuzes einzeichnen. Es ist das in unserm Schema der Schwarzpunkt S. Für den Farbton einer Fläche mit dem Remissionskoeffizienten $\varrho = 1$ hätten wir den Abszissenwert 10 und als Ordinatenlänge 1. Das ist der Weißpunkt W. Unser Umfeld, Tafel I a, möge schätzungsweise den Remissionskoeffizienten $\varrho = 0{,}4$ haben. Den Ton dieses Graues müssen wir beim Abszissenpunkt 4 und Ordinatenlänge 0,4 suchen. Es ist der Punkt, von dem aus die helleren Infelder bis zum Weißpunkt und die dunkleren Infelder bis zum Schwarzpunkt sich in einer Kurve anreihen müssen. Damit wir diesen Fundamentalpunkt für das Umfeld mit $\varrho = 0{,}4$ im Auge behalten, haben wir ihn mit einem kurzen wagrechten Strich bezeichnet.



Zum leichteren Verständnis des Folgenden soll uns die Figur 5 dienen. Es ist eine schematische Darstellung des Orientierungssystemes an der Netzhautstelle, wo sich das graue Umfeld mit dem etwas helleren und etwas dunkleren Infelde abbildet, und zwar deutet die gebrochene Linie die Orientierungsspannungen an, die an dieser Netzhautstelle anfänglich entstehen. Links die Grube in dem Spannungsniveau entsteht dort, wo die lichtschwache

Fläche sich abbildet. Hier an der Grenzlinie natürlich fließt die Orientierungsströmung vom Umfeld ab dem lichtschwachen Infeld zu. Rechts ist das lichtstarke Infeld. An dieser Grenzlinie fließt die Orientierungsströmung in umgekehrter Richtung, sie fließt dem Umfelde zu. Wenn sich elektrische Strömungen in die entgegengesetzte Richtung umkehren, wie wir das hier haben, so kehren sich auch alle ihre Wirkungen um. Wir werden sehen, daß wir diese Tatsache auch bei der Erforschung des Sehvorganges nicht aus dem Auge verlieren dürfen. Zunächst bleiben wir noch links bei der lichtschwächeren Fläche. Wenigstens an der Grenzlinie derselben steigt durch den Zufluß vom Umfeld die Orientierungsspannung bei der lichtschwachen Seite auf O = 4 an. Nehmen wir die positive Spannung mit P = 3 an, so ergibt sich für die Helligkeit nach Formel (4)

$$H_{W\,0,3} = \frac{9}{16}$$

Da die Helligkeit des Umfeldes $H_{W\,0,4} = \frac{16}{16}$ bzw. in unserer graphischen Darstellung gleich 0,4 ist, so haben wir für den Farbton des Infeldes mit dem Remissionskoeffizienten $\varrho = 0{,}3$

$$H_{W\,0,3} = \frac{9\,.\,0{,}4}{16} = 0{,}225$$

In gleicher Weise berechnen wir für die Infelder mit $\varrho = 0{,}2$ und $\varrho = 0{,}1$ die Position ihrer Farbtöne in unserer graphischen Darstellung. Für ϱ gleich Null ist P gleich Null und damit H_{W_0} gleich Null: der Schwarzpunkt S.

Die so berechneten Punkte ergeben uns den Verlauf der Kurve für alle Infelder mit den Remissionskoeffizienten ϱ von 0 bis 0,4.

Von diesem Punkt an aufwärts sind wir offenbar nicht berechtigt, die Kurve nach der gleichen Formel fortzusetzen. Bei den helleren Farbtönen kehrt sich, wie gesagt, die Richtung der Orientierungsströmung um. Damit müssen sich alle ihre Wirkungen umkehren. Wir bekommen

$$H_S = \frac{P^2}{(-1)\,O^2} \qquad (5)$$

Jetzt berechnen wir nicht mehr die Kurve der Weißlichkeiten (H_W); denn so müssen wir den bisher erhaltenen Kurventeil nennen. Vom Schwarzpunkt bis zum Farbton hatten wir 4 Stufen der Weißlichkeit. Der Richtungswechsel des Orientierungsstromes zwingt uns auch zur Umkehr unserer Begriffe; wir müssen vom Farbpunkt des Umfeldes an die Kurve der Schwärzlichkeiten

berechnen. Dieselbe beginnt beim Weißpunkt mit Schwärzlichkeit H_S gleich Null. Bis zum Farbton des Umfeldes haben wir sechs Schwärzlichkeitstufen. Dieselben sind nach (5) negativ und zählen an der Ordinate des Weißpunktes vom Weißpunkt an abwärts. Desgleichen zählen wir die Stufen der Lichtstärken rückläufig; denn wir müssen jetzt die Abnahme der Lichtstärke graphisch darstellen. Diese rückläufigen Stufen der Lichtstärken, mit P_S bezeichnet, fangen mit 0 bei Lichtstärke 10 zu zählen an. Beim festgelegten Farbton des Umfeldes mit der Lichtstärke 4 haben wir also $P_S = 6$ und damit

$$H_{S\,0,6} = (-1)\,\frac{P_S^2}{O_S^2} = -\frac{36}{36} \text{ bzw. } -0{,}6$$

in unserer graphischen Darstellung.

Für alle die helleren Farbtöne gilt nun, zumindest entlang der Grenzlinie des Umfeldes

$$(-1)\;O_S^2 = -36$$

während P_S alle rückläufigen Stufen von 0 (= Lichtstärke 10) bis 6 (Lichtstärke 4) durchläuft.

Wir können jetzt die Kurve der Schwärzlichkeiten berechnen und erhalten sie so, wie in Figur 4 eingezeichnet. Z. B. wäre für das zweitnächste hellere Feld mit der Lichtstärke 6 und daher mit der rückläufigen Stufe $P_S = 4$

$$H_{S\,0.4} = \frac{16\,.\,0{,}6}{-36} = -0{,}27$$

Beim Farbton des Umfeldes haben wir die Weißlichkeit 0,4 und die Schwärzlichkeit 0,6. Der Eindruck aufs Auge ist ein einheitlicher, deshalb bleiben wir bei der Bezeichnung Helligkeit $H = 0{,}4$ und bezeichnen alle Farbtöne an beiden Kurvenabschnitten entlang nach ihrer Helligkeit, deren Stufen wir immer von der Abszisse des Schwarzpunktes gleich Null an aufwärts zählen.

In gleicher Weise wie oben erläutert können wir für jedes andere neutral gefärbte Umfeld die Helligkeitskurve berechnen, indem wir immer von dem Punkt ausgehen, wo wir im Schema der Figur 4 den entsprechenden Farbton haben. Das wird immer ein Punkt der geraden Verbindungslinie des Schwarzpunktes mit dem Weißpunkt sein. In Figur 6 haben wir so die Kurven dargestellt, die wir für die 6 Umfelder mit folgenden Remissionskoeffizienten berechnet haben: $\varrho = 0;\ 0{,}2;\ 0{,}4;\ 0{,}6;\ 0{,}8;\ 1.$ Der kurze Querstrich gibt auch hier bei jeder Kurve den Farbton des Umfeldes an, zu dem sie gehört. Je näher der Farbton des Umfeldes



Figur 6

sich dem Schwarzpunkte nähert, desto weniger weißlich ist er, und desto kürzer wird sein unterer Kurvenabschnitt, der für die Weißlichkeiten gilt. Beim Umfelde mit dem schwarzen Farbton angelangt, hat die Kurve schließlich überhaupt nur noch den Abschnitt für die Schwärzlichkeiten, der mit Schwärzlichkeit 0 beim Weißpunkt anfängt und beim Schwarzpunkt als Schwärzlichkeit 1 endet. Es ist das die oberste der Kurven. Für das Umfeld mit dem weißen Farbton gilt das Umgekehrte. Hier gibt es nur noch den Abschnitt der Weißlichkeiten, mit Weißlichkeit 0 beim Schwarzpunkt und Weißlichkeit 1 beim Weißpunkt. Es ist die unterste der sechs Kurven.

An der Tafel I können wir feststellen, daß unsere theoretisch abgeleiteten Kurven mit den zu beobachtenden Tatsachen übereinstimmen. Wir haben hier neben einander vier große Umfelder: an den Seiten, rechts und links, zwei graue und zwischen ihnen ein schwarzes und ein weißes Umfeld. Quer über diese vie· Umfelder sehen wir zehn Reihen von je vier Infeldern. Alle vier Infelder einer und derselben Reihe haben jedesmal genau die gleiche Lichtstärke. Man kann sich davon überzeugen, wenn man sich aus einem einfarbig, sei es bunt oder unbunt, gefärbten Papier eine Blende mit vier Aussparungen schneidet, so daß in jeder der vier Aussparungen eins der vier Infelder der Reihe teilweise sichtbar werden kann. Befinden sich somit alle diese vier Infelder in gleich lichtstarken Umfeldern, so sehen sie auch gleich hell aus. Weil sie auf der Tafel I in Umfeldern vo ı verschiedener Lichtstärke liegen, so kann infolge des Kontrastvorganges die Helligkeit nicht immer gleich sein. Wir vermögen aber die Helligkeitsunterschiede, die erscheinen müssen, an den Kurven unserer Figur 6 richtig abzulesen, und hieraus folgt also, daß unsere theoretische Ableitung durch die Beobachtung bestätigt wird. Bei diesen Beobachtungen der Tafel darf man die Zeichnung immer nur sekundenweise ansehen und muß dann das Auge wieder abschweifen lassen, damit die starre Betrachtung nicht das komplementäre Nachbild entstehen läßt, das hier ausgeschlossen bleiben muß.

Die vier weißen Infelder (das auf dem weißen Umfelde hebt sich natürlich vom Grunde nicht ab) sehen fast gleich weiß aus. Eigentlich sollten alle vier genau gleich weiß erscheinen; denn den Weißpunkt haben alle Kurven gemeinsam. Nun aber ist zu bedenken, daß bei unsern weißen Flächen ϱ nicht ganz den Wert 1 erreicht; denn es gibt keine Fläche mit totaler Lichtremission. Wir haben also bei unseren weißen Infeldern etwas weniger als die Lichtstärke 10 unserer Figur 6. Damit muß die Helligkeit bei jedem der vier weißen Infelder etwas anders sein; denn vom Weißpunkt aus gehen die Kurven sofort auseinander. Die Kurve des

schwarzen Umfeldes liegt zu oberst. Folglich muß das weiße Infeld im schwarzen Umfeld am hellsten erscheinen und etwas weniger hell in den lichtstärkeren Umfeldern. Aus unserer Figur 6 ergibt sich das, und die Beobachtung an Tafel I entspricht dem. Wir sehen also, daß bis in diese Einzelheiten hinein unsere Kurven stimmen. Bei der Reihe der schwarzen Infelder haben wir den analogen Fall. Auch hier muß im weißen Umfelde der Ton des Infeldes entsprechend der Lage der Kurve in der Helligkeit am tiefsten liegen.

Beim weißen Umfelde sehen wir, daß bei den nächst niedrigeren Stufen der Lichtstärke die Helligkeit sofort in ganz unerwartetem Maße abnimmt. Unsere entsprechende Kurve fällt auch in der Tat vom Weißpunkt aus sofort steil ab. Bei den lichtschwachen Infeldern des weißen Umfeldes sind die Helligkeitsunterschiede gering; denn in der Tat ist an dem betreffenden Abszissenabschnitt die Kurve flach. Beim schwarzen Umfeld und der entsprechenden Kurve haben wir das Gegenteil von dem, was wir für das weiße Umfeld und die zu ihm gehörige Kurve festgestellt haben. Bemerkt sei hier, daß bei den zehn Reihen von Infeldern die Lichtstärke von Stufe zu Stufe nicht in gleichen Unterschieden fortschreitet. Das Wesentliche ist, daß die vier Felder ein und derselben Reihe stets die gleiche Lichtstärke haben. Unsere Kurven für die Infelder sind immer dort am steilsten, wo sie sich dem Farbton des Umfeldes nähern, und in der Tat sehen wir bei a und d unserer Tafel I, daß jedesmal die dem Umfelde am nächsten stehenden Stufen der Lichtstärke sich in sehr großen Helligkeitsstufen von seinem Farbton entfernen. Hier finden wir die landläufige Ansicht widerlegt, daß große Unterschiede in der Lichtstärke zu stärkeren Kontrasterscheinungen führen. Jetzt sehen wir, daß der Kontrastvorgang am stärksten eintritt, wo der Unterschied in der Lichtstärke gering ist. Im Verhältnis zu den Unterschieden in der Lichtstärke werden dann die Farbtonunterschiede ganz besonders groß, und das muß die Deutlichkeit des Sehens ganz bedeutend erhöhen. In dieser Beziehung kann also das Auge nicht zweckmäßiger funktionieren. Erscheinen zwei Infelder gleich hell, so befindet sich beim lichtschwächeren Umfelde auch das lichtschwächere Infeld; denn die Kurve für das lichtschwächere Umfeld liegt immer links von derjenigen für das lichtstärkere Umfeld. Haben zwei Infelder gleiche Lichtstärke, so erscheint das Infeld im dunklen Umfeld heller als dasjenige im hellen; denn die Kurve von jenem liegt stets höher als die Kurve von diesem.

Ändern wir die Beleuchtung, indem wir dieselbe von 10 auf 20 bringen, so ändert sich an unsern Kurven nichts, man brauht nur den Maßstab der Abszisse sich auf die Hälfte verkleinert zu

denken. Bei unserer Tafel I bleiben somit die Helligkeitsunterschiede bei der Verdoppelung der Beleuchtungsstärke die gleichen: Weiß bleibt Weiß und Schwarz bleibt Schwarz. Die Helligkeitsunterschiede hängen lediglich von den Remissionskoeffizienten der Um = und Infelder ab. Aus der Formel (4) ergibt sich das wie folgt:

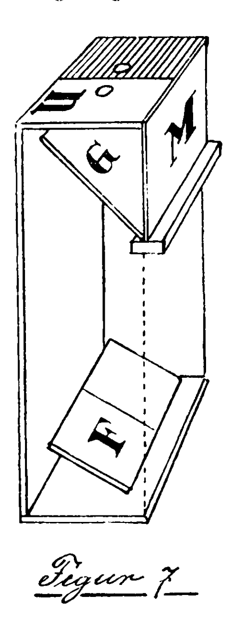
$$H = \frac{P^2}{O^2} = \frac{B^2 \cdot \varrho_i^2}{B^2 \cdot \varrho_u^2}$$

wo B die Beleuchtungsstärke, ϱ_i und ϱ_u die Remissionskoeffizienten des Infeldes, bezw. des Umfeldes bedeuten.

Wir kommen nun zu einem Versuch von Hering, dessen Ergebnis von ihm u. E. nicht richtig ausgelegt worden ist, und erwähnen ihn hier um zu zeigen, daß das Auge nach Gesetzen des natürlichen Sehens funktioniert, also Beleuchtungsverhältnissen angepaßt ist, wie sie im natürlichen Gesichtsfelde normalerweise vorkommen. Werden Versuche mit Apparaten unter künstlich hergestellten Bedingungen angestellt, so muß man die Ergebnisse auf die Bedingungen des natürlichen Sehens umrechnen. Sonst kommt man zu falschen Schlüssen. Beim natürlichen Sehen erhalten alle Flächen, also in unserm Falle Um- und Infelder, von einer und derselben Lichtquelle die Beleuchtung in einer einheitlichen Lichtstärke. Ändert sich die Stärke dieser allgemeinen Beleuchtung, so ändert sie sich in gleicher Weise für Um- und Infelder. Versuche nun, bei denen man vermittels gewisser Apparate die Umfelder und die Infelder nicht mit der gleichen Lichtquelle beleuchtet und die Stärke beider Lichtquellen in verschiedener Weise ändert, findet unter unnatürlichen Bedingungen statt, und ihre Ergebnisse lassen keinen unmittelbaren Schluß auf die Gesetze zu, nach denen das Auge funktioniert. An dem Versuche nach Hering wollen wir zeigen, wie solche Ergebnisse auf die natürlichen Bedingungen des Sehens umzurechnen sind. Der von Hering benutzte Apparat (8, S. 121) läßt sich an Hand der Figur 7 kurz wie folgt beschreiben.

Man richtet den Blick senkrecht nach unten und sieht auf ein weißes und ein schwarzes Umfeld, die beide in derselben horizontalen Ebene U liegen und in der Mitte dieser Ebene gradlinig an einander grenzen. Bei der Beobachtung steht man so, daß diese Grenzlinie senkrecht zur Schulterlinie des Beobachters verläuft. In beiden Umfeldern befindet sich je ein rundes Loch von etwa 12 mm Durchmesser, in dessen Aussparung man einen Teil der entsprechenden unteren Flächen F als Infelder sieht, und zwar die linke Fläche F im linken Umfeld und die rechte Fläche F im rechten Umfelde. Die Augen befinden sich etwa 50 cm über und die Flächen F ebensoweit unter den Umfeldern. Wie aus der Zeichnung zu ersehen, ist alles in einem Kasten angeordnet. Derselbe ist innen

geschwärzt. Die schmale Seite im Vordergrund fehlt in der Zeichnung. Die breite Seite rechts ist nicht vorhanden. Von dieser breiten Seite her ist der Kasten dem Lichte offen. Damit das einfallende Licht besser zur Wirkung kommt, sind die beiden Flächen F, die übrigens in der gleichen Ebene neben einander liegen, nach dem Lichte zu geneigt. M ist eine Mattscheibe und G



Figur 7

eine schräg eingesetzte Scheibe aus unbelegtem, also völlig durchsichtigem Spiegelglas. Die beiden Scheiben berühren sich mit ihren unteren Kanten. G reflektiert die von M kommenden Strahlen teilweise nach oben. Damit wird dieses Licht den von F kommenden Strahlen hinzugespiegelt. Wir nennen diesen Apparat hier den Zuspiegelungskasten. Stellt man vor M einen schwarzen Karton auf, so schaltet man die Zuspiegelung aus, und in den beiden Infeldern erscheinen dann nur noch die von F kommenden Strahlen.

Versuch 1. Der Versuch findet in folgender Weise statt. Auf die eine Hälfte von F und zwar auf diejenige, die unter dem weißen Umfelde liegt, legt man eine hellgraue Fläche und unter das schwarze Umfeld eine schwarzgraue. Das Licht von M her spiegelt man dazu. Bei passender Wahl der beiden Graue bei F werden die Infelder, von oben gesehen, gleich hell erscheinen und zwar ziemlich hell.

Versuch 2. Schneidet man nun vermittels des schwarzen Kartons vor M die Zuspiegelung bei G ab, so ist das Infeld im weißen Umfeld nur wenig dunkler geworden, stark verdunkelt aber hat sich das Infeld im schwarzen Umfeld Die Lichtmenge, die zugespiegelt worden war, und die jetzt abgeschnitten ist, ist bei beiden Infeldern gleich groß. Bringt man die beiden Infelder wieder auf die gleiche Helligkeit, indem man unten bei F unter das weiße Umfeld ein etwas dunkleres Grau legt, und schaltet man die Lichtzuspiegelung dann wieder ein, indem man den schwarzen Karton, der vor M steht, beseitigt, so gewinnt das Infeld im schwarzen Umfelde mehr an Helligkeit als das Infeld im weißen Umfelde. In diesen beiden Fällen des Versuches 2 hat man also die größere Helligkeitsschwankung beim Infeld des schwarzen Umfeldes. Hier kam Hering nun zu dem Schluß (8, S. 124) daß die größte Helligkeitsschwankung stets im schwarzen Umfelde zu beobachten sei, und er meinte, es sei vom Umfelde abhängig, ob das Infeld mehr oder weniger in seiner Helligkeit schwanke, wenn das Licht bei G zugespiegelt oder abgeblendet wird. Dem aber steht entgegen, daß man nicht immer im schwarzen Umfelde die größere Helligkeitsschwankung beim Infelde beobachtet, sondern diese kann auch beim Infelde des weißen Umfeldes vorkommen. Wir wollen dies mit dem Versuch 3 nachweisen.

Versuch 3. Beim Versuch 1 hatte man unten auf F unter das schwarze Umfeld eine bestimmte schwarzgraue und daneben unter das weiße Umfeld eine hellgraue Fläche gelegt. Vertauscht man nun diese beiden Flächen bei F, sodaß nun unter das weiße Umfeld die schwarzgraue und unter das schwarze Umfeld die hellgraue Fläche kommt, so sieht man jetzt bei Zuspiegelung und Abblendung des Lichtes die größere Helligkeitsschwankung beim Infelde des weißen Umfeldes. Ob für gleichen Helligkeitszuwachs der Infelder bei dem einen oder andern Infelde mehr Licht gebraucht wird, das hängt nicht allein von der Lichtstärke der Umfelder, sondern auch und vor allen Dingen von den Remissionskoeffizienten der beiden unteren Flächen ab, welche in den Umfeldern als Infelder erscheinen.

Die Bedingungen unter denen die obigen Versuche gemacht wurden, entsprechen nicht denjenigen des natürlichen Sehens. In einem natürlichen Gesichtsfelde kann es nicht vorkommen, daß die Lichtstärken zweier Flächen, die verschiedne Remissionskoeffizienten haben, um den gleichen absoluten Betrag zu- oder abnehmen, wenn die Lichtquelle verstärkt oder abgeschwächt wird. Bei der künstlichen Zuspiegelung von Licht im Zuspiegelungskasten tritt aber dieser unnatürliche Fall ein, und wir müssen deshalb die Versuchsbedingungen auf die natürlichen umrechnen.

Das zugespiegelte Licht gesellt sich, wie gesagt, den Lichtmengen zu, welche von den beiden unteren Flächen F kommen. Wenn die beiden Flächen den gleichen Remissionskoeffizienten haben, so kann man die durch die Zuspiegelung bei M bewirkte Verstärkung ihrer Strahlen auch auf natürliche Weise erreichen, indem man sie selbst entsprechend stärker beleuchtet. An unserer Figur 6, die den Bedingungen des natürlichen Sehens entspricht, kann man dann ohne weiteres die Helligkeitsänderungen ablesen, welche eintreten, wenn die Infelder einen gleichen Zuwachs an Lichtstärke erhalten. Wir wollen das Ablesen von der Figur 6 hier erläutern. Die Lichtstärke der beiden Infelder sei zuerst 6. Wir ersehen aus Figur 6, daß dann das Infeld im schwarzen Umfelde erheblich heller ist als dasjenige im weißen Umfelde; denn die Kurve für das schwarze Umfeld ist die oberste der Kurven, während die Kurve des weißen Umfeldes die untere ist. Spiegeln wir nun den beiden gleich stark remittierenden Flächen F bei M Licht zu oder vermehren wir die direkte Belichtung der beiden Flächen F selbst und zwar in einer Weise, daß, sei es durch Zuspiegelung oder durch Belichtung, die Lichtstärke der Infelder um 1 Lichtstärke, also von Lichtstärke 6 auf Lichtstärke 7 wächst, so finden wir die Helligkeitsschwankung mit Hilfe unserer Figur 6 in der Weise, daß wir uns die Ordinate von Lichtstärke 6 nach Lichtstärke 7 verschoben denken. Der Helligkeitszuwachs wird beim Infeld des weißen Umfeldes größer sein; denn die Kurve dieses Umfeldes steigt zwischen Lichtstärke 6 und 7 steiler an als die des schwarzen Umfeldes. In dieser Weise können wir auch für jede Abnahme der Belichtung oder Zuspiegelung ablesen, welche Helligkeitsänderungen sichtbar werden müssen. Im Grunde genommen haben wir bisher nichts anderes, als was uns auch die Tafel I in anderer Form zeigt: die Helligkeitsänderungen, welche gleich lichtstarke Infelder erfahren, wenn sie im schwarzen und im weißen Umfelde um gleiche Stufen der Lichtstärke fortschreiten.

Wir wollen annehmen, der Remissionskoeffizient der beiden unteren Flächen F sei $\varrho = 0{,}6$. Jetzt vertauschen wir eine dieser Flächen mit einer andern, deren Remissionskoeffizient nur $\varrho = 0{,}1$ ist. Dann kommt von dieser Fläche nur noch ein Sechstel der bisherigen Lichtstärke. Verstärken wir nun aber bei dieser einen Fläche F die Belichtung auf das Sechsfache, so haben wir bei beiden Flächen F wiederum die gleiche Stärke des remittierten Lichtes wie zuvor. Dieses Verhältnis von 1 : 6 müssen wir also immer dann einhalten, wenn wir bei den beiden unteren Flächen, die verschieden remittieren, einen gleich großen Zuwachs des remittierten Lichtes erzielen wollen. Um also bei zwei verschieden remittierenden Flächen einen gleich großen Zuwachs der Lichtre-

mission zu erreichen, dürfen wir ihre Belichtungen nicht gleichmäßig verstärken, sondern die schwächer remittierende Fläche muß eine größere Verstärkung ihrer Belichtung erhalten, und zwar müssen die beiden Belichtungsverstärkungen zu den Remissionskoeffizienten der beiden Flächen im umgekehrten Verhältnis stehen. Dasselbe gilt sinngemäß natürlich auch für die Herabsetzung der remittierten Lichtstärke um den gleichen Betrag. Wollen wir nun an unserer Figur 6 ablesen, welche Helligkeitsänderungen durch diese ungleichen Belichtungsschwankungen der Infelder entstehen, so können wir die Ordinate vom Ausgangspunkt aus bei den beiden für die zwei Infelder geltenden Kurven offenbar nicht mehr um die gleich große Strecke seitwärts rücken, sondern müssen bei der Kurve, die das schwach remittierende Infeld hat — sei es die Kurve für das weiße oder das schwarze Umfeld — die Ordinate um ein größeres Stück seitwärts rücken als bei der Kurve, die zu dem lichtstarken Infelde gehört; denn wir lassen bei jenem ja die Lichtstärke um ein größeres Maß schwanken als bei diesem, wenn wir bei beiden Infeldern die gleiche Zunahme der absoluten Lichtremission erreichen wollen. Die Entfernungen also, um welche die beiden Ordinaten seitwärts zu verschieben sind, müssen zu den Remissionskoeffizienten der beiden untern Flächen F ebenfalls im umgekehrten Verhältnis stehen; dann können wir an unserer Figur 6 die Helligkeitsänderungen so ablesen, wie wir sie tatsächlich am Zuspiegelungskasten beobachten, wenn wir bei beiden Flächen F die Stärke des remittierten Lichtes durch die Zuspiegelung um den gleichen absoluten Betrag vermehren oder durch Abblendung der Zuspiegelung vermindern.

Legen wir z. B. unter das schwarze Umfeld bei F eine Fläche mit dem Remissionskoeffizienten $\varrho = 0{,}2$ und unter das weiße Umfeld eine solche mit $\varrho = 0{,}8$. Die Belichtungsstärke sei gleich 10, wie sie bei unserer Figur 6 vorgesehen ist. M ist mit dem schwarzen Karton verdunkelt. Für F mit $\varrho = 0{,}2$ haben wir die remittierte Lichtstärke 2, und an unserer Figur lesen wir H = 0,36 ab (an der oberen Kurve, die für das schwarze Umfeld gilt, in welchem sich, wie oben gesagt, das Infeld mit $\varrho = 0{,}2$ befindet). Für die andere Fläche F mit $\varrho = 0{,}8$ haben wir die Stärke des remittierten Lichtes gleich 8 und lesen an der unteren Kurve, die für das weiße Umfeld gilt, H = 0,64 ab.

Jetzt geben wir bei M die Zuspiegelung frei, indem wir den hier aufgestellten schwarzen Karton beseitigen. Beim weißen Umfelde möge dadurch die Lichtstärke von 8 auf 9 steigen. Unsere Ordinate müssen wir also von L = 8 auf L = 9 verschieben und lesen nun für das weiße Umfeld H = 0,81 ab. Die Ordinate für die schwach remittierende Fläche müssen wir viermal so weit nach rechts

schieben; denn die Remissionskoeffizienten unserer Infelder verhalten sich wie 1:4. Wir kommen dadurch auf der Abszisse zu dem Punkt L = 6 und lesen an der oberen Kurve H = 0,84 ab. Im weißen Umfelde hatten wir H = 0,81. Damit sind die Infelder praktisch gleich hell. Das Infeld im schwarzen Umfelde hat also einen größeren Helligkeitszuwachs erhalten als dasjenige im weißen Umfelde, weil jenes den kleineren Remissionskoeffizienten hat. Das lesen wir an unserer Figur 6 ab, und die Beobachtungen am Zuspiegelungskasten entsprechen dem.

Wenn das Infeld mit dem kleinen Remissionskoeffizienten sich im schwarzen Umfelde befindet, dann ist die Helligkeitsschwankung besonders stark; denn auf der Strecke, auf welcher die Ordinate in diesem Falle für das schwarze Umfeld verschoben werden muß, steigt die Kurve desselben steil an. Befindet sich dagegen die schwach remittierende Fläche im weißen Umfeld, so muß zwar die Ordinate um die gleich große Entfernung verschoben werden; aber die Kurve für das weiße Umfeld ist auf dieser Strecke der Abszisse flach. Deshalb ist die Helligkeitsschwankung im weißen Umfelde weniger stark. Bei Infeldern, wo der niedrigere der beiden Remissionskoeffizienten schon größer als 0,5 ist, ist der Unterschied in der Verschiebung der beiden Ordinaten so wie so nicht groß. Aber in diesem Falle ist die Helligkeitsschwankung im weißen Umfelde größer als im schwarzen, wenn in jenem das Infeld mit dem kleineren Remissionskoeffizienten sich befindet. Sie ist aber auf jeden Fall nicht groß. So kommt es, daß bei den Zuspiegelungsversuchen die größten der vorkommenden Helligkeitsschwankungen dann beobachtet werden, wenn ein sehr lichtschwaches Infeld im schwarzen Umfelde liegt.

Für die Kurven unserer Figur 6 wurde die Beleuchtungsstärke 10 angenommen. Wenn wir kleinere Beleuchtungstärken erhalten, so können wir trotzdem unsere Figur 6 beibehalten. H ist, wie schon gesagt, allein von den Remissionskoeffizienten der Um- und Infelder abhängig. Wird die Beleuchtungsstärke eine andere, so ändert sich in der Figur 6 lediglich die Länge der Abszisse. Bei Abnahme der Beleuchtung verkürzt sich diese. Da die Ordinaten hingegen ihre Länge beibehalten — sie gehen nach wie vor von 0 bis 1 — so werden die Kurven um so steiler, je mehr die Gesamtbeleuchtung abnimmt. Schon geringe absolute Lichtstärken im Gesichtsfelde lassendann den Farbton schnell zum Weißpunkt ansteigen. Diesen Fall haben wir beim Eintritt der Dämmerung. Alle künstlichen Lichtquellen werden heller, und nachts sehen sie alle fast gleich hell aus. Ob z. B. in einem langen Straßenzuge die Bogenlampen 20 oder 200 m vom Auge entfernt sind, das hat auf ihre Helligkeit keinen erheblichen Einfluß; sie sehen alle ziemlich

gleich weiß aus, und doch erhält das Auge von der nahen Lampe um hundertmal stärkere Strahlen als von der entfernten. Jede Lampe bedeutet an ihrer Stelle im Gesichtsfelde die Fläche, welche den Remissionskoeffizienten 1 hat. Fassen wir Sterne ins Auge, so ist unsere Kurve besonders steil; denn hier ist schon das schwache Sternenlicht die Maximalbeleuchtung in einem fast lichtlosen Umfelde. Das Widerstandsorgan paßt sich dieser schwachen Belichtung an, indem der Widerstand ein sehr hoher wird. Selbst die schwachen Strahlen eines Sternes 6. Größe vermögen dann noch eine positive Spannungsänderung beim Eigenstrom[1]) des Sehelementes herbeizuführen, obwohl nach Försterling (5, S. 13) ihre Lichtstärke nur ein Hundertmillionstel einer Hefnerkerze beträgt. Ist aber das Widerstandsorgan darauf eingestellt, so muß gemäß der außerordentlichen Steilheit unserer Kurve jede geringste Abnahme der Lichtstärke der Strahlen fast zu einem Verlöschen des Sternes führen. Nun kann das Sternenlicht beim Durcheilen der Luftschicht an den Staubteilchen wohl eine häufige momentane Abschwächung erfahren und am plötzlichsten und häufigsten wohl bei bewegter Luftschicht. Dadurch kann dann wohl das Flimmern der Sterne entstehen, das bei windigem Wetter besonders lebhaft sein wird.

* * *

Aus der Funktion des Widerstandsorganes heraus wollen wir jetzt die Spannungskurve, wie wir sie aus den Arbeiten von Chaffee und seinen Mitarbeitern kennen lernten, weiter erklären (siehe Figur 3 b). Der kurze negative Ausschlag bei Beginn der Belichtung, Abschnitt B der Linie, hängt von der Wirkung der direkten Lichtstrahlen ab. Diese berühren auf dem Wege zu den absorbierenden Farbstoffen zuerst das Widerstandsorgan, welches, von der Pupille aus gerechnet, mit allen andern nervosen Elementen den Farbstoffen vorgelagert ist. Obwohl dieses Organ durchsichtig ist, muß doch der Lichtstrahl seine Leitfähigkeit augenblicklich erhöhen können, und die Folge davon ist der sofortige negative Ausschlag beim Galvanometer. Aber schon trifft beim Widerstandsorgan auch die absorbierte Energie vom Farbstoff her ein, und zwar ist es die positive Wirkung, die sich zuerst geltend macht. Bei dem noch immer hohen Widerstande ist diese Wirkung beträchtlich, und damit haben wir den positiven Ausschlag des Abschnittes C. Gleich danach setzt aber auch die negative Wirkung der Orientierungsspannung ein, die darin besteht, daß die Leitfähigkeit erhöht wird. Der starke positive Ausschlag wird nun schnell wieder reduziert. Da drei Mechanismen in dieser Weise anspringen, die

[1]) Siehe S. 37.

Systeme der blauen, der gelben und der roten Fasern, so ergeben sich die drei Maxima, wie früher schon erwähnt. Bricht der Lichtstrom dann ab, so fällt seine direkte Einwirkung auf das Widerstandsorgan plötzlich weg, und zwar bei allen Widerstandsorganen gleichzeitig, d. h. ohne meßbare Zeitdifferenz. Die damit plötzlich eintretende Erhöhung des Widerstandes läßt die Wirkung der letzten positiven Strommenge der absorbierten Energie, die beim Widerstandsorgan ja immer mit Verzögerung eintrifft, noch einmal emporschnellen. Damit ergibt sich der positive Schlußeffekt des Abschnittes E. Derselbe ist also, wie schon angedeutet, das Gegenstück zum negativen Anfangseffekt B. Nach E ist die Einwirkung des Lichtes bald zu Ende, und die Spannungskurve geht sogleich schnell zurück.

Es läßt sich nun auch der Befund von Chaffee und seinen Mitarbeitern (10, S. 314) erklären, wonach bei Tieraugen, deren Netzhaut nur Zapfen hat, der Schlußeffekt sehr stark ist und manchmal stärker als der positive Ausschlag am Anfang der Belichtung. Jeder Zapfen hat nicht nur ein einziges, sondern drei Widerstandsorgane, eins für jede der drei Fasern. Anders ist es bei den Stäbchen; auf viele derselben, nämlich auf alle diejenigen, die ihre Energie in einer einzigen Faser vereinigen, kommt nur ein einziges Widerstandsorgan. Bei der Zapfennetzhaut würde der negative Anfangseffekt sehr stark sein; denn der direkte Lichtstrahl erhöht hier bei vielen Widerstandsorganen die Leitfähigkeit; aber recht stark ist auch die absorbierte Energie; dessen positiver Teil sogleich einen starken positiven Impuls verursacht. Die Wirkung des starken negativen Anfangseffektes schränkt diesen positiven Impuls stark ein. Beim Abschneiden des Lichtstromes kommt der positive Effekt des Abschnittes E voll zur Auswirkung, und deshalb ist derselbe bei der Zapfennetzhaut so groß. Bei den Stäbchen mit der geringen Anzahl von Widerstandsorganen kann der Ausfall der Belichtung nicht einen so großen Schlußeffekt wie bei den Zapfen auslösen.

Vom direkten Einfluß der Lichtstrahlen auf das Widerstandsorgan hängt das Flimmern ab, welches man an den rotierenden Scheiben bemerkt, die man zur optischen Mischung von Farbtönen und zum Messen der Mischungsverhältnisse benutzt. Besteht die Scheibe z. B. aus einem weißen und einem schwarzen Sektor, so wird beim Rotieren derselben das Licht an ein und derselben Netzhautstelle gleichsam in schneller Folge ein- und ausgeschaltet. Jedesmal entsteht der negative Anfangs- und der positive Schlußeffekt der direkten Einwirkung der Lichtstrahlen auf das Widerstandsorgan. Es wird hautpsächlich dieser letzte sein, der das Flimmern verursacht. Wird die Aufeinanderfolge von Licht und

Dunkel sehr schnell, so hebt sich die Wirkung der positiven gegen die der negativen Effekte auf, und das Flimmern hört auf. Je größer die Lichtstärke des weißen Sektors der Scheibe ist, desto schneller müssen sich Hell und Dunkel einander folgen, ehe die sich drehende Scheibe aufhört zu flimmern. Das ist erklärlich. Das Einsetzen, sowohl wie das Aufhören der direkten Lichtwirkung auf das Widerstandsorgan erfolgt mit Lichtgeschwindigkeit, also urplötzlich. Damit setzt auch die Widerstandsänderung sehr schnell ein, wenn gleich es hierzu einer gewissen Zeit bedarf, die um so kürzer sein wird, je stärker der Lichtstrahl ist. Bei starken Strahlen wird es also eines näheren Zusammenrückens des negativen Anfangs- und des positiven Schlußeffektes, also eines schnelleren Wechsels von Licht und Dunkel bedürfen, um die sich nicht überlagernden Teile dieser beiden entgegengesetzten Effekte für die Empfindung unterschwellig zu machen.

Man darf annehmen, daß die eigentliche Spannung in den Sehnerven dauernd vorhanden ist und von Energien gespeist wird, die bei der Dissimilation von Nährstoffen frei werden. Es wäre dieser lokale Strom mit dem Heizstrom eines Radioapparates oder mit dem Telephoniestrom zu vergleichen, dem dann unter der Einwirkung der Lichtstrahlen und unter dem Spiel des Widerstandsorganes positive und negative Impulse aufgetragen werden, welche im cerebralen Sehfelde zur Geltung kommen. Dieser Dauerstrom, den man den Eigenstrom des Sehelementes nennen könnte, ist vielleicht die Ursache des sogenannten Eigengraues der Netzhaut, das bekanntlich sichtbar wird, wenn jeglicher von außen kommende Lichtreiz in der Netzhaut fehlt. Man sieht dann kein völliges Schwarz.

Wir haben bei der Erörterung der Dunkeladaptation darauf hingewiesen, daß man durch Druck an der innern Seite des Augapfels auch bei völliger Abwesenheit jeglichen äußeren Lichtes eine Lichterscheinung wahrnimmt. Vermutlich gelangt durch eine in dieser Weise künstlich herbeigeführte Berührung der Nervenfasern mit ausgeschalteten Elementen der Eigenstromerzeugung von diesen eine etwas erhöhte Menge des Eigenstromes in die Nervenfasern, und dann kann diese Zusatzmenge im Widerstandsorgan stark positiv zur Geltung kommen, weil sich dieses Organ infolge der absoluten Dunkelheit im Zustande hohen Widerstandes befindet. Der Fall wäre also ähnlich dem schon beschriebenen des schwachen Sternenlichtes.

Auch Chaffee und seine Mitarbeiter haben ihre Experimente dazu benutzt, das Problem der Lichtempfindung mathematisch zu behandeln und zwar streng quantitativ (1, S. 33 und 2, S. 10).

Das Auge wurde einer Dauerbelichtung von 5 Sekunden bei konstanter Lichtstärke unterworfen. Es ergab sich dann am registrierenden Galvanometer die übliche Kurve der Spannungsschwankung (siehe Figur 3 b, Abschnitt D), die, abgesehen von Anfangs- und Schlußeffekten, eine langgestreckte Form hat mit einem Punkt als Maximum. Dieses Maximum wurde gemessen und die Antwortstärke (hight of response) genannt. Wir müssen uns darüber klar sein, daß die Antwortstärke der Spannungsunterschied ist, welcher zwischen der konstanten Spannung des Eigenstromes und der durch das Licht erhöhten Spannung besteht. Sie ist die durch das Licht erzeugte Zusatzspannung. Diese Zusatzspannung wurde nun vermittels einer Kurve in funktionelle Beziehung zu der Belichtungsstärke gebracht, indem man ihr Maß für eine ganze Reihe von Belichtungsstärken feststellte. Man wollte aus der so erhaltenen Kurve das Gesetz der funktionellen Beziehung der Belichtungsstärke zu der Zusatzspannung und damit vielleicht das Gesetz für die Lichtempfindung kennen lernen. Jedoch ist für die erhaltene Kurve kein einheitliches Gesetz gefunden worden. Bei den niedrigen Belichtungsstärken ist der Logarithmus der Zusatzspannung gleich dem Logarithmus der Belichtungsstärke. Bei den mittleren Belichtungsstärken ist die Zusatzspannung gleich dem Logarithmus der Belichtungsstärke, und damit hätte man in diesem Abschnitt der Kurve das Fechnersche Gesetz. Für den Teil der Kurve, der sich für die starken Belichtungen ergab, hat man das Gesetz nicht auffinden können. Aus diesem Sachverhalt können wir schließen, daß die Änderung der Spannung keine einheitliche Ursache hat, und wir sind ja auch zu der Ansicht gelangt, daß mehrere Umstände den Widerstand im Widerstandsorgan beeinflussen können: die direkten Lichtstrahlen, die in den Farbstoffen absorbierte Energie und auch der Grad der Dunkeladaptation. Es liegt die Vermutung nahe, daß sich die einzelnen Gesetze würden eher feststellen lassen, wenn man jeden einzelnen der gegebenen Faktoren getrennt untersuchen könnte. Der Einfluß der direkten Bestrahlung des Widerstandsorganes läßt sich vielleicht mit Hilfe der Flimmermethode ausschalten, indem man nicht mit einem kontinuierlichen Lichtstrom experimentiert, sondern mit einem in schneller Folge unterbrochenen. Es läßt sich dann vielleicht erreichen, daß bei schnellen Lichtunterbrechungen sich die negativen gegen die positiven Effekte der direkten Lichteinwirkung aufheben, wie man das ja an den rotierenden Scheiben beobachtet, die zu flimmern aufhören, wenn die Lichtunterbrechungen eine bestimmte Frequenz erreicht haben. Wenn die von Chaffee und Mitarbeitern ausgeführten Experimente der Dauerbelichtung mit solchem Flimmerlicht von hoher Frequenz der Lichtunterbrechung gemacht

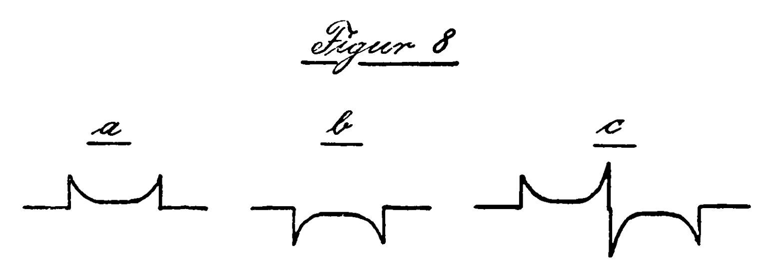
würden, so sollte der negative Anfangs- und der positive Schlußeffekt kaum noch auftreten. Allerdings kann die Zusatzspannung noch nicht das Maß für die Lichterscheinung sein. Wir sind vielmehr zu der Ansicht gelangt, daß erst wegen des Kontrastvorganges, d. h. infolge des Ausgleiches der Orientierungsspannung bei neben einander stehenden Sehelementen diejenigen Spannungsschwankungen entstehen, welche zu den Farbtönen, also zu den unterschiedlichen Lichterscheinungen führen. Bei den Experimenten wurden jedoch die Ströme vieler Sehelemente von der Anode summarisch aufgenommen, und dabei können Kontrastvorgänge nicht zum Ausdruck kommen.

* * *

An mehreren Stellen unserer Ausführungen mußten wir auf die Erörterung des Flächensehens hinweisen, und wir kommen jetzt zu diesem Hauptpunkte. Wir haben gesehen, daß die in den Sehelementen absorbierte Lichtenergie sowohl eine positive, als auch eine negative Wirkung ausübt. Unterschiede in der Helligkeit der unbunten Töne (und auch der farbigen) können nur dann entstehen, wenn diese entgegengesetzten Wirkungen den Eigenstrom des Sehelementes zu modifizieren vermögen. Eine Modifizierung des Eigenstromes durch diese beiden Wirkungen wird nur dann eintreten, wenn sie sich nicht gegenseitig aufheben. Wo sie sich aufheben, muß überall der gleiche graue Farbton sichtbar werden, der dem Eigengrau der Netzhaut entsprechen wird. Die beiden Wirkungen würden sich auch tatsächlich überall auf der Netzhaut aufheben, wenn die negative Strömung, so wie die positive bei jedem einzelnen Sehelement, wo sie entsteht, verbleiben müßte. Da aber die negative Spannung, wie früher schon dargelegt (4, S. 11), seitlich zu den Nachbarelementen abfließen kann, wenn Strahlen von verschiedener Stärke auf benachbarte Sehelemente treffen, so heben sich an diesen Linien, welche den Grenzlinien der Flächen in der Außenwelt entsprechen, die beiden entgegengesetzten Wirkungen nicht auf, sondern auf der lichtstarken Seite, wo negative Strömung abfließt, entsteht ein Plus der positiven Wirkung, und jenseits der Grenzlinie, wo lichtschwache Strahlen ankommen und negative Strömung von der lichtstarken Seite her zufließt, ein Überschuß der negativen Wirkung. Hier wird die Spannung des Eigenstromes verringert, dort erhöht. Auf der lichtstarken Seite an der Grenzlinie entlang wird also das Eigengrau zu einem helleren und auf der lichtschwachen Seite zu einem dunkleren Farbton. Nach dem Innern der Flächen zu kann aber diese Modifikation des Eigenstromes nicht so stark sein wie unmittelbar an der Grenzlinie; denn bei den weiter von den Grenzlinien entfernten Seh-

elementen kann nicht so viel von der negativen Spannung ab- bzw. zufließen als bei denjenigen, die an der Grenzlinie entlang stehen. Deshalb müßten sowohl die hellen als auch die dunklen Flächen sich nach ihrer Mitte zu dem mittleren Grau nähern und könnten keinen einheitlichen Farbton aufweisen. Daß wir hingegen in den meisten Fällen die Flächen in gleichmäßiger Färbung sehen, verdanken wir den Vorgängen auf dem cerebralen Sehfelde. Hier erscheinen für zwei nebeneinander ankommende Reize nur dann verschiedene Farbtöne, wenn der Unterschied der beiden Reize die Wahrnehmungsschwelle übersteigt. Reizunterschiede, welche unter dieser Wahrnehmungsschwelle liegen, werden nicht empfunden, und in diesem Falle werden beide Reize trotz ihrer Verschiedenheit doch mit dem gleichen Farbton beantwortet. Damit ein Farbtonunterschied entstehen und also eine Grenzlinie sichtbar werden kann, dazu bedarf es eines Reizunterschiedes bei zwei Nachbarelementen, der so groß ist, daß er die Wahrnehmungsschwelle übersteigt. Die Sehschärfe hängt ebenfalls hiervon ab, wie wir das noch sehen werden.

Schematisch kann man die Stärken der Sehreizspannungen so darstellen, wie es die Figuren 8 a, b und c zeigen.



a wäre ein heller Farbton auf grauem Grunde,
b ein dunkler Farbton auf dem gleichen Grunde und
c ein heller Farbton dicht neben einem dunklen und beide zusammen auf dem Grunde des mittleren Graues.

An den Grenzlinien ergeben sich also positive und negative Maxima, und diese sind maßgebend für die Farbtöne, welche erscheinen. Sind von dort aus nach dem Innern der Flächen zu von einem Sehelement zum andern die Spannungsunterschiede so klein, daß sie unterhalb der Wahrnehmungsschwelle bleiben, so sieht man auf der ganzen Fläche den Farbton, welcher dem Spannungsmaximum an der Grenzlinie entspricht. Diesen Satz wollen wir an einem Beispiel beweisen.

Tafel II a zeigt eine Reihe von sechs abgestuften Farbtönen. Da in diesem Falle an den Grenzlinien sich nicht die gleichen

Spannungen ergeben, sondern meistens rechts eine negative und links eine positive, so kann auf den einzelnen Flächen, obwohl jede derselben von allen ihren Punkten tatsächlich gleich starke Strahlen aussendet, sich doch kein einheitlicher Farbton ergeben. Es bleibt dem Auge nichts anderes übrig, als am rechten und linken Rande jeder Fläche einen andern Farbton zu zeigen, und dazwischen muß es die Farbtonübergänge sichtbar werden lassen. Fäßt man aber einen der beiden Ränder fest ins Auge und gleitet man dann langsam mit dem Blick nach dem andern Rande zu, so hat man nicht das Gefühl, daß sich der Farbton ändere, sondern man meint, stets denselben Farbton zu sehen und bemerkt keinen allmählichen Übergang von der hellen zur dunklen Hälfte der Fläche, während doch der Farbtonunterschied als sehr erheblich wahrgenommen wird, wenn man die gesamte Fläche gleichzeitig ins Auge fäßt. Beim langsamen Gleiten des Blickes bleiben eben die Spannungsunterschiede von Punkt zu Punkt unter der Wahrnehmungsschwelle. Sie würden es immer bleiben, wenn nicht an beiden Rändern der Fläche gänzlich verschiedene Spannungen beständen, hier eine positive, am andern Rande eine negative, und wenn deshalb an den beiden Grenzlinien entlang nicht unterschiedliche Farbtöne erscheinen müßten. Das Dominieren der Grenzfarben ist eine längst bekannte Tatsache und wurde z. B. auch von Hering (8, S. 228) als Erscheinung des binokularen Sehens erörtert.

Tafel II b ist sodann ein Beispiel dafür, daß die ganze Fläche in einem einheitlichen Farbton erscheint, wenn an allen Grenzlinien einer Fläche entlang gleiche Spannungen bestehen, und wenn nach dem Innern der Fläche zu die Spannungsunterschiede von einem Sehelement zum andern unter der Wahrnehmungsschwelle bleiben. Hier haben wir zwei Flächen, deren Lichtstärken genau denen der beiden mittleren Flächen von II a entsprechen. Jede der beiden Flächen hat bei II b an allen vier Seiten die gleichen Spannungen; denn sie sind beide auf allen vier Seiten von gleich lichtstarken Flächen umgeben. Ihre Farbtöne erscheinen auf der ganzen Fläche gleichförmig, und zwar sind es die Farbtöne, welche bei II a an ihrer gemeinsamen Grenzlinie entstehen.

Wir haben also gesehen, daß gleichen Lichtstrahlen nicht immer gleichstarke Sehreize folgen. Diese werden vielmehr durch den Kontrastvorgang, d. h. durch den Ausgleich der Orientierungsspannung bestimmt. Die Wirkung des Kontrastvorganges wird aber nicht immer sichtbar, weil die Erscheinung der Farbtöne von der Wahrnehmungsschwelle der Sehreizunterschiede abhängt. Nach der Heringschen Erklärung des Grenzkontrastes müßten unter gleichen Bedingungen die Kontrasterscheinung immer auftreten (8, S. 157). Der Vergleich der beiden mittleren Flächen

bei Tafeln II a und b zeigt dagegen, daß trotz gleicher Bedingungen an einer Grenzlinie der Kontrastvorgang sichtbar werden und auch unsichtbar bleiben kann. Bei Tafel I bleibt er überall unsichtbar.

Kehren wir jetzt noch einmal zur Figur 8 zurück. Die Kurven des Anstieges vom Flächeninnern aus zu den Maxima der positiven und negativen Grenzspannungen haben wir mit willkürlicher Steilheit gezeichnet. Die Steilheit kann auch in der Tat verschieden sein. Jedenfalls hängt es von dieser Steilheit ab, ob der Reizunterschied zwischen zwei Sehelementen unterschwellig oder überschwellig ist. Wenn von einem bestimmten Neigungswinkel an die Kurve noch steiler wird, so bedeutet das, daß der Reizunterschied die Wahrnehmungsschwelle übersteigt; und infolgedessen muß an dieser Stelle ein Farbtonunterschied sichtbar werden. Dieser Fall wird besonders in der Nähe der Grenzlinie eintreten; denn hier ist die Kurve so wie so schon steil. In zwei Fällen kann es vorkommen, daß die Kurve vom Flächeninnern nach dem Grenzmaximum hin steiler wird, einmal wenn man durch eine Blende von geringer Lochweite sieht und zweitens, wenn man mit Netzhautstellen beobachtet, wo eine seitliche Zusammenfassung der Reize mehrerer Sehelemente gegeben ist. Wir wollen hier diese beiden Fälle untersuchen.

An Tafel III machen wir folgende Beobachtung. Fäßt man den Mittelpunkt des Systemes der schwarzen Quadrate und Rechtecke ins Auge, die Stelle also, wo sich die beiden mittleren weißen Streifen kreuzen, so sieht man die andern Kreuzungspunkte der weißen Streifen in einem grauen Farbton. Es sind das die Kreuzungen, die man indirekt sieht. Die ins Auge gefaßte Kreuzung hingegen bleibt gleichförmig weiß. Diese Erscheinung erklärt sich folgendermaßen. Je weiter der Flächenmittelpunkt von der am nächsten gelegenen Grenzlinie, hier also vom schwarzen Viereck entfernt ist, desto mehr nähert sich seine cerebrale Spannung derjenigen, welche das mittlere Grau zur Folge hat. Je näher sich anderseits zwei Punkte von entgegengesetzten Grenzlinien liegen, je geringer also die Ausdehnung der Fläche ist, desto mehr nähert sich der Ausgleich der Orientierungsspannung auf der ganzen Fläche dem völligen Ausgleich. Im Falle der größeren Flächen sackt also sozusagen die Spannung in der Mitte der Fläche tiefer ein, als das bei kleineren Flächen eintreten kann. Solange nun die Kurve dieser Einsackung von Sehelement zu Sehelement in Stufen fortschreitet, die unter der Wahrnehmungsschwelle liegen, erscheint auf der ganzen Fläche, wie schon gesagt, ein gleichmäßiger Farbton, der nämlich, welcher sich infolge des Kontrastvorganges an der Grenzlinie selbst ergibt. Ist aber die Einsackung so steil und tief, daß zwischen einzelnen Sehelementen der Fläche die Wahrnehmungs-

schwelle überschritten wird, so kann nicht mehr der Grenzfarbton auf der ganzen Ausdehnung der Fläche erscheinen, sondern nach der Mitte der Fläche zu erscheint das Grau. Nun ist es wohl möglich, daß an den seitlichen Netzhautstellen sich von Sehelement zu Sehelement größere Reizstufen ergeben als im Zentrum der Netzhaut. In der dichromatischen Zone kann selbst schon bei Tageslicht eine geringe seitliche Zusammenfassung der von verschiedenen nebeneinander stehenden Stäbchen aufgenommenen Reize stattfinden. In der zentralen Zone des schärfsten Sehens hingegen findet keine seitliche. Zusammenfassung der Sehreize statt. Reizunterschiede, die also hier noch unterschwellig sind, können in der dichromatischen Zone infolge der seitlichen Zusammenfassung der Sehreize schon überschwellig sein. Somit wäre die Einsackung bei den indirekt, also bei den mit der dichromatischen Zone wahrgenommenen Kreuzungen so tief und steil, daß der graue Farbton erscheint, während die direkt betrachtete Kreuzung gleichförmig im weißen Farbton des Grenzkontrastes gesehen wird. Bei dem System der gekreuzten schwarzen Linien tritt der analoge Fall ein, und deshalb erscheint auch hier bei den seitlichen Kreuzungen anstelle des schwarzen Grenzfarbtones ein grauer Ton.

Hering erklärte die hier erörterte Erscheinung folgendermaßen. (8, S. 139). Jedes Teilchen einer Sehsubstanz beeinflußt jedes andere und zwar im gegenteiligen Sinne. Jedes Teilchen einer hellen Fläche läßt also die andern Teile der gleichen Fläche dunkler erscheinen. Nun ist der Mittelpunkt der Kreuzung in weiterem Umfange als irgend ein anderer Punkt der Querstreifen von hellen Flächenteilchen umgeben. Deshalb muß dieser Mittelpunkt dunkler aussehen. Nun läßt sich schwer einsehen, warum dann bei der direkt betrachteten Kreuzung keine Spur von dieser Verdunkelung zu bemerken ist. Auch ist der Größenunterschied zwischen den Flächen bei den Kreuzungen und den Streifen nur gering. Ein so kleiner Unterschied sollte eine so erhebliche Farbtonänderung nicht herbeiführen können. So erhebliche Farbtonunterschiede sind auch sonst zwischen großen und kleinen Flächen nicht zu bemerken, während sie doch stets auftreten müßten, wenn es gegenseitige Beeinflussung der Flächenteilchen wäre, welche im Beispiel der gekreuzten Streifen die Farbtonänderung an gewissen Kreuzungsstellen verursachte. Zu beachten ist, daß man bei allen diesen Beobachtungen die Zeichnungen nie länger als etwa eine Sekunde lang betrachtet; andernfalls tritt auch hier bereits das komplementäre Nachbild auf, das aber ausgeschaltet bleiben muß.

Wir kommen nun zu einem Versuch, der beweist, daß bei Verschärfung des Netzhautbildes vermittels einer Blende die Reizunterschiede überschwellig werden. Wir benutzen dazu die Tafel IV.

Dieselbe stellt ein Schachbrettmuster dar, das aus schwarzen und weißen quadratischen Feldern besteht. Es sind das die Farbtöne, welche infolge des Kontrastvorganges an den Grenzlinien entstehen. Nach dem Innern der Flächen zu sind die Reizunterschiede unterschwellig, und deshalb sehen wir die Quadrate in gleichmäßigen Farbtönen. Betrachten wir nun die Zeichnung durch eine Blende von nicht ganz 1 mm Lochweite, so erscheinen die Ränder noch schärfer; aber das Innere der Flächen behält nicht mehr den Farbton der Grenzen, sondern neigt zum Grau. Durch die Verschärfung des auf der Netzhaut entworfenen Bildes ist der Übergang von der Lichtstärke des einen Feldes zur Lichtstärke des Nachbarfeldes viel schroffer geworden. Unsere Kurven in Figur 8 werden sehr steil. Die Spannungsunterschiede werden nicht weit von der Grenzlinie überschwellig, und somit wird das Innere sowohl der schwarzen als auch der weißen Flächen graufleckig.

Hering hat das Schachbrettmuster zur Erklärung einer anderen Erscheinung herangezogen. Wenn nämlich während der Betrachtung der Zeichnung durch die Blende die Beleuchtung stark herabgesetzt wird, so verschwimmen die Grenzlinien der Felder, und diese sind nicht mehr als Quadrate zu erkennen. Hering (8, S. 151) schließt aus dieser Erscheinung auf eine große Unvollkommenheit des dioptrischen Apparates des Auges, der auf der Netzhaut nur ein sehr wenig scharfes Bild entwerfe. Erst durch den Kontrastvorgang werde das Bild scharf. Bei zu geringem Unterschied der beiden Strahlungen könne sich der Kontrast nicht genügend ausbilden, und deshalb trete am Schachbrettmuster bei Herabsetzung der Beleuchtung die Unvollkommenheit des dioptrischen Apparates ganz besonders in die Erscheinung. Dem steht folgendes entgegen. Wir haben gesehen, daß gerade bei den geringen Unterschieden in den Strahlungen die Wirkung des Kontrastvorganges am deutlichsten ist (siehe Tafel I). Sodann müßte nach Hering mit der fortschreitenden Abnahme der Beleuchtungsstärke gleichmäßig auch die Schärfe des Bildes abnehmen. Wir bemerken aber das Gegenteil. Bei schon erheblich verringerter Beleuchtung erscheinen die Grenzlinien noch sehr scharf, während das Innere der Flächen schon stark graufleckig geworden ist. Ist man aber bis zu einer Beleuchtungsstärke hinuntergelangt, die nur noch einem Dämmerungslicht entspricht, dann verschwimmen auf einmal ziemlich plötzlich die Grenzlinien und die Felder werden formlos. Es ist das der Moment, wenn die Dunkeladaptation in verstärktem Maße eintritt und eine größere Anzahl der am Tage ausgeschalteten Stäbchen in Funktion tritt, wobei sie ihre Energie dem bei Tage bereits in Tätigkeit gewesenen Hauptelement seitwärts zuführen.

Nun kann man sich leicht vorstellen, welche Wirkung das besonders an den Punkten haben muß, wo je vier Quadrate mit ihren Ecken zusammenstoßen. Stäbchen, die im weißen Felde stehen, führen ihre Energie einem Sehelement zu, das im Bereich des schwarzen Feldes steht. Umgekehrt erhalten die im weißen Felde stehenden Zentralelemente von einzelnen Nebenelementen keine Energie, weil sich diese auf dem Gebiet des schwarzen Feldes befinden. In dieser Weise geht an den Ecken der Felder die Schärfe des Bildes verloren, und da bei der geringen Lichtstärke zudem auch die Spannungsunterschiede von einem Hauptelement zum andern gering werden und an den Ecken der Felder unter die Wahrnehmungsschwelle fallen, so dehnt sich hier der schwarze Farbton der lichtschwachen Felder auch auf die Ecken der weißen Quadrate aus. Es entstehen so die diagonalen sich kreuzenden schwarzen Bänder mit den verschwommenen Rändern. Erst nach dem Innern der weißen Flächen zu entstehen unter der Wirkung der seitlichen Zusammenfassung der Reize wieder Spannungsunterschiede, die überschwellig sind, und hier bleibt der hellere Farbton als Fläche mit verschwommenen Grenzlinien übrig, bei welcher die quadratische Gestalt nicht mehr zu erkennen ist.

Die Sehschärfe nimmt im allgemeinen bei abnehmender Beleuchtungsstärke deshalb ab, weil dann zwischen Schwarz und Weiß weniger Abstufungen unterschieden werden. Die feineren Abstufungen werden dann unterschwellig, und wobei guter Beleuchtung Flächen noch unterschiedliche Farbtöne hatten, nehmen sie bei Unterschwelligkeit der Reize den gleichen grauen Farbton an, so daß sie nicht mehr von einander unterschieden werden können. Zuerst ergibt sich das bei feineren Linien, bei denen ja die dioptrischen Unschärfen von beiden Seiten übereinander greifen. Der Unterschied in der Lichtstärke zwischen dunkler Linie und hellem Grunde ist also sowieso schon verringert. Man kann sich leicht davon überzeugen, daß bei schlechter Beleuchtung die feineren Helligkeitsunterschiede zuerst unterschwellig werden. Bei einer Grauleiter, bei der in guter Beleuchtung an 32 Stufen unterschieden werden, lassen sich bei stark herabgesetzter Beleuchtung nur noch etwa 8 Stufen unterscheiden. Je etwa vier Stufen scheinen gleichförmig hell zu sein. Die Ursache dieser Unterschwelligkeit, die bei der Herabsetzung der Beleuchtungsstärke eintritt, muß man in der Funktion des Widerstandsorganes suchen, das sich erst bei Erreichung eines Schwellenwertes auf eine andere Orientierungsspannung einzustellen vermag. Mag die Beleuchtungsstärke groß oder klein sein, so können die Farbtöne doch nur zwischen Weiß und Schwarz variieren. Aber bei starker Beleuchtung kann das Widerstandsorgan bei seiner Umstellung viel öfter

durch den Schwellenwert gehen, und somit werden auch auf dem cerebralen Sehfelde eine größere Anzahl von Stufen wahrgenommen werden können; denn es können im cerebralen Sehfeld schließlich nicht zahlreichere Stufen erscheinen als im Widerstandsorgan Abstufungen der Reize entstehen, obwohl umgekehrt Abstufungen bei den Reizen vorhanden sein können, die bei der cerebralen Wahrnehmung unterschwellig bleiben. Die cerebrale Wahrnehmungsschwelle mag auch in weiten Grenzen variabel sein und mit dem Lebensinteresse des Organismus zusammenhängen. Aufmerksamkeit und andere psychologische Momente müssen dabei mitwirken. Auch das komplementäre Nachbild führten wir auf einen in weiten Grenzen vom Interesse abhängigen Schwellenwert der cerebralen Wahrnehmung zurück (4, S. 15), wenn auch zwar das komplementäre Nachbild nicht allein diese Ursache haben wird, sondern dieselbe teilweise in dem Verhalten des Widerstandsorganes zu suchen sein dürfte.

* * *

Ohne direkten Zusammenhang mit dem bisher Erörterten wollen wir hier noch eine andere psychologische Erscheinung des Sehens kurz berühren, nämlich die Glanzerscheinung. Der eigentliche Glanz entsteht dann, wenn im Gesichtsfelde nicht zu schwache Lichtreflexe auftreten, die aber für beide Augen nicht an derselben Stelle des reflektierenden Gegenstandes zu sehen sind. Hiervon kann man sich überzeugen, wenn man ein Auge ums andere schließt und öffnet. Dann erkennt man, wie für jedes Auge der Reflex eine andere Gestalt annimmt und meistens auch an einer andern Stelle des Gegenstandes auftritt. Es werden also beim binokularen Sehen die Reize dieser beiden Reflexe nicht an den korrespondierenden Netzhautstellen der beiden Augen oder nicht in gleicher Gestalt und Ausdehnung aufgenommen. Im cerebralen Sehfelde wird es, wenn auch unterbewußt, empfunden, wenn die Reize an den korrespondierenden Stellen der beiden Netzhäute nicht kongruent sind, wie das, abgesehen von den erfahrungsgemäß bekannten und regulären kleinen Verschiebungen des perspektivischen Sehens, stets der Fall ist, wenn ein bestimmter, erkennbarer Gegenstand es ist, der dem Auge die Lichtstrahlen zusendet und damit über sich selbst nach Gestalt und Lage klare Auskunft gibt. Wo also auf korrespondierenden Netzhautstellen inkongruente Bilder entstehen, da kommen aus dem Gesichtsfelde unklare Nachrichten im Auge an, und diesen Stellen muß der Organismus seine besondere Aufmerksam widmen. So stellen sich denn die Augen mit den Stellen des schärfsten Sehens unwillkürlich zuerst auf diejenigen Punkte im Gesichtsfelde ein, von denen aus sich auf



den Netzhäuten inkongruente Reize bemerkbar machen. Wir sagen zwar, ein glänzender Gegenstand ziehe die Aufmerksamkeit auf sich; aber tatsächlich hat die im Unterbewußtsein sehr deutlich empfundene Inkongruenz der beiden Sehreize das Auge in die Richtung gelenkt, aus der die betreffenden Strahlen kommen.

In der Natur nun wiederholt sich hauptsächlich ein Fall, wo inkongruente Netzhautbilder entstehen, nämlich dort, wo Wasser fließt oder sonst sich bewegt. Nun bedenke man, von welcher außerordentlichen Bedeutung das Wasser stets für Lebewesen war, und man wird es verstehen, daß sich im Laufe der biologischen Entwicklung an die Empfindung inkongruenter Sehreize, die hauptsächlich dem Wasser charakteristisch waren, eine ganz besondere, lebhafte psychologische Lichterscheinung geknüpft hat, eben die des Glanzes. Inkongruente Sehreize auf korrespondierenden Netzhautstellen erzeugen also Glanz, d. h. sie werden empfunden und erregen Aufsehen, Aufmerksamkeit, Freude und die Gefühle des Anziehenden, Anregenden, Schönen. Wir glauben, der Glanz errege diese Empfindungen, doch ist derselbe nur die subjektive Lichterscheinung, welche diese Empfindungen begleitet, und beide, Lichterscheinung und seelische Empfindungen, haben dieselbe physiologische Ursache der inkongruenten Sehreize.

Das also, was wir als Glanz sehen, ist eine psychologische Erscheinung, keine physikalische Eigenschaft der äußern Gegenstände. Freilich hängt es von der Beschaffenheit der Oberfläche des Gegenstandes ab, ob die Glanzerscheinung auftreten kann oder nicht. Die Oberfläche darf das Licht nicht zerstreuen, sondern sie muß glatt sein, damit eine regelmäßige Reflexion zustande kommt. Dabei darf sie keine absolut vollkommene Ebene sein. Wenn sie das ist, dann darf sie keine große Ausdehnung haben, sondern sie muß klein sein. Große Flächen müssen Unebenheiten aufweisen, am besten leichte und unregelmäßige Krümmungen. Nur bei Oberflächen dieser Art kann Glanz sichtbar werden. Schließlich kommt es nicht allein auf die Körperfläche, sondern auch auf die Beschaffenheit der Lichtstrahlen an, die auf diese Körperfläche fallen. Es müssen gruppenweise abwechselnd starke und schwache Strahlen sein, oder sie müssen gruppenweise in der spektralen Zusammensetzung verschieden sein. Die Strahlen müssen also von sehr hellen und von dunklen Gegenständen, oder von in der Färbung verschiedenen herstammen. Nur unter allen diesen Bedingungen können auf korrespondierenden Stellen der beiden Netzhäute wesentlich verschiedene Reize entstehen.

Zocher (15, S. 20) hat die Entstehung des Glanzeindruckes unter anderm auf die Art der Lichtstrahlen zurückführen wollen, daß es nämlich Licht sein müßte, welches nach Art desjenigen

einer Lichtquelle im Raum von einem Punkt nach allen Seiten radial ausgeht. Diese geometrische Tatsache der Divergenz der Strahlen ist jedoch nur verstandesmäßig zu erkennen, aber nicht mit dem Auge wahrzunehmen, hat auch für das Auge keine Gültigkeit. Die Strahlen, welche von der Außenwelt ins Auge gelangen, sind alle konvergent, mögen sie von direkten Lichtquellen oder von reflektierenden Flächen irgend welcher Art kommen. Will man Glanzerscheinungen erzeugen, so besteht das Problem darin, auf den korrespondierenden Stellen der beiden Netzhäute inkongruente und in der Stärke nicht unerheblich verschiedene Reize zu erzeugen. Die von Zocher und seinem Mitarbeiter Reinicke bei ihren Versuchen benutzten Vorrichtungen, wabenförmige Gitterblenden (mit quadratischen Waben) und Lamellen, besorgten für das Auge u. E. keine Vortäuschung einer Lichtquelle mit divergierender Strahlenausbreitung, sondern es entstanden durch die Versuchsanordnungen auf den korrespondierenden Stellen der beiden Netzhäute inkongruente Bilder. Wo bei dem einen Auge helles Licht hinfiel, befand sich beim andern Auge Schatten. Deshalb entstand der Glanzeindruck.

Auch punktförmige starke direkte Lichtquellen lassen den Glanz erscheinen. Hier ist es die bekannte Strahlenbildung in der Augenlinse, welche bei beiden Augen verschieden ist und somit inkongruente Bilder auf den beiden Netzhäuten entstehen läßt.

Glanzeindruck kann man auch bei unokularem Sehen haben, dann aber hauptsächlich bei seitlicher Bewegung entweder des Auges oder der von den Gegenständen kommenden Strahlen. Ähnliches hat man ja auch beim Eindruck der Perspektive, zu der auch ein Einäugiger kommen kann, wenn er sich seitlich bewegt. Bei der Bewegung ändern sich die Reflexe nach Gestalt und Lage in einer Weise, wie sie sich erfahrungsgemäß aus der Bewegung selbst nicht ergibt. Damit hat man wieder das Element des Unbestimmten, des Unbekannten, welches die Aufmerksamkeit anregt. Wie beim binokularen Sehen die inkongruenten Sehreize auf den korrespondierenden Stellen der beiden Netzhäute gleichzeitig bestehen, so treten sie beim unokularen Sehen infolge der Bewegung auf der gleichen Netzhautstelle nacheinander in unerwarteter Folge auf. Auch diese Erscheinung war fast ausschließlich an die Gegenwart von Wasser gebunden, und damit erklärt sich wie oben, so auch hier beim unokularen Sehen die biologische Entstehung der Glanzerscheinung.

Schließlich entsteht der Glanzeindruck zuweilen auch, wenn beim binokularen Sehen kongruente Bilder auf den beiden Netzhäuten entstehen. Die bekanntesten Beispiele dafür sind die bildlichen Glanzdarstellungen durch die Kunstmaler. Am besten ge-

lingen sie, wenn glänzendes Wasser darzustellen ist, dadurch das der Spiegelung etwas weniger deutliche Formen gegeben und helle Reflexe angebracht werden. Hier kommt der Glanzeindruck unter Mitwirkung des Gedächtnisses zustande, indem die Ähnlichkeit des Anblickes mit wirklichen Glanzbildern, also die Ähnlichkeit der Reize zuweilen diese psychologische Erscheinung auslöst.

* * *

Es wurde am Anfang dieser Ausführungen, als von den Farbstoffen die Rede war, der Nachweis in Aussicht gestellt, welche Bunttöne den einzelnen Fasern zugeordnet sind. Zu diesem Zweck wollen wir das Purkinjesche Phänomen betrachten. Wir werden dabei auch einigen Aufschluß über den Absorptionsbereich der Farbstoffe erhalten. Die zu beschreibenden Beobachtungen wurden an Farbtafeln ausgeführt. Dieselben bestanden aus langen Streifen schwarzen Zeichenpapiers. Auf jedem Streifen war eine Reihe verschieden großer Quadrate aufgeklebt, alle aus dem gleichen farbigen Papier geschnitten. Aus etwa 60 cm Entfernung betrachtet, hatten die Diagonalen der einzelnen Quadrate der Reihe nach einen Sehwinkel von rund 15', 45', 1°, 1°20', 1°50', 2°30', 4° und 8°. Es waren die Bunttöne Reinblau, Goldgelb, Scharlachrot (Ostwald 54, 08 und 25) und einige andere, wie Orange, Grün, Eisblau und Violett vertreten.

Im Verlauf der Abenddämmerung verschwanden von den roten Flächen zuerst die kleinen, und die großen roten Flächen blieben länger sichtbar. Diese kommen in der Morgendämmerung wieder vor den kleinen roten Flächen zum Vorschein. Es ist anzunehmen, daß in den Zapfen der dichromatischen Zone die ersten beiden Farbstoffe bereits geringere Konzentration haben als diejenigen in den Zapfen der zentralen Zone, und daß deshalb bei den peripheren Zapfen länger als bei den zentralen noch Lichtenergie bis zum letzten Farbstoff hindurch gelangt. Deshalb bleiben die großen roten Flächen, die bis zu den peripheren Zapfen reichen, länger sichtbar als die kleinen. Ein zentrales Skotome macht sich bei den großen roten Flächen nicht bemerkbar; sondern wir sehen, daß auch hier auf der ganzen Ausdehnung der Fläche der Grenzfarbton bestehen bleibt, obwohl in der zentralen Zone in den Zapfen bei den roten Fasern keine Reize mehr entstehen, wie wir das an dem Unsichtbarwerden des roten Tones bei den kleinen roten Flächen erkennen.

Bei den großen goldgelben Flächen tritt im Verlauf der Dämmerung keine Verdunkelung ein, hingegen verschwinden die kleinen gelben Flächen etwa gleichzeitig mit den kleinen roten. Man bemerkt das aber nur dann, wenn man den direkten Blick,

d. h. die zentrale Netzhautzone auf die verdunkelten Stellen zwingt, was nicht leicht ist, weil eben für diese Netzhautstellen keine Lichtreize mehr da sind, die das Auge in die genaue Richtung führen könnten. Das Gedächtnis für die richtige Einstellung des Auges in die Richtung des bei Tage schärfsten Sehens muß uns hierbei zu Hilfe kommen; sonst folgt das Auge seinem lebhaften Bestreben, die wahrnehmungsfähigen Netzhautstellen in die Richtung der gelben Flächen einzustellen. Das ist die Zone der dichromatischen Stäbchen. Schon vor dem völligen Aussetzen der Zapfen konnten die kleinen gelben Flächen mit dem sogenannten indirekten Blick heller gesehen werden als mit dem noch gut möglichen direkten. Unter indirektem Blick wird hier die Art des Sehens verstanden, bei welcher man die Augen mehr oder weniger von dem Objekt abwendet und dieses nun etwas seitlich von der Blickrichtung wahrnimmt. Die von dem Objekt kommenden Lichtstrahlen fallen dann auf die dichromatischen Stäbchen, die so eigentlich für das Sehen im Dämmerlicht bestimmt sind. Bei ihnen wird bereits der Reiz von einer kleineren Anzahl von Stäbchen zusammengefaßt und einem Hauptelement seitwärts zugeführt. Es sind das monochromatische Stäbchen mit dem Sehpurpur, die hinzutreten und zwar in der Hauptsache wohl zur Verstärkung des gelben Reizes im Hauptsehelement. In der Tat behalten die gelben Flächen in der Dämmerung lange ihren gelben Buntton.

Bei den blauen Flächen beobachtet man im ersten Stadium der Abenddämmerung dasselbe wie bei den gelben, was die Helligkeit anbelangt, d. h. die kleinen blauen Flächen verdunkeln sich im erzwungenen direkten Blick, bleiben aber im indirekten Blick so hell wie die großen. Im Gegensatz zu den gelben Flächen aber verlieren sie bald ihren Buntton und werden weißlich. Daran erkennt man, daß auch hier die zweite Faser, die gelbe also, nicht die erste, die blaue die Verstärkung des Reizes empfängt. Die in der Dämmerung in Funktion tretenden Stäbchen mit ihrem Sehpurpur sind demnach an die zweite Faser des Hauptelementes angeschlossen, zu der ebenfalls der Sehpurpur gehört. Bei den blauen Flächen ergeben sich infolgedessen zu gleicher Zeit blaue und gelbe Reize, und da roter Reiz abwesend ist, entsteht hier nicht das Grün, sondern der weißliche Ton.

Im letzten Stadium der Dämmerung und wenn die Dunkelheit eingetreten ist, verschwinden auch die kleinen gelben und blauen Flächen und von den blauen Flächen sogar noch die Quadrate mittlerer Größe. Das will sagen, daß in der dichromatischen Zone die Zahl der seitlich zusammengefaßten Stäbchen zu klein ist, als daß ihre vereinigte Energie bei Dunkelheit noch einen überschwelligen Sehreiz erzeugen könnte. Immerhin sind die Reize



von den gelben Flächen noch etwas größer, weil ihre Spektralstrahlen in größerem Umfange als die der blauen Flächen in den Absorptionsbereich des Sehpurpurs der Verstärkungsstäbchen fallen. Je weniger dann Reiz in der blauen Faser entsteht, desto mehr überwiegt der Reiz in der gelben Faser des Hauptelementes, und wird jener unterschwellig, so verschwindet auch der gelbe Buntton; denn Bunttöne erscheinen nur, wo Reizunterschiede anzuzeigen sind. Auf die Empfindung von Reizunterschieden allein ist der Zweck des Auges eingestellt (4, S. 13).

In der nicht absolut lichtlosen Dunkelheit erscheinen schließlich diejenigen Flächen am hellsten, deren Spektralstrahlen am besten in den Absorptionsbereich des Sehpurpurs hineinpassen. Die Strahlen der roten und Orangetöne werden nicht mehr absorbiert, und diese Flächen sind schwarz. Die rötlichen Gelbe verursachen geringen Reiz. Goldgelb, Hellgrün und Eisblau sind als gleichmäßig helle Flächen sichtbar. Ihre Spektralstrahlen fallen demnach in den Absorptionsbereich des Sehpurpurs. Die reinblauen Flächen hingegen sind weniger hell geblieben, und die violetten Flächen sind wieder gänzlich verdunkelt. Damit können wir den Absorptionsbereich des Sehpurpurs übersehen; er entspricht demjenigen von Nr. 3 in unserer Figur 1. Somit ist er weniger konzentriert als der Sehpurpur in den trichromatischen Zapfen. Bei geringem Licht und Dunkeladaptation erscheint deshalb auch das Spektrum an beiden Enden stark verkürzt.

In der Dunkelheit sieht man aber schließlich doch nicht nur unbunte Helligkeitsunterschiede bei den verschiedenen Farbflächen; sondern man bemerkt auch noch Unterschiede in den Bunttönen, wenn man unsere Farbtafeln dicht an das Auge bringt, vielleicht in etwa 15 cm Abstand. In der dichromatischen Zone sind es noch zwei Bunttöne: das Reinblau und das Goldgelb und in der monochromatischen nur noch das Goldgelb. Welcher der beiden Bunttöne in der dichromatischen Zone erscheint, das hängt jetzt aber nicht mehr von der spektralen Zusammensetzung der Lichtstrahlen, sondern davon ab, wieviel das Sehgelb und der Sehpurpur, also die Farbstoffe der ersten beiden Fasern von den Lichtstrahlen an Energie zugeführt erhalten. Von starken Strahlen gelangt mehr Energie zur zweiten Faser hindurch als von schwachen. Diese erzeugen somit einen bläulichen, jene einen gelblichen Farbton, der allerdings jedesmal einen großen Graugehalt hat. Es sind also bläuliche und gelbliche Graue, die erkennbar werden. Um das zu beobachten nehmen wir eine hell- und eine dunkelgraue Fläche von je etwa 10 qcm Ausdehnung neben einander dicht vor das Auge. Nach kurzer Zeit erkennt das Auge bei der helleren Fläche deutlich einen goldgelben und bei der dunkleren einen

bläulichgrauen Ton. Bei am Morgen zunehmender Beleuchtung, wenn von den im Zimmer etwas weiter entfernten weißen und sonst hellen Flächen mehr Licht als von der hellgrauen kommt, so wird auch diese, die gelblichgrau erschien, deutlich blaugrau. Erst wenn es so hell geworden ist, daß bei den trichromatischen Zapfen wieder Lichtenergie bis zur roten Faser hindurchgelangt und die roten Farbtöne wieder sichtbar werden, erkennt man die beiden kleinen grauen Flächen auch wieder als neutrale Graue. Übrigens wird erst von diesem Zeitpunkt an der grüne Farbton wiedererkannt. Solange erschien er ebenfalls blaugrau.

Betrachtet man in der Dunkelheit eine Farbenmusterkarte die bei Tage zahlreiche verschieden bunte Farbtöne aufweist, so sieht man schwarze, dunkelblaugraue, mittelneutralgraue und hellgelbgraue Töne. Ein lichtstarkes Eisblau z. B. erscheint gelbgrau, eine Ockerfarbe hingegen neutralgrau und ein lichtschwaches Gelbgrün blaugrau. Versucht man sich darüber Rechenschaft zu geben, welche Bunttöne man sieht, so sind es immer zwei bestimmte in mehr oder weniger Graugehalt: das Reinblau und das Goldgelb. Hierin kann man also die beiden Bunttöne sehen, welche den ersten beiden Fasern, der blauen und der gelben, zugeordnet sind. Die Rot-Grünblinden haben nur diese beiden Bunttöne (4, S. 22).

Sind übrigens in der Farbenmusterkarte die einzelnen Farbmuster so klein, daß sie sich beim direkten Blick nicht bis in die dichromatische Zone erstrecken, so wird jedesmal das im direkten Blick liegende Farbmuster unsichtbar; es scheint zu fehlen. Man nimmt es nicht wahr, weil es in die Zone des zentralen Skotome fällt. Der Untergrund, auf dem die Farbmuster aufgeklebt sind, erscheint an dieser Stelle nicht unterbrochen zu sein. Auch hier zeigt es sich also, daß bei unterschwelligen Reizen der nächste wahrnehmbare Reiz den Farbton der ganzen Fläche bestimmt.

Aus einem weiteren Versuche können wir nun noch schließen, daß den Stäbchenfasern in der monochromatischen Zone der goldgelbe Farbton zugeordnet ist. Betrachtet man eine der überhaupt noch sichtbaren Reihen unserer farbigen Quadrate, etwa die Tafel des Eisblau, so erscheint die direkt betrachtete Fläche blaugrau, sobald man auch der indirekt wahrnehmbaren einige Aufmerksamkeit schenkt, und die indirekt gesehene erscheint deutlich gelbgrau, wenn sie einen Sehwinkelabstand von etwa 20^0 vom Netzhautzentrum hat, sich also auf der monochromatischen Zone abbildet. Auch bei der Tafel mit den gelben Farbflächen ist immer die direkt gesehene blaugrau und die periphere gelbgrau. In der dichromatischen Zone entsteht eben immer noch ein geringer blauer Reiz, und dieser macht sich in Gegenwart des peripheren Reizes als

bläulicher Farbton geltend, während der periphere Reiz selbst nun seinen Buntton zur Geltung bringen muß, weil beide Reizkonstellationen verschieden sind. Wir sehen also, daß dem Reiz in den Stäbchen der monochromatischen Zone der gelbe Buntton entspricht. Bei allen drei Zonen der Netzhaut ist demnach den Fasern, welche vom Sehpurpur abhängen, der gleiche goldgelbe Buntton zugeordnet. Das ist erklärlich; denn die vom gleichen Farbstoff herstammenden Reize verlaufen in ihren Schwankungen immer synchronisch, wenn die Strahlen von gleichen Farbflächen herkommen. Folglich kann sich bei ihnen nur der gleiche Lichtton ergeben.

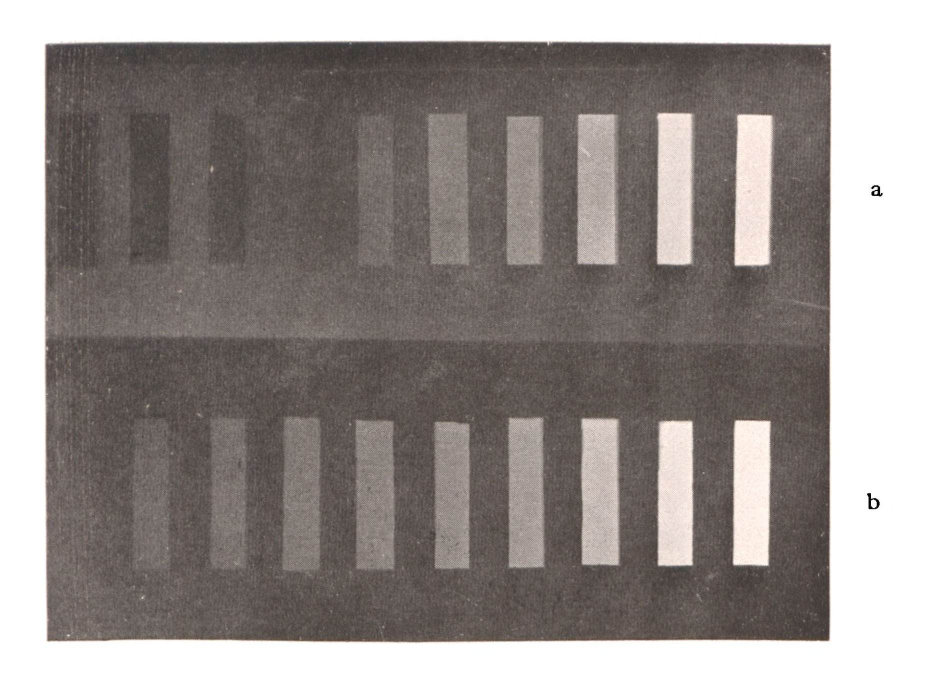
Für die dritte Faser in den trichromatischen Zapfen, die vom schwarzen Farbstoff abhängt, bleibt nur noch der rote Buntton übrig. Wenn wir plötzlich eine starke Lichtquelle einschalten, so haben wir zuerst immer eine starke rote Lichterscheinung. An unserer Figur 2 ersehen wir, daß ein Zuwachs von Lichtenergie stets hauptsächlich der roten Faser zugute kommt, zum kleinen Teil auch der gelben. Der Lichtton ist deshalb auch gelblichrot.

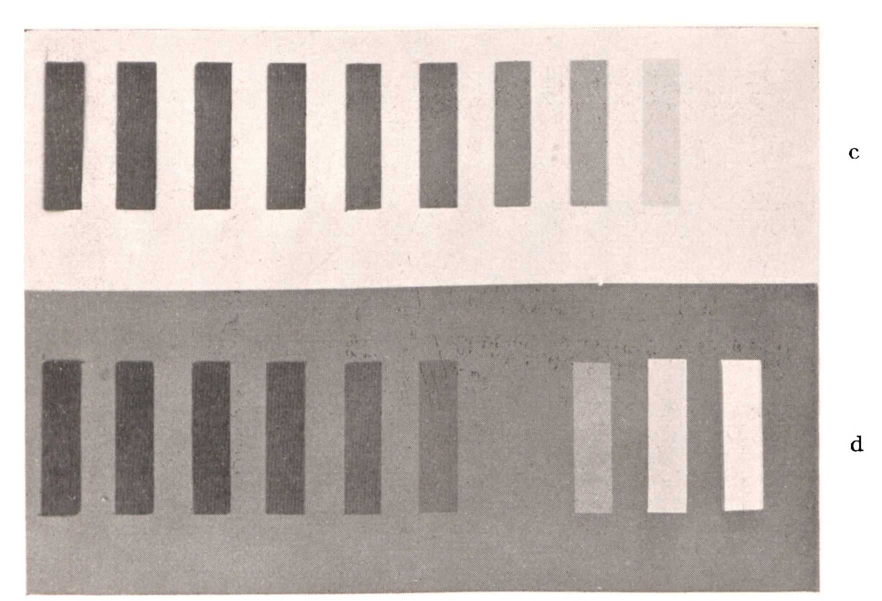
Zum Schluß können wir jetzt noch auf das am Anfang schon erwähnte Brücke-Petzoldsche Phänomen eingehen. Wir benutzen zur Erklärung desselben ebenfalls die Figur 2. Reicht die Energie des Lichtes bis zur Linie EN, so erhalten wir ein normales Spektrum. Verringert sich die Lichtstärke, so ergibt sich folgendes. Das System der roten Fasern verliert am meisten an Energie. In diesem Falle kann viel Orientierungsströmung von den entstehenden Reizen seitwärts abfließen. Damit nimmt der rote Bestandteil in allen Farbtönen des Spektrums zu. Sowohl die Orange- als auch die violetten Töne werden roter, und damit scheint sich die rote und die violette Zone auszudehnen. Der gelbe Ton erscheint im normalen Spektrum nur, weil an einer bestimmten Stelle der geringe blaue Reiz durch einen gleich großen roten Reiz sozusagen neutralisiert wird, sodaß hier der Buntton, welcher der gelben Faser zugeordnet ist, erscheinen kann. Nun aber verliert bei Abschwächung des Lichtes der gelbe Ton im Spektrum seinen roten Anteil, und somit wird das Gelb grünlich. Die Zone der Grüne dehnt sich damit auch auf die gelbe Zone aus. In dem blauen Fasersystem ist an allen Punkten stets mehr oder weniger Reiz; denn fast alle Farbflächen senden Strahlen, welche teilweise auch im blauen System obsorbiert werden. Sodann trifft auch das im Glaskörper des Auges zerstreute Licht überall das blaue System. Der seitliche Ausgleich ist also im blauen Fasersystem bedeutend geringer als z. B. im roten. Deshalb erscheinen die blauen Töne immer dunkler als die andern Farben. Bei verringerter Lichtstärke gewinnt bei den blauen Tönen auf der einen Seite der gelbe, auf der

andern der rote Bestandteil an Einfluß, und die schmale blaue Zone verdunkelt sich stark und verliert fast jeden Buntton. Außer diesem verdunkelten Streifen besteht das Spektrum dann nur noch aus einer roten, einer grünen und einer violetten Zone. Verstärkt man hingegen das Licht, so werden sowohl die roten als auch die Orangetöne gelblicher wegen der Umkehrung des oben Gesagten. In der gelben Zone gelangt mehr Licht zur roten Faser hindurch, wodurch auf größerer Ausdehnung der blaue Reiz neutralisiert wird. Deshalb verbreitert sich die gelbe Zone sehr, besonders nach der grünen Zone hin, und auch alle Grüne werden gelblicher. Auch in der blauen Zone gelangt mehr Licht zur gelben und roten Faser hindurch, so daß sich die blauen Töne stark aufhellen müssen, und die violetten Töne werden wieder bläulicher. In dieser Weise erklären sich die Farbtonänderungen des Spektrums, die man beobachtet, wenn die Lichtstärke verringert und verstärkt wird.

Damit sei diese Abhandlung abgeschlossen. Es kann für sie nicht mehr in Anspruch genommen werden, als das schon am Schluß des früheren Aufsatzes Gesagte, daß sie vielleicht der experimentellen Forschung einige Fingerzeige bieten kann. Für sich allein hat diese das Rätsel des Farbensehens noch nicht zu lösen vermocht. Obwohl sie das weite Feld der Lichterscheinungen nach allen Richtungen hin mit dem physikalischen Experiment durchforschte, konnte bisher nicht einmal endgültig zwischen den beiden klassischen spekulativen Theorien entschieden werden, geschweige denn, daß das Experiment zur Auffindung einer einheitlichen Theorie geführt hätte. Das braucht nicht Wunder zu nehmen; denn schließlich hat die experimentierende Forschung auf andern, wichtigeren Gebieten der Naturwissenschaften genug zu tun gehabt. Immerhin wird auch sie eher zu sicheren Entscheidungen gelangen können, wenn die spekulative Forschung, von erfolgten Beobachtungen ausgehend, gewisse Gedankengänge vorbereitet und sie womöglich zu einem Theoriekeim verdichtet. Das Gebiet der Lichterscheinungen ist zu groß und der Experimente bedarf es zu vieler, als daß es von einem einzigen verlangt werden könnte, eine neuartige spekulative Theorie aufzustellen und sie auch zugleich nach allen Richtungen hin experimentell zu belegen. Da darf es zunächst wohl genügen, daß die Theorie, von einigen Erscheinungen abgeleitet, zahlreiche andere Erscheinungen bereits zu erklären vermag, um sie vortragen zu dürfen und der experimentellen Forschung zu empfehlen.

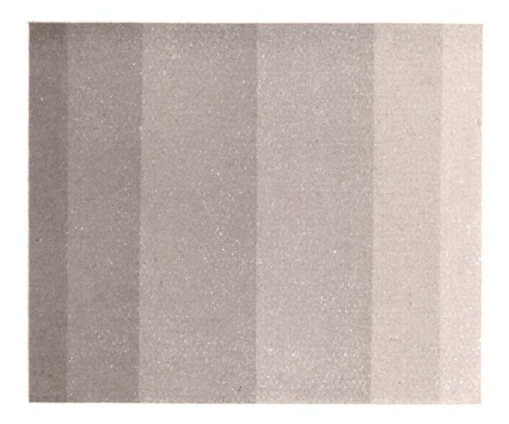
Tafel I.



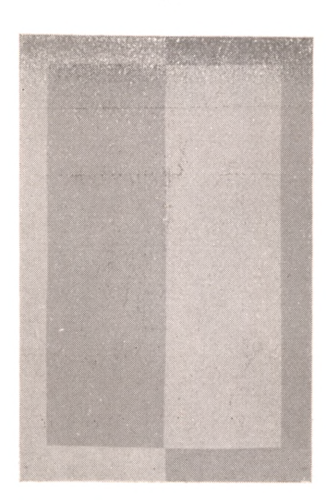


Tafel II.

a

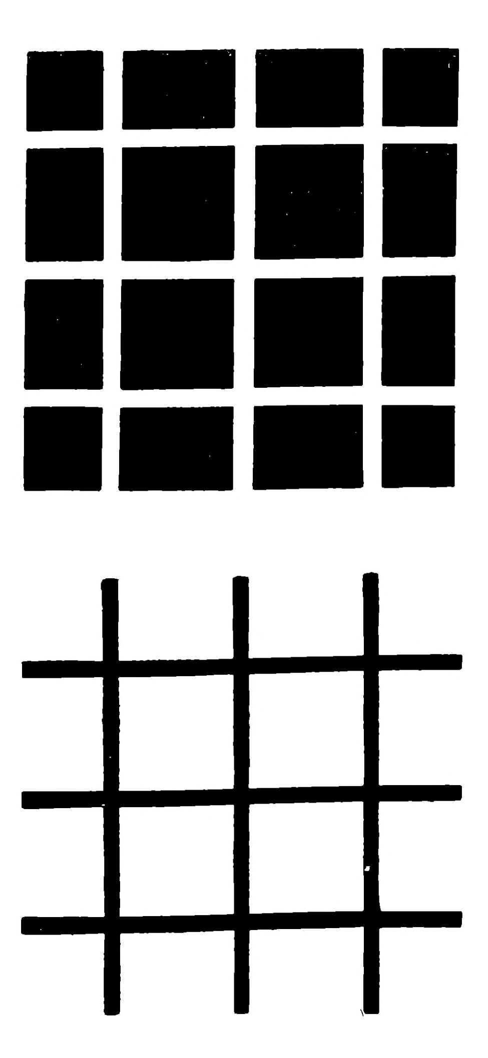


b

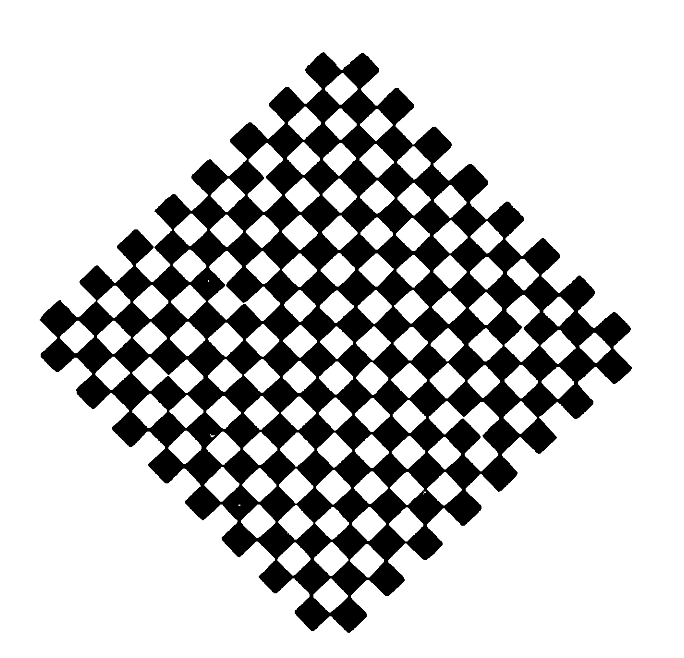


ANMERKUNG: Bei der Wiedergabe der Tafeln I und II in Buchdruck wird es nicht möglich sein, die Gleichmässigkeit und Genauigkeit der Lichtstärken der einzelnen Flächen zu erreichen, wie sie die mittels Lichtdruckes hergestellten Originale aufweisen, und nach denen die Beschreibung im Text erfolgte. Das Wesentliche, worauf es ankommt, ist aber zu erkennen.

Tafel III.



Tafel IV.



Literaturverzeichnis.

1. E. L. Chaffee, W. T. Bovie, Alice Hampson. ,,The electrical response of the retina under stimulation by light.“ Journal of the Optical Society of America and Review of scientific instruments, Vol. VII, No. 1, Januar 1923.
2. E. L. Chaffee, Alice Hampson. ,,Effects of varying the wave length of the stimulating light upon the electrical response of the retina.“ Journal of the Optical Society of America and Review of scientific instruments, Vol. 9, No. 1, Juli 1924.
3. Erggelet. ,,Der anatomisch-histologische Bau des Sehorganes.“ Lehrbuch der Physik von Müller-Pouillet.
4. Fleischer. ,,Die Entstehung der Farbtöne.“ Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen, Heft 17, 1929.
5. Försterling. ,,Lehrbuch der Optik.“ Leipzig, 1928.
6. Selig Hecht. ,,Vision: II. The nature of the photoreceptor process.“ Sonderdruck aus The foundations of experimental psychology, Worcester, Mass., 1929.
7. Franz Hillebrand. ,,Lehre von den Gesichtsempfindungen, Wien 1929.
8. Ewald Hering. ,,Grundzüge der Lehre vom Lichtsinn.“ Sonderabdruck aus dem Handbuch der Augenheilkunde.
9. Clyde E. Keeler, Evelyn Sutcliffe, E. L. Chaffee. ,,Normal and ,,rodless“ retinae of the house mouse with respect to the electromotive force generated through stimulation by light.“ Sonderabdruck von The proceedings of the National Academy of Science, Vol. I, No. 6, Juni 1928.
10. A. B. Meservey, E. L. Chaffee. ,,Electrical response of the retina in different types of cold blooded animals.“ Journal of the Optical Society of America and Review of Scientific Instruments, Vol 15, No. 6, Dezember 1927.
11. G. E. Müller. Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane, nach S. Garten ,,Die Veränderungen der Netzhaut durch Licht“, Graefe-Saemisch, Handbuch der gesamten Augenheilkunde, 1907, S. 175 ff.
12. Fritz Schanz. Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane, Bd. 54, 1923.
13. Schrödinger. ,,Die Gesichtsempfindungen“, Lehrbuch der Physik von Müller-Pouillet, 1926.
14. J. C. Waller. ,,Plant Electricity.“ Annals of Botany, Vol. XXXIX, Juli 1925.
15. H. Zocher, F. Reinicke. ,,Über die Entstehung des Glanzeindruckes.“ Zeitschrift für Physik, Bd. 33, Heft 1/2, 1925.



Bittschreiben an die Stadt Danzig.

Mitgeteilt von D. Dr. Th. Wotschke.

Eure Hochedlen Herrlichkeiten werden bei unseren annoch anhaltenden Pressuren uns nicht verargen, wenn wir in großem Vertrauen unser beständiges Auge auf Sie mitrichten. Es ist der neue Reichstag vor der Tür, die Verbitterung der Gemüter aber nicht gelindert, sondern um ein gar merkliches, sonderlich durch den Thorner Tumult vermehret. Wie scharf sich unser Landtag in Schroda angefangen, wird vielleicht schon bekannt sein. Von anderwärts sind die Zeitungen auch sehr unangenehm. Ganz gewiß werden daher die härtesten Instruktionen für uns allenthalben her auf den Reichstag gebracht werden. In solchen Besorgnissen wiederholen wir unsere vordem schon getane ganz dienstliche Bitte, E. Hochedle Herrlichkeiten wollen geruhen, Dero auf den Reichstag abzuschickenden Sekretarien favorable Instruktionen für uns mitzugeben, um mit unseren Deputierten zu konferieren und das, was zu unserer Rettung, Konservation und Wohlfart dienet, auf alle Art und Weise möglichst mit zu promovieren. Wir sind noch immer der festen Hoffnung, wenn die großen Städte in Preußen über unsere Bedrückungen ihre Herzensempfindlichkeit nachdrücklich mitzeugen wollten, daß in vielen Gemütern Reflektionen und andere Gedanken erweckt werden würden. Wollten E. H. H. nebstdem auch unsere durch so viele Wege in so vielen Jahren geschehenen Erschöpfungen in liebreiche Erwägung ziehen und mit einem höchst benötigten Subsidio unserem verarmten Wesen zu Hilfe kommen, würden Sie uns aus einer Sorge reißen, die uns so schwer auf dem Halse liegt, daß wir keine Mittel sehen, daraus zu kommen. Bitten nun inständigst, ein solches uns gar hart ankommende Ansuchen nicht zu mißdeuten, da viele Vorstellungen zu machen wären, was die so mannigfaltigen und unaufhörlichen vexationes bei uns kausieren...

Unruhstadt, den 11. Sept. 1724. Christoph Arnold, Senior generalis der ev. Kirchen U. A. C. in Großpolen.



Familien der Koschnaewjerdörfer im achtzehnten Jahrhundert.

Nach authentischen Quellen zusammengestellt von P. Panske.

Südöstlich von Konitz, im ehemaligen „Feldschlüssel" der Tuchler Starostei (wie diese von 1466 bis 1772 bestand), finden sich sieben Dörfer, deren deutsch-katholische Bewohner seit unvordenklichen Zeiten als „Koschnaewjer" bezeichnet werden. Die Dörfer erscheinen schon in den beiden ältesten polnischen Lustrationen — aus den Jahren 1565 und 1664 — mit der Bezeichnung „deutsch" versehen (wieś niemiecka). Es spricht manches dafür, daß die Vorfahren des Völkchens schon zu Zeiten des deutschen Ritterordens (1310—1466) dort zugezogen sind. Familiennamen haben sie dann höchstens ganz vereinzelt mitgebracht; zumeist werden sie sich noch mit bloßen Vornamen — diese vielfach dialektisch zurechtgestutzt — beholfen und benannt haben. Dabei ist anzunehmen, daß in die neu zugezogene Bevölkerung Reste der vordem dort angesessenen (slawischen) aufgegangen sind: wodurch sich ganz ungezwungen erklärt, daß dieser oder jener Name sich dem Sprachkundigen als aus ursprünglich slawischer Wurzel stammend erweist.

Aus früheren Jahrhunderten vermögen wir denn auch nur vereinzelt Familiennamen festzustellen. Noch zu Ordenszeiten (1453) urkundet „Katherina die Brüchmansche vom Francken-hagen". 1497 heißt der Lichtnauer Schulz Nickel Reyncke[1]). 1538 kauft das Granauer Schulzengut Andres Rode. 1575 sitzt schon auf dem Cekziner Schulzenhof die Familie Stolpmann. 1595 ist Schulz zu Osterwik Andreas Rizop, die Kirchenvorsteher daselbst heißen

---

[1]) Der Name Reinke (Reinicke, wohl auch Renicke lautend) erscheint späterhin verkürzt als Renke, Renk, Rink. Es handelt sich um die Kurzform eines alten Personennamens, dessen erster Bestandteil Ragin (Rein) war: z. B. Raginbold (heute Reinbold), Raginbrecht (Regenbrecht), Raginhard (Reinhard), Raginwald (Reinhold). — Bemerkt sei gleich hier, daß ich allenthalben die Namen in der Schreibweise der jeweiligen Quelle wiedergebe.

Michael Patin und Urban Rinck. 1611 urkunden Andres Paczke und sein Sohn Greger aus Cekzin. Im Jahre 1635 bekunden Michel Schriver und Bartel Forley, jener 60, dieser 67 Jahre alt, beide Ratmänner des Dorfes Frankenhagen, unter Eid, daß Thomas Jersz, Sohn des weiland Simon Jerszen, gewesenen Priesterbauers und Schöffen im königlichen Dorfe Frankenhagen, „guter deutscher Geburt" sei, „auch keiner wendischen noch anderer tadelhaften Art und Geschlechtes". 1637 erhält Stanislaw Giersz, Müller zu Frankenhagen, ein Privileg vom König Wladislaw IV., unter Hervorhebung des Umstandes, er habe mit nicht geringen Kosten die Mühle nach dem Tode seines Vaters restauriert. Im nämlichen Jahr (1637) werden in Sachen der Tuchler Schloßbraugerechtigkeit u. a. als Zeugen vernommen der Krüger Georg Berendt aus Osterwik (74 Jahre alt), ein gleichnamiger Schöffe des gedachten Dorfes (etwa 70 Jahre), Georg Wrögel, Ratmann daselbst (etwa 60 Jahre), Lorenz Schmölter, Ratmann von Schlagentin (70 Jahre), Georg Srifer, Bauer aus Lichtnau (etwa 80 Jahre), Gregor Reinicke, Schöffe ebendaher (etwa 70 Jahre), Johann Patzke (etwa 70 Jahre), Georg Musolff, Schöffe von Granau (49 Jahre), Meves Forley, Gärtner aus dem Dorf Frankenhagen (40 Jahre), Lorenz Klinger, Einlieger (inquilinus) aus Petztin (mehr als 70jährig). Alle diese leisten den Eid in deutscher Sprache.

Mit dem Jahr 1651 stellen sich für die zur Pfarrei Lichtnau gehörigen Dörfer die ersten Tauf- und Traumatrikeln ein; für die Osterwiker Pfarrei heben die Trauregister mit 1675 an; von den im gleichen Buch davor stehenden Taufeinträgen, die zweifelsohne mit demselben Jahr begannen, sind vorne leider sehr viele Blätter abgerissen, so daß gegenwärtig erst Taufen aus dem April 1697 den Anfang machen.

Doch ist es vorerst nicht unsere Absicht, ganze Genealogien der einzelnen alteingesessenen Familien beizubringen[1]). Vielmehr sehen wir uns um nach Listen, in denen die Gesamtbestände der einzelnen Dörfer aufgezählt sind. Da ist in erster Linie die sog. Friderizianische Landesaufnahme vom Jahr 1773, also im Anschluß an die Besitznahme, zu nennen. Diese wird, was den Inhalt betrifft, für die Dörfer der Osterwiker Pfarrei (Osterwik, Deutsch Cekzin, Frankenhagen) noch erheblich übertroffen durch die Osterbeichtlisten vom Jahre 1774 an, insofern in diese auch sämtliche Dienstboten aufgenommen sind. Doch läßt sich für die eben gedachten drei Dörfer, wie nicht minder für Petztin, noch ein älteres Verzeichnis, allerdings nur der Bauern, beibringen:

---

[1]) Probeweise nur bieten wir je eine (Art) Genealogie bei jedem Dorfe.

es stammt aus dem Jahre 1744, ich entnehme es einem (polnisch geschriebenen) „Inventarium der Starostei Tuchel".

Es scheint nun am zweckmäßigsten, für jedes Dorf die Landesaufnahme von 1773 zugrunde zu legen und von dieser hie und da nach rückwärts Ausschau zu halten.

Czechozyn oder Deutsch Cecktzin 7. Febr. 1773: 227 Einwohner.

	Cölmische Schulzen	Freihufen	Zinshufen
1.	Jacob Schwemminski	2	1½
2.	Stanisl. Patinna	3	2
	Vibranz		
3.	Mattes Grunau		1
	Bauern		
4.	Jacob Kroll, Krüger		2
5.	Paul Stolpmann		2
6.	Andreas Brügmann, Krüger		1
7.	Paul Scheffler		1
8.	Joseph Wolschleger		1
9.	Peter Ortmann		½
10.	Joseph Thiel		½
11.	Paul Brügmann		3
12.	Mattes Hopp		3
13.	Paul Gatz		3
14.	Peter Behrend		3
15.	Peter Hopp		3
16.	Martin Schmelter		3½
17.	Paul Ortmann		3
18.	Johann Nelck		3
19.	Lorentz Rinck		3
		5	40
		45	

Dazu hat die Dorfschaft noch 19 Hufen verwachsenes Land.

Schutzgeld zahlen außer den beiden Krügern

20. Jacob Schepler, Schmied
21. Lorentz Scheffler (Zimmermann)
22. Georg Otte (Schneider)
23. Johann Gatz
24. Stentzel Brügmannn
25. Mattes Schmelter
26. Johann Patzck

(21.–26.: Instleute 6)

27. Joseph Teschke, Schäfer.

Weitere Einwohner

28. Paul Behrend, Pferdehirt
29. Gerge Teschke, Viehhirt.

Lose Weiber (d. h. solche, die in keinem bestimmten Dienst- oder Arbeitsverhältnis stehen):

30. Dorothea Jentzckowa
31. Anna Gerschowa
32. Catharina Klundrowna (richtig war es eine Klundrowa)
33. Catharina Hoppin

34. Marianna Hoppin
35. Helena Mausowcka
36. Agneta Wangermansche
37. Margarethe Je(r)schowa.

1744 ist der Besitzstand folgender:

a) Jan Szwemin, Schulz ..	2 freie Schulzen- und	1 ½	Zinshufen
b) Paweł Szulc (desgl.) ...	3 ,, ,, ,,	2	,,
c) Jerzy Ortman	2 Scharwerkshufen,	1	Zinshufe
d) Stanisław Brygman ...	2 ,,	1	,,
e) Piotr Hoppa..........	2 ,,	1	,,
f) Jerzy Klunder	2 ,,	1	,,
g) Jakub Ortman	2 ,,	1	,,
h) Paweł Remer	2 ,,	1	,,
i) Jan Szmelter	2 ,,	1 ½	Zinshufen
k) Andrzy Nelk	2 ,,	1	Zinshufe
l) Andrzey Gaca	2 ,,	1	,,
m) Jakub Krall		1	,,
n) Marcin Szepler, Krüger.		1	,,
o) Jakub Gaca, Krüger ..		1	,,
p) Jan Szepler		1	,,
q) Piotr Ryzop		½	,,
r) Andrzey Teyla		½	,,
s) Jerży Wolszlegier *) ...		1	,,
t) Wawrzyniec Sztoltman.	1 Vibranzhufe,	2	Zinshufen
	24	21	
	45		

Dazu kommen 27 ½ Hufen von Kozmin und Siciny.

Bemerkungen: Jacob Schwemminski, der eine Schulze vom Jahre 1773, ist der Sohn des Jan Szwemin von 1744. Man muß dabei wissen, daß die reicheren Familien, in erster Linie also die Schulzen, dann z. B. auch die wohlhabende Frankenhagener Müllerfamilie, ihre Söhne gern zu den Konitzer Jesuiten in die Schule schickten. Manche dieser „Studenten" wurden Priester, andere kehrten ins Elternhaus zurück, erfreuten sich aber nicht selten eines erweiterten Namens: aus den Frankenhagener Latzke's und Patzke's — beide Namen mit langgezogenem a zu sprechen — wurden Lackowski's und Packowski's; der Sohn des Müllers Geersch (polnisch Giersz geschrieben) verwandelte sich in einen Gierski, in der nachfolgenden Generation wurde daraus gar ein Gierszewski (später deutsch Girschewski geschrieben). So kann man es noch heutzutage erleben, daß diese oder jene Familie bei jedermann beispielsweise Latzke heißt, in der Schule aber entpuppt sich das Kind derselben als ein Latzkowski (mit kurzem a gesprochen). So steht es auch mit den Schwemin's und Schweminski's (beide Formen gewöhnlich mit einem m geschrieben). — Das Verzeichnis von 1744 bedient sich der polnischen Schreibweise (z. B. Ryzop, Wolszlegier) und hängt den einsilbigen Namen Gatz, Theil ein a an. In dem Register von 1773 wechselt hinsichtlich der weiblichen Personen

*) Hinsichtlich der Fronfuhre nach Danzig war er verbündet mit (u) Grzegorz Szepler und (v) Teylowie, d. h. zum wenigsten zwei des Namens Theil.

die Namensendung: etliche haben deutsche Form (Hoppin, Wanger=mansche), andere die polnische auf -owa (Mausowcka ist eine Musolfsche).

Familie Schwemin.

1. 1675 25. Nov. Michael Schwemin, Schulze zu Cekzin, ╳ zu Osterwik mit Agnes, Tochter des † (Osterwiker Schulzen) Thomas Risop.
2. 1714 11. Nov. Michaels Sohn Johann Szwemin ╳ zu Frankenhagen mit Catharina Gierszowna, Tochter des Frankenhagener Müllers (Georg) Giersz. Die Brautleute waren im 3. (kanonischen) Grade blutsverwandt: der Wortlaut der vom Erzbischof Szembek diesbezüglich erteilten Dispens ist erhalten; der Bräutigam ist in der vorhandenen Abschrift Szweminski geschrieben.
   1767 26. Mai † Johann Szwemiński, Schulze zu Cekzin, 80 Jahre alt.
   1778 9. Juli † Catharina Szwemińskin geb. Gerszewskin, Schülzin in Cekzin, 80 Jahre alt.
3. 1732 3. Juni getauft Anton Jacob, Sohn der Schulzen-Eheleute Johann und Catharina Schwemmiens.
   1760 19. Okt. Jacob Szweminski ╳ mit Maria, Tochter des † Osterwiker Schulzen Gregor Schultz, getauft 1. Nov. 1739. Dispensiert von dem Hindernis der Blutsverwandtschaft im 3. Grade; Schema:

Thomas Ryzop; dessen Schwester Agnes ╳ Michael Schwemin (s. o.)
Elisabeth ╳ Gregor Schultz — Johann
Maria(nna) — Jacob

   1783 10. April † Jacob Szweminski, Schulze zu Cekzin und Kirchenvorsteher von Osterwik.
   1807 1. Mai † die Witwe Marianna Schweminin.
   Der jüngste Sohn des vorstehenden Ehepaars, Adalbert Jacob Szwemiński, geb. den 14. April 1783 (4 Tage nach dem Tode des Vaters), wurde Priester und amtierte seit 1807 als Vikar zu Osterwik, später als Pfarrer von Lichtnau († 16. Mai 1831): er schrieb sich Schweminski, auch Szweminski.
   Das Schulzengut erbte
4. Andreas, geb. 29. Okt. 1772 (Szwemiński). Andreas Schwemin × zu Cekzin den 4. Nov. 1800 mit Elisabeth, Tochter des Johann Nelke, nach erlangter Dispens vom Hindernis der Blutsverwandtschaft im 3. und 4. Grade.
   Ein Sohn dieses Ehepaars, Johann Jacob Schwemin, geb. 30. Dec. 1802 (Taufpate studiosus Jacob Schwemin, s. zuvor), wurde Geistlicher und † als Pfarrer von Oliva 11. März 1874: er schrieb sich Schweminski.
   Nachfolger im Schulzenamt wurde
5. Paul Joseph Schweminski, geb. 29. Januar 1815, × 7. Febr. 1842 mit Barbara Hoppe. Nach Pauls frühem Tode (16. Febr. 1846) heiratete die Witwe 9. Nov. 1846 den Schulzensohn August Behrendt und nach dessem Ableben (19. Sept. 1847) 17. Juli 1848 den Besitzersohn Franz Kathke, beide aus Damrau. Kathke † 17. Dez. 1859 in Berlin, wohin er zwecks Operation

seines lahmen Armes gefahren war; dort liegt er auch begraben. Die Kinder, zumal aus der zweiten und dritten Ehe, waren noch alle klein; so übergab die Witwe das Anwesen an ihre älteste Tochter

6. Anna Schweminski. Diese hatte zwei vollbürtige Brüder: der eine davon starb als Landwirt auf der Wirtschaft (etwa 20jährig), der andere als Student bei seinem Onkel, dem Pfarrer zu Oliva. Anna × 2. Juni 1862 mit Andreas Semrau, Schulzensohn aus Damrau; † 22. Juli 1865 (Schulzenfrau). Semrau führte 1867 als zweite Frau Maria Schoeneberg aus Abbau Preußisch Friedland heim (geb. 4. März 1841), † jedoch schon 26. März 1869. Die Witwe wieder verheiratete sich 21. Februar 1870 mit August Janowitz, Besitzersohn aus Abrau (geb. 28. Aug. 1846, † 19. Dez. 1902). Von den Kindern aus dieser Ehe starb Paul als Kleriker den 25. Juni 1897 (geb. 17. Nov. 1870); Agatha und Hedwig gehören als Schwestern Xaveriana bzw. Franzina dem Orden der Franziskanerinnen an. Das Besitztum ist übergegangen auf
7. Ambrosius Janowitz, geb. 22. Januar 1872. Ihm gehört auch das ehemalige zweite Cekziner Schulzengrundstück (vergl. Mitt. des Coppernicus-Vereins, Heft 18 [1910], S. 57). Außerdem besitzt er eine Reihe weiterer Güter (davon zwei im Kreise Flatow), u. a. auch das ehedem Reuschelsche Gut zu Abbau Osterwik. × 20. Juni 1904 mit Maria Dobrindt aus Lichtenhagen. Aus dieser Ehe sind 16 Kinder hervorgegangen (4 davon klein †). Die lebenden: August (geb. 17. März 1905), Diplomingenieur in Berlin; Maria (13. Mai 06), stud. med.; Anna (18. Juni 07), × 1. Mai 1929 mit Amtsgerichtsrat Anton Behrendt (aus der Petztiner Familie) in Flatow; Gertrud (26. Juli 08); Ambrosius (31. Aug. 11); Dorothea (13. Sept. 12); Irmgard (15. Sept. 13); Franz Joseph (23. Okt. 14); Wilhelm (25. Dez. 15); Karl (20 Mai 17); Christina (24. Febr. 19); Christophorus (5. Aug. 26).

Die noch heute in Cekzin vorfindlichen Schweminskis entstammen Seitenlinien der im vorstehenden nachgewiesenen Familie Schwemin (bzw. Szwemiński).

Franckenhagen oder Silno 8. Februar 1773:
168 Einwohner.

	Freihufen	Zinshufen
Cölmische Schulzen		
1. Mattes Latzkowski	3	2½
2. Mattes Pokrzewinski	3	3
Vibranz		
3. Johann Schreiber senior		1
Bauern		
4. Hans Tiede		4
5. Jacob Tiede		4
6. Joseph Gaza		4
7. Hans Schreiber junior		4
8. Mattes Furley		4
9. Andreas Thiede, Krüger		5
10. Andreas Gentzcke		2
Übertrag	6	33½

	Freihufen	Zinshufen
Übertrag	6	33½
11. Hans Behrend senior		2
12. Hans Patzki		2
13. Andr. Latzki		2
14. Hans Behrend junior		2
15. Andreas Grabowitz		4
16. Georg Gerszewski, Müller		5½
	6	51

Dazu 4 Pfarrhufen.

Schutzgeld zahlen außer dem Krüger

17. Martin Fritz
18. Simon Gehrs
19. Joseph Gehrs
20. Peter Gehrs
} Gärtner = Eigenkätner
21. Paul Brauer
22. Michel Brigmann
23. Joseph Thiede
24. Hans Nölck
} Instleute
25. Michel Nölck, Schneider
26. Jacob Redwantz, Schmied
27. Casimir Peck, Schäfer
28. Joseph Forle, Gärtner auf Pfarrgrund
29. Lorentz Bohn, Instmann (auf Kirchengrund)
30. Peter Patzke, Gärtner auf Pfarrgrund.
Sonst noch vorhanden
31. Viehhirt Martin Rinck.

1744 ist der Besitzstand folgender:

a) Schulz Jozef Pacek	2½ Schulzen-,	2 Zinshufen
b) Oberschulz Piotr Lackowski	2½ ,,	2½ ,,
c) Jan Szrywer	1 Vibranzhufe	
d) Michał Tyda, Krüger	2 Krug-,	2 ,,
e) Marčin Herlikowski		2 ,,
f) Maciej Packa		2 ,,
g) Woyciech Lacek		2 ,,
h) Jerzy Berent		2 ,,
i) Bartłomiey Tyda		1 Zinshufe
k) Jakub Tyda	2 Scharwerks-,	2 Zinshufen
l) Paweł Nycler	2 ,,	2 ,,
m) Grzegorz Gierż	2 ,,	2 ,,
n) Andrzey Nycler	2 ,,	2 ,,
o) Jerży Giersz, Müller	{1½ zur Mühle, 4 privilegierte,	4 ,,
p) Mateusz Fork (lies Forle)	2 Scharwerks-,	2 ,,
q) Piotr Bona	1 wüste Hufe	
r) Wawrzyniec Nelk*)		2 ,,
	24½	31½

Zudem 4 Pfarrhufen.

s) Andrzey Giersz auf Dorfgrund,
t) Piotr Fryca desgleichen.

B e m e r k u n g e n: Die Hufenzahl wird 1744 ausdrücklich nur mit 60 angegeben, während die Landesaufnahme von 1773

*) Nachgetragen.

die richtige Zahl 61 bringt. Pacek und Packa sind beides Patzke's; Lacek ist Latzke, Fryca = Fritz. Ganz verunglückt ist der Fork: gemeint Forle; heutzutage schreibt sich die Familie Folleher (Zwischenform Forley oder Volley) — der Name geht zurück auf einen „Vorleger" oder noch genauer „Fürleger". Herlikowski geht auf die kaschubische Aussprache von Orlikowski als Oërlikowski zurück, wobei dann wie so oft ein unorganisches h sich dem Anfangsvokal vorschiebt.

Familie Gersch (Gierszewski).

1. Stanislaw Giersz erhält den 20. Febr. 1637 von König Wladislaw ein Privileg (in polnischer Sprache) über die Mühle zu Frankenhagen mit 3 Zinshufen und weiteren 2½ Hufen, von welch letzteren er Abgabenfreiheit erwirkte mit Rücksicht auf den jährlich zu zahlenden Mühlenzins von 50 Gulden.
2. Gregor Gersch, seit 1663 urkundlich zu verfolgen. Hat 1682 das Wohnhaus im Dorfe erbaut, welches die Familie bewohnte, bis sie (in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts) sich auf das Feld ausbaute. An einem Balken stand dort angeschrieben: „Baumeister Johannes Wollschlaeger. Bauherr Gregorius Gersch. 1682". Dieser starb 1694. Seine Ehefrau hieß Anna geb. Gronowska. Sohn und Nachfolger
3. Georg Geers, × 30. Okt. 1694 in Lichtnau mit Anna, Tochter des Granauer Schulzen Martin Ryzop. 1725 findet er sich George Gierski geschrieben. Georg starb 53 Jahre alt, begraben den 17. August 1726; die Witwe † 27. Okt. 1761.
4. Georg Gerz, getauft 1. April 1709. × 1728 (Ende) oder 1729 mit Elisabeth, Tochter des Cekziner Schulzen Paul Stoltmann, getauft 24. Febr. 1706. Von den Söhnen dieses Ehepaars wurden Johann (Geersch, getauft 30. Aug. 1733) und Paul (Gerszewski, getauft 16. Juni 1743) Priester: Johann begegnet 1767 als Pfarrer von Schamborowsk und 1773 als Pfarrer von Mielżyn im Dekanat Słupca; Paul 1770 und noch 1774 als Vikar zu Wreschen (Wrześnensis), war seit 1775 Pfarrer zu Krojanke. Der Mühlengutsbesitzer Georg Gierszewski † 9. Febr. 1775 (nachdem er länger als 7 Jahre durch Gicht gelähmt darniedergelegen hatte); seine Witwe † 3. April 1784. Nachfolger wurde der jüngste Sohn
5. Georg Gierszewski, geb. 12. Aug. 1750, × etwa 1776 mit Anna Prochowskin (aus Prechlau). Der älteste Sohn dieses Ehepaars, Casimir Joseph (geb. 4. März 1777), war Vikar zu Konarzyn und wurde den 2. Mai 1805 auf die Pfarrei Borzyszkowo instituiert. Des Vaters Ehefrau Anna † 9. April 1802, worauf ders. am 30. Aug. 1802 eine zweite Ehe mit Anna, Tochter des Joseph Folleher, einging. Für die Nachfolge im Besitz kamen die weiteren zwei Söhne aus der ersten Ehe, Peter (Gerszewski, geb. 21. Juli 1784) und Georg (Gerszewski, geb. 15. März 1793), in Betracht. Die Brüder teilten den der Familie noch verbliebenen Landbesitz, so zwar, daß Peter 2 und Georg 2½ Hufen erhielt. Die Mühle war wohl schon damals in andere Hände gekommen.
6. Georg Gierschewski, × 24. Mai 1825 mit Catharina Wollschlaeger aus Granau (geb. 26. Sept. 1806). Ein Sohn dieses Ehepaars (Paul) war Franziskanerpater in Amerika (Buffalo), † während des Weltkrieges.

7. Johann Girschewski (so schrieb er sich selbst; im Taufbuch Thomas Joannes Gierszewski), geb. 18. Dez. 1826, † 25. Dezember 1906. Interessierte sich sehr für die älteren Zeiten der Heimat, war auch in der Familienkunde wohlbewandert; der Verfasser verdankt ihm manche genauere diesbezügliche Kenntnis. × mit Elisabeth Bünger aus Abrau. Der ältere Sohn, Joseph, geb. 10. Mai 1857, zum Priester geweiht 31. Juli 1884, war zuletzt Pfarrer zu Eickfier, ließ sich aber wegen schwacher Gesundheit 1911 emeritieren, wohnte seitdem in Carthaus und † dort 21. Okt. 1921.
8. August Girschewski, geb. 19. Mai 1870, † 8. Juli 1923. × 5. Mai 1896 mit Emma Thiel aus Damnitz (geb. im März 1871, † 5. Febr. 1905).
9. August Gerschewski, geb. 11. Febr. 1900. × 23. Nov. 1927 mit Gertrud Nelke aus Frankenhagen.

Granau 8. Februar 1773:
116 Einwohner.

	Freihufen	Zinshufen
1. Schulz Jacob Rohde (Rhode)..	3½	3
Vibranz ders. (Rode, Rhode)...		½
Bauern		
2. Johann Kuchenbecker, Krüger.		3½
3. Martin Wolschleger (Wollschl.) .		2½
4. Paul Jarschcke (Jaschcke).....		1½
5. Paul Nickel		1½
6. Lorentz Gülcke		½
7. Paul Panscke		3
8. Georg Musolph (Gerge Musoph)		3
9. Michel Schreiber		3
	3½	22
	25½	

Schutzgeld zahlen außer dem Krüger

10. Johann Penski (Penscky)
11. Johann Musolp (Musoph)
12. Jacob Weyland
13. Marianna Penski (Pentzckin)

} Gärtner (Eigenkätner) 4

14. (Paul) Eisbrenner Schmied
15. Georg (Gerge) Kuchenbecker, Schneider
16. Rademacher Wolszleger (Wollschleger)
17. Martin Nickel
18. Lorentz Sasse (Sass)
19. Georg (Gerge) Haack

} Instleute 6.

Sonst noch vorhanden

20. Hirt Michel Kruse
21. Pferdehirt Mathes Klinger.

Bemerkung. Penski ist eine inkorrekte Form des Namens Panske (im Plattdeutschen mit einem langgezogenen ganz klaren a und hinter dem n einem z-Laut statt s gesprochen; die Endung e fällt in der Aussprache fort).

Für Granau liegt noch ein etwas älteres Verzeichnis der „Nachbarschaft" vor, vom 14. Mai 1767. „Führnehmlich sind befindlich Ordinärhuben 25, und laut ihrer Dorfausmessung befinden sich 30 kleine Huben":

Der Schulz Jacob Rhode hat	8 (kleine) Hufen
Michael Schreiber	3 ½
Paul Pantzk	3 ½
Georg Musolf	3 ½
Paul Jarsk, auch Nikel ..	3 ½
Paul Gatz	3
Krüger Kukenbeker	4
Andres Gülke	1
	30

Die Hufen, auf denen Jarsk und Nikel saßen, waren vordem in einer Hand gewesen. Paul Gatz ging (wohl 1768) nach Cekzin, seiner Heimat, zurück, wo wir ihn 1773 unter Nr. 13 wiederfinden In seine Stelle trat Martin Wolschleger (aus Lichtnau) ein (s. o.).

Familie Rhode.

Nur noch acht Jahre, und die Familie Rhode kann sich eines 400jährigen Besitzes des (ehemaligen) Freischulzengutes zu Granau rühmen.

1. Andre(a)s Rode hat dasselbe erworben im Jahre 1538.
2. Zwei oder auch drei Generationen später besaß es Christoph Rhode, den wir zum 3. Mai 1625 und noch den 18. Mai 1637 urkundlich nachweisen können. Er ist vor dem 26. Februar 1652 gestorben, da sich an dem gedachten Tage Gertrud als seine hinterlassene Witwe benannt findet.
3. 1665 den 8. Nov. wird Gregor Rhode in der Kirche zu Lichtenhagen getraut mit Catharina, Tochter des Lichtenhagener Schulzen Johann Zemrow (Semrau). Gregor starb vor dem 11. Nov. 1676, denn an diesem Tage ging seine Witwe, die eben gedachte Catharina, eine zweite Ehe mit Martin Ryzop (Schulzensohn) aus Osterwik ein. Des letzteren Todesjahr ist unbestimmt (er lebte noch 1701); dagegen wurde Catarina Risopin, seine Witwe, hochbetagt am 9. Juni 1726 begraben. Es folgte deren Sohn aus erster Ehe
4. Andreas Rhode, getauft den 5. Dez. 1666. Zum ersten Male findet er sich als Schulze benannt den 23. Nov. 1698. Seine Ehefrau hieß Anna; deren Vatersnamen erfahren wir nicht. Es will scheinen, daß Andreas Rh. im Jahr 1704 gestorben und seine Witwe dann eine zweite Ehe mit Georg Lack (= Latzke, wohl Schulzensohn aus Frankenhagen) eingegangen ist. Doch muß bald darauf auch die Frau (den 17. Sept. 1704 als Anna Lackowa benannt) gestorben sein, da Georg Lack den 1. Okt. 1705 mit Anna Spletin (ein Paul Szplet war 1677 Schulze in Richnau) eine neue Ehe einging. Wie dem auch sei, in der nächsten Generation war Andreas Rhodes Sohn Paul Granauer Schulze.
5. Paul Rode, getauft den 16. Januar 1701. × 14. Nov. 1723 mit Sophia, Tochter Domini Pauli Stoltmanni (des Cekziner Schulzen Paul Sztoltman, wie er selbst seinen Namen schreibt). Über die Nachkommen dieser und der folgenden Generationen sind Nachrichten geboten in den Mitteilungen des Coppernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst in Thorn, Heft 17 (1909) Nr. 1 und 2, so daß wir uns hier begnügen können, die weiteren Stammhalter der Familie auf dem Granauer Besitztum namhaft zu machen.



6. Jacob Rhode, getauft den 15. April 1743, † 14. Februar 1812.
7. Casimir Rhode, Oberschulz, geb. den 24. Febr. 1783, † 11. Dez. 1849. Er gehörte mit zu den aus dem Stande der Landgemeinden Westpreußens mit Kollektivstimmen gewählten Deputierten, die am 10. Sept. 1840 dem neuen König Friedrich Wilhelm IV. zu Königsberg die Erbhuldigung leisteten. Vgl. K. Streckfuß, Der Preußen Huldigungsfest, Berlin 1840, Beilage D (S. 14). Seine Witwe Gertrud geb. Berendt war u. a. auch ihres Urgroßneffen, des Schreibers dieser Zeilen, Taufpatin. — Nach Casimirs Tod ging die Freischulzerei zunächst auf seinen Bruder, den bisherigen Stadtkämmerer von Schlochau August Rhode über, dann auf den Neffen
8. Paul Rhode, geb. 29. Januar 1809, † 29. Sept. 1882. Ihm folgte sein Sohn
9. Johannes Rhode, geb. 20. Februar 1851, † 19. Mai 1928. × 3. Februar 1873 mit Ida Bross, gebürtig aus Gr. Zirkwitz († 10. Juni 1917).
10. Johannes Rhode, geb. 29. April 1884. × 28. Mai 1923 mit Maria Janowitz aus Deutsch Cekzin.

Lichenau (richtiger Lichtnau) 8. Februar 1773:
235 Einwohner.

	Schulzen	Freihufen	Zinshufen
1.	Michel Wegner	3	2
2.	Georg Pantzcke	3	1½
3.	Andreas Rode	3	1½
	Lehmanns		
4.	Martin Krüger	2	2
5.	Jacob Sensk	3	
	Vibranz		
6.	Christoph Sensk		1
	Bauern		
7.	Jacob Hackert		4
8.	Paul Musolph		4
9.	Mattes Sawatzki		5
10.	Jacob Kruse		2
11.	Paul Gensk		2
12.	Michel Schwemin		3½
13.	Jacob Theiss		2½
14.	Johann Dobelck (Dobbek)		3½
15.	Andres Schwemmin		3
16.	Michel Rosenau		1
17.	Andreas Neuleiff		3
18.	Jacob Gielck		½
19.	Peter Rosentreter		3
20.	Krüger Paul Laszich (Latzke)		3
21.	Andreas Frögel		3
22.	Jacob Binger		3
23.	Andreas Rode		3
24.	Jacob Brugger		3
25.	Johann Grabowski		3
26.	Thomas Wolschleger		2
	Übertrag	14	65

	Freihufen	Zinshufen
Übertrag	14	65
Die gesamte Dorfschaft hat noch		1
Überdies 4 freie Pfarrhufen	4	
1 Pfarrhufe, die Contribution gibt	1	
	19	66
	85	

Schutzgeld zahlen außer dem Krüger Paul Lask

27. Johann Sinsk
28. Lorentz Milck
29. Georg Krüger
30. Paul Isbanner — Instleute
31. Michel Brugger
32. Paul Theise
33. Johann Rinck
34. Michel Patsk (Patzck), Schäfer.

Weiter sind vorhanden

35. Viehhirt Andres Klinger

Lose Weiber

36. Anna Glaeserin
37. Sophia Risoppin
38. Hedwich Risoppin

Eigenkätner

39. Michel Bachet (Bachert)
40. Peter Binger
41. Catharina Komischckin
42. Marianna Kuchenbeckersche

Handwerker

43. Gottlieb Haffman, Schmied
44. Thomas Grabowscky, Schneider.

Auf Kirchengrund wohnt außer dem Pfarrer

45. George Schmidt (Pächter).

Familie Latzke.

Die Lichtnauer Latzke's stammen von Georg L., dem gleichnamigen Sohn des S. 66 unter den Angaben über die Granauer Rhode's benannten Georg L.

1. Georg Lack, getauft 23. Juni 1709. × 18. Januar 1739 (Lacki) mit Sophia Sweminsze. Diese getauft 27. Nov. 1718, Tochter des Peter Swemin und seiner Ehefrau Hedwig. Peter stammte aus Cekzin (jedenfalls ein Sohn des Schulzen Michael Schwemin — s. S. 61; dort wurde auch der älteste Sohn des Ehepaars, Johann mit Namen, getauft den 9. Dezember 1709). Seit 1710 urkundet das Ehepaar in Lichtnau, wo es das Kruggrundstück erworben hatte. — Georg Laack wurde den 13. März 1753 begraben. Die Witwe Sophia ging den 17. Juni 1753 eine zweite Ehe ein mit Jacob Krufs (Krause). Sie starb 19. April 1773.
2. Paul Lack, getauft 5. Januar 1744, † 22. Sept. 1807 (Lahtzke). × 16. Juni 1771 (Lackowski) mit Magdalena Strantzowna. Er hat den Krug an seinen Stiefbruder Anton Krause abgetreten und blieb nur Bauer (colonus). † 22. Sept. 1807.
3. Paul Lacki, geb. 19. Februar 1784. × 26. Nov. 1811 (Lahtzke) mit Anna, Tochter des Lichtnauer Schulzen Johann Semrau.



Von den Söhnen dieses Ehepaars wurden zwei Priester: Carl, geb. 16. Aug. 1816 (Latzke), ord. 3. April 1847, war Pfarrer zu Kokoschken bei Pr. Stargard und starb dort 10. Okt. 1889; Casimir, geb. 27. Febr. 1831, ord. 4. Mai 1862, war Lokalvikar zu Groß Starzyn, starb gelegentlich einer Rückfahrt von Putzig auf dem Schlitten den 29. Dez. 1880. Der Vater (Paul) † 23. März 1860. Nachfolger auf dem Besitz wurde dessen gleichnamiger Sohn

4. Paul Latzke, geb. 11. Mai 1825, † 19. Aug. 1891, × mit Dorothea geb. Schoeneberg aus Gut Jakobswalde bei Preußisch Friedland. Diese † 27. Mai 1903, 78 Jahre alt.
5. Joseph Latzke, geb. 1. Januar 1855, † 27. März 1919 (unverheiratet). Kurz vor seinem Tode hatte er das Besitztum an einen Fremden (des Namens Fedtke aus Tuchel) verkauft.

Ostrowite (Osterwik) 8. Februar 1773:
264 Einwohner.

	Freihufen	Zinshufen
Schulzen		
1. Paul Bross	4	2
2. Joseph Behrend	4	3
Vibranz		
3. Christian Radke		1
Bauern		
4. Johann Gatz		4
5. Krüger Peter Thiede		3
6. Mattes Behrend		3
7. Mattes Pankau		3
8. Paul Schreiber senior		3
9. Georg Rinck		5½
10. Stentzel Gatz		3
11. Georg Schreiber		3
12. Paul Schreiber junior		5½
13. Peter Gatz		5½
14. Michel Gatz		5½
15. Paul Gatz		5½
16. Peter Ludgart		5½
17. Paul Gatz		5½
18. Paul Nölck		5½
	8	72

Dazu 4 Pfarrhufen.

Schutzgeld zahlen der Krüger; ferner

19. Mattes Gatz, 20. Peter Gatz, 21. Marianna Risoppin, 22. Anna Scheidin(!) — Gärtner
23. Johann Scheffler, 24. Martin Niedsler (Nützler), 25. Martin Nigmann — Instleute
26. Peter Spuhl (richtig Spors), Schmied
27. Michel Schmeltzer, 28. Andreas Schmeltzer, 29. Joseph Skoda — Instleute auf Kirchengrund.

Überdies vorhanden
30. Viehhirt Lorentz Schmeltzer
31. Schweinehirt Hanß Behrendt
32. Schäfer Thomas (Stellmacher)
Lose Weiber
33. Elisabeth Gensckin
34. Lehna Gatzin
35. Elisabeth Herlickowsckyn
36. Elsa Rinckin
37. Catharina Pantzckin
38. Kascha Risockin (lies Risoppin)
39. Sophia Behrendtin
40. Elisabeth Nölckin
41. Anna Klingerin
42. Susanna Nitzlerin
43. Anna Rinckin
44. Sophia Isbannerin
45. Sophia Fritzin
46. Anna Rinckin junior
47. Helena Behrendtin
48. Gertrude Nietzlerin
49. Anna Schefflerin
50. Gertrude Kottschinsckyn
51. Instweib auf Kirchengrund Anna.

1744 finden wir folgenden Besitzstand:

a)	Schulz Paweł Bros	5 Schulzen- und	1 Zinshufe
b)	Schulz Jan Ryzop	3 Schulzenhufen	
c)	Leman Jakub Berent		3 Zinshufen
d)	Leman Stanisław Gaca		3 ,,
e)	Leman Michał Berent	1 Vibranz-,	3 ,,
f)	Krüger Piotr Berent		3 ,,
g)	Krüger Andrzey Muzolf		3 ,,
h)	Leman Jan Gaca		3 ,,
i)	Leman Jozef Berent		{2 ,,
k)	Piotr Elwich (Leman*)......		{1 Zinshufe
l)	Jerży Berent		1 ,,
m)	Piotr Nyłka, Bauer	3 Scharwerks-,	3 Zinshufen
n)	Piotr Rynk	3 ,,	2 ,,
o)	Paweł Szrywer............	3 ,,	3½ ,,
p)	Stanisław Nylka	3 ,,	2½ ,,
q)	Jan Rynga	3 ,,	2 ,,
r)	Piotr Krall	3 ,,	3 ,,
s)	Piotr Lidgart	3 ,,	3 ,,
t)	Stanisław Gaca	3 ,,	3 ,,
u)	Szymon Szrywer		2 ,,
		33	47
			Außerdem 4 Pfarrhufen.

Ein Schmied. Vier Kätner:
v) Jerzy Otto
w) Jan Nygman
x) Stefan Szmelter
y) Szymon Nelk.

*) Für die Danziger Fronfuhre zahlte er zusammen mit (z) Jan Fryca, Szymon Szrywer mit Jerzy Berent.

Familie Behrendt.

Auf dem Schloß Tuchel kam den 21. Juni 1673 zwischen den Brüdern Thomas und Johann Berent, Söhnen des Osterwiker Krügers Peter Berent, ein Vergleich zustande, kraft dessen der Krug samt „drei wüsten, zu diesem Krug gehörigen Huben" in den Besitz des jüngeren Bruders Johann übergeht, dem älteren (Thomas) werden 3 Karsteinsche (so nach dem Vorbesitzer genannt) Hufen überlassen, die er bis jetzt schon in Besitz gehabt, mit der Freiheit, diese Huben urbar zu machen, zu verbessern, sich darauf anzubauen, sie an einen andern zu verpachten, zu versetzen, zu verkaufen usw. Von den beiden Brüdern gehen zwei Linien der Familie aus: an dieser Stelle verfolgen wir die jüngere (Krüger Johannsche Familie).

1. Johann Berenth aus Osterwik × zu Schlagentin 1676 am Sonntag Sexagesima (9. Febr.) mit Magdalena (Zuname unbenannt). Drei Söhne hinterblieben: Peter, Johann († vor dem 12. März 1735) und Michael. Den Krug samt den 3 Hufen übernimmt
2. Peter Berent, † hochbetagt (plenus dierum) 9. Januar 1762. Tags zuvor (den 8. Jan.) war seine Ehefrau, die Osterwiker Krügerin Anna Berentowa, gestorben. Nachfolger
3. Matthaeus Berent, getauft 8. Mai 1740. × 25. Nov. 1762 mit Anna, Tochter des Bauern Peter Hoppe zu Cekzin. Matthaeus † 26. Okt. 1769. Die Witwe × 29. Juli 1770 in zweiter Ehe mit Matthaeus Pankau aus Damrau. Dieser † 5. Mai 1799, die Witwe 23. Nov. 1806. Es folgt der Sohn aus der letzteren erster Ehe
4. Michael Berent, geb. 8. Sept. 1765. × 3. Februar 1801 mit Elisabeth, Tochter des Bauern Jacob Beinke (Behnke) zu Osterwik. Michael † 9. März 1813. Die Witwe × 16. Nov. 1813 mit Andreas Pukownik. Nachfolger der Sohn aus erster Ehe
5. Andreas Berendt, geb. 10. Nov. 1803, × mit Anna Pankau.

Die Söhne teilten:

6a. den Krug übernahm der Kaufmann Joseph Behrendt, geb. 27. Febr. 1836, † 2. Januar 1910. × mit Elisabeth Nelke, geb. 6. Juni 1838, † 24. Dez. 1913.

6b. den Besitzhof (später abgebaut, „Lindenhof" genannt) Johann Behrendt, geb. 27. April 1843, † 21 Febr. 1897. (× mit Anna geb. Schultz, † 2. Dez. 1923). Nachfolger des letzteren der Sohn Andreas Behrendt (× mit Maria geb. Wodsack).

Des sub 1 genannten Johann Berent Sohn Michael erscheint 1744 im Besitz der Fibranz-, sowie dreier Zinshufen.

1. Freibauer (Lehmann) Michael Berent. × (in 3. Ehe) zu Lichtnau 12. Febr. 1736 mit Elisabeth, Tochter des Georg Latzk, geb. zu Granau 3. Febr. 1715 (betr. des Georg Lack vgl. die Bemerkung unter den Angaben über die Familie Rhode—Granau). Michael † 28. Jan. 1776 (im Alter von 90 Jahren und 5 Monaten, also geb. wohl im Sept. 1685), die Ehefrau † 24. Nov. 1773.
2. Matthaeus Berent, getauft 17. August 1738, × mit Barbara Schultz aus Damrau. Matthaeus † 7. März 1813, die Witwe † 1. Febr. 1815.

3. Joseph Berendt, geb. 7. März 1783 (lebte noch 1841). Seine erste Ehefrau Marianna (geb. ?) † 28. Juli 1810. × in zweiter Ehe zu Lichtnau 1. Okt. 1810 mit Catharina, Tochter des Bauern Adam Pantzk zu Granau.
4. Johann Behrendt (genannt Behrendts „Vater"), geb. 13. Dez. 1814, † 1. Januar 1880. × mit Gertrud Wollschlaeger. Ihm folgte im Besitz sein Schwiegersohn Johann Pukownik. — Johanns Bruder August erheiratete ein Grundstück in Gersdorf († 11. März 1896 zu Schöneberg bei Berlin, fast 73 Jahre alt). Dessen Sohn war der am 16. Okt. 1925 verstorbene (sich gelegentlich auch dichterisch betätigende) Domkapitular und Prof. Dr. Joh. Behrendt (geb. zu Gersdorf 17. Nov. 1850).

Piastotzin oder Petztin 9. Febr. 1773:
202 Einwohner.

		Freihufen	Zinshufen
1.	Andreas Behrend (Schulz)	3	
2.	Vibranz Michel Schreiber......		3 (½ Vibr. + 2½)
	Bauern		
3.	Thomas Klunder		2
4.	Casimir Schwemin		3
5.	Paul Scheffts		1
6.	Lorentz Schreiber		2
7.	Adam Gehrs		2
8.	Mattes Weyland		2
9.	Martin Klinger		2
10.	Lorentz Scheffts.............		3
11.	Krüger Johann Weyland		1
12.	Georg Behrendt		3
13.	Mattes Goersch		3
14.	Lorentz Görsch		3
		3	30

Dazu hat die Dorfschaft noch ein Stück Land von angeblich 4½ Hufen.

Schutzgeld zahlen der Krüger; ferner
15. Andreas Grugel, Schneider
16. Christian Beyer, Schmied
17. Mattes Schmidt, Schäfer
18.—35. Instleute Christian Schmeltzer, Martin Spichal, Adam Karnowski, Georg Thiel, Andreas Scheffler, Martin Schreiber, Andreas Spichal, Peter Risop, Hans Pichal, Lorentz Grugel, Hans Klinger, Andreas Risop, Andreas Hopp, Michael Hopp, Michel Isbrenner, Michel Risop, Thomas Behrendt, Simon Deick.
36. Adam Pril, Viehhirt.

Besitzstand 1744:

a)	Wawrzyniec Patyna, Schulz.	3 Schulzenhufen	
b)	Jerzy Szrywer (Krüger)	½ Vibranz- und	½ Zinshufe
c)	Jan Lacek		2 Zinshufen
d)	Wawrzyniec Klunder	2 Scharwerks-,	2 ,,
e)	Jan Szewc		1 Zinshufe
f)	Mateusz Szrywer		1 ,,
	Übertrag	5½	6½



	Übertrag	5½ Scharwerks-,	6½ Zinshufen
g)	Jerzy Szrywer, Krüger		1 Zinshufe.
h)	Pawel Ryzop	2 Scharwerksh.,	1 ,,
i)	Jan Gierszż	2 ,,	1 ,,
k)	Adam Gierż		2 Zinshufen
l)	Bartłomiey Wegner	2 ,,	1 Zinshufe
m)	Mateusż Wilant		2 Zinshufen
n)	Jan Szrywer		2 ,,
o)	Piotr Szewc	2 ,,	2 ,,
p)	Jan Wilant, Krüger		1 Zinshufe
		13½	19½

Das Petztiner Starosteivorwerk hatte 1744 P(an) Paweł Rhode (der damalige Granauer Schulz, zugleich Oberschulz) in Pacht.

Familie Behrendt.

Der deutsche Ritterorden hatte in Petztin einen Ordenshof angelegt. Zu polnischer Zeit (1466—1772) wurde daraus ein Starosteivorwerk. Durch Urkunde, datiert Czerlan 26. August 1753, verleiht der Starost Michael Anton Graf Sapiecha solches dem Franz Lukowicz gegen ein Kaufgeld von 3000 Gulden in guter Münze; Lukowicz „schenkt" es aber „der ganzen Gemeine des Dorfs Petztien", bzw. „trat" es den 27. März 1766 „dem ehrbaren Schulz Andreas Behrendt und der ganzen Dorfschaft Petztien gerichtlich ab". Unter dem 25. Januar 1766 erlangten die „ehrbaren Andreas und Helena Behrendschen Eheleute" auch vom König Stanislaus August ein Conservationsprivileg über die „im Dorfe Petztien befindliche Schulzerei". Die gedachte Familie und deren Nachkommenschaft besitzt seit jener Zeit sowohl Schulzen- als Vorwerkshufen.

1. Andreas Behrend hatte nach einer Notiz des Grundbuchs der Regierung zu Marienwerder das Schulzengut geerbt *). × mit Helene, Tochter des (dazumal — seit 1752 — Cekziner) Schulzen Stanislaus Patyn. Andreas † 14. Dez. 1802 zu Petztin, 80 Jahre alt (erfroren aufgefunden). Die Witwe † 23. Mai 1806 zu Reetz (an Wassersucht). Nachfolger
2. Anton Berendt, geb. zu Petztin 25. Mai 1767, † 14. Febr. 1848 (an Altersschwäche). × 21. Juli 1806 mit Anna, Tochter des Schlagentiner Schulzen Andreas Mausolff, † 1. Dez. 1857 zu Abrau (an Bruchleiden). Anton erwarb zu seinem Besitz noch einen Bauernhof hinzu, der mit einem Königlichen Privileg vom 12. April 1702 begnadet war (damals, 1702, „dem ehrbaren Christoph Gierszewsky" verliehen; dessen Nachkomme 1773 ist Adam Gehrs). — Von den Söhnen dieses Ehepaars war Johann Referendar und (später) Gutsverwalter zu Groß Mendromierz; August starb als Gymnasiast. Nachfolger
3. Joseph Behrendt, geb. 29. Juni 1820, † 7. Januar 1896 (in Danzig). × 3. Nov. 1846 mit Anna, Tochter des Oberschulzen Andreas v. Pokrzywnicki zu Frankenhagen, geb. 15. Juli 1817, † 6. Juni 1893 (zu Danzig). Joseph B. war seinerzeit der angesehenste Mann in den heimischen Dörfern und leitete eine lange Reihe von Jahren den am 5. Nov.

*) Nicht erheiratet. Sonach mag der 1744 genannte Schulze, der als scultetus Piastozinensis schon 1726 nachweisbare Lorentz Patin, sein Stiefvater gewesen sein.

1872 ins Leben getretenen „Katholischen Volksverein der Koschneiderei und Umgegend" als dessen Vorsitzender (der Vater des Verfassers dieses Aufsatzes stand ihm als Schriftführer zur Seite). 1882—85 war Behrendt Landtagsabgeordneter für den Wahlkreis Konitz-Tuchel. Kinder:
a) Johannes, geb. 1. Okt. 1847, Dr. utr. iur., Regierungsrat in Frankfurt an der Oder, † zu Kassel 16. Sept. 1889.
4. b) August, geb. 11. August 1849, Stammhalter (Landschaftsrat), † 26. Nov. 1915 auf dem Bahnhof zu Tuchel.
c) Joseph Anton, geb. 22. Mai 1851, ordiniert 26. Juli 1877, wirkte zuletzt (bis 1. Nov. 1926) als Pfarrer zu Altschottland bei Danzig, päpstl. Geheimkämmerer 23. August 1922, † 18. Sept. 1927.
d) Maria, geb. 23. Juli 1853, × 15. August 1876 mit Dr. med. Paul Semrau, zuletzt Geh. Sanitätsrat zu Langfuhr bei Danzig.
e) Leopold, geb. 15. Nov. 1855, † als Oberregierungsrat zu Cassel. Schrieb sich nur Leo.
f) Theophil, geb. 22. April 1857, Dr. med., war Besitzer und ärztlicher Leiter des Kainzenbades bei Partenkirchen in Oberbayern.
g) Anton, geb. 24. Okt. 1860, Dr. med., Sanitätsrat und Spezialarzt für Nasen-, Rachen- und Ohrenkrankheiten zu Danzig.

5. In das Stammgut zu Petztin teilen sich gegenwärtig Hans und Leo, Söhne des † Landschaftsrats August B.

Slawentin (Schlagentin) 7. Februar 1773:
191 Einwohner.

		Freihufen	Zinshufen
	Schulzen		
1.	Andreas Muzolff	3	3 (1. u. 2.)
2.	Johann Muzolff	3	
	Vibranz		
3.	Woitek Karnowski		1
	Bauern		
4.	Michel Kallas		3
5.	Paul Schukay		1
6.	Adam Frölich		2
7.	Johann Musoph		3
8.	Michel Isbanner		2
9.	Peter Schmelter		2
10.	Lorentz Musoph		3
11.	Johann Scheffler, Krüger		4
12.	Joseph Frölich		3
13.	Lorentz Schmelter		2
14.	Jacob Musoph		3
15.	Martin Wollenbärger		2
16.	Lorentz Jaszk (Jarszk)		3
17.	Peter Rinck		3
18.	Thomas Klinger		4
19.	Johann Pansck		3
20.	Georg Pansk		3
21.	Matteus Ott, Krüger		4
		6	54

Dazu 4 Pfarrhufen.

Schutzgeld zahlen die Krüger Mattes Ott und Johann Scheffler; ferner

22. Casimir Theil } Gärtner
23. Joseph Schmelter } Gärtner
24. Georg Klinger, Instmann
25. Johann Lotz, Schmied
26. Johann Romp, Schneider
27. Johann Duchrow, Schäfer
28. Georg Hübner, Instmann auf Priestergrund.

Lose Weiber

29. Eva Schmelterin
30. Eva Klingerin
31. Anna Wegnerin
32. Maria Klingerin
33. Ge(r)trudis Schmelterin.

Annoch

34. Christian Duchrow, Hirt
35. Georg Klinger, Schweinehirt

Auf Priestergrund

36. Pächter Jacob Berent.

Familie Musolf.

In Schlagentin saß seit unvordenklichen Zeiten die Familie Musolf auf den Schulzenhufen. 1565 scheinen diese noch in einer Hand gewesen zu sein, denn bei Benennung der auf ihnen ruhenden Verpflichtung, Briefe und Honig nach Danzig oder Thorn zu befördern, setzt der Ausdruck: s ktorich winien (Sing.; nicht, wie beispielsweise unter Osterwik, der Plural winni) einen einzigen Inhaber voraus. Ob dies freilich schon damals ein Musolf war, läßt sich nicht feststellen. Aus den ältesten Nachrichten der kirchlichen Matrikeln ergeben sich für die fünfziger Jahre des 17. Jahrhunderts in Schlagentin drei Ehepaare des Namens M., und zwar: 1) Johann und Anna M.; 2) Gregor und Anna M.; 3) Martin und Anna M. Dazu kommt in den sechziger Jahren ein viertes: 4) Paul und Anna M. 1651 wird ein Jacob Musolf als Trauzeuge genannt, und aus einem gleichen Eintrag vom Jahre 1663 erfahren wir, daß Martin und Paul dieses Jacobs Söhne waren. Die Trebnicsche Visitation von 1652 benennt diesen Jac. Musolph als ersten der drei Kirchenvorsteher. Er war wohl einer der beiden Schulzen. Sicher war dies

1. Paul Mosolff. So findet er sich gelegentlich der Taufe seines ältesten im Konitzer Taufbuch eingetragenen Kindes am 10. Juni 1663 geschrieben. Als Schulzen finden wir ihn (P. Mosolph) zuerst ausdrücklich benannt den 22. Nov. 1676 als Zeuge bei einer Trauung in Cekzin. Er hat ein hohes Alter erreicht: begraben den 17. Nov. 1729, etwa 90jährig. Seine erste Ehefrau (Anna, s. o.) scheint Ende der 80er Jahre gestorben zu sein; denn 1690 den 29. Januar wird Paul Muzolf mit einer (zweiten) Anna getraut; daß es sich um den Schulzen handelt, ergibt gleich die Bezeichnung als solchen für den Vater bei der Taufe des ersten Kindes dieses Ehepaars am 17. Dez. 1690.
2. Paul, Sohn des Paul Muzolf, wird im Januar 1696 getraut mit Margaretha, Tochter des Gregor (Rode, Schulzen zu Granau). Margaretha ist etwa 1708 gestorben, da seit dem

Jahre 1709 eine Elisabeth als Ehefrau des Paul Muzolff erscheint. Dieser selbst (Muzolf) wurde den 1. April 1733 begraben; sein Alter wird mit etwa 60 Jahren angegeben.

3. 1726 16. Sept. war Margareta, Tochter des Schulzen Paul Musolff, mit Lorenz Szczuka (aus Reetz) getraut worden. Sie starb anscheinend kinderlos (begraben den 4. Febr. 1736). Darauf ging L. Szczukowski im Juli 1736 eine zweite Ehe mit Elisabeth Tuzikowna (Tuschik) aus Drausnitz ein. Seit 1741 findet man ihn (Szczuk) als Schlagentiner Schulzen bezeichnet. Er hat das Schulzenamt zweifelsohne interimistisch verwaltet für seinen noch zu jungen Schwager
4. Johann Musolff, getauft den 1. Juni 1727, † 16. Mai 1798, 71 Jahre alt. Schon 1751 den 23. Dez. finden wir als seine Ehefrau eine Elisabeth benannt (diese † 14. Aug. 1794, etwa 60 Jahre alt). Sein Sohn und Nachfolger
5. Johann (Mausolw), geboren 20. August 1752, † 1. Juni 1807. Oberschulz (wenigstens schon 1799). Seit etwa 1785 × mit Anna Maria Musolf (wohl Tochter des Lorenz Muzolff zu Schlagentin, geboren 6. August 1770). Aus dieser Ehe gingen u. a. hervor: Georg, geboren 30. März 1795, gehörte als P. Nivard dem Zisterzienserorden an, † als Kanonikus und Propst zu Wongrowitz 1872; Paul, geb. 17. Juni 1802, ord. 5. Aug. 1827, Pfarrer erst zu Gemlitz, dann in St. Albrecht bei Danzig, † 8. Mai 1855. Die verwitwete Mutter × 18. Jan. 1808 mit Peter Klinger, der dann als Schulz fungierte; er starb 13. Nov. 1815.
6. 1821 10. Jan. heiratete die Erbtochter Catharina (Mausolff), geb. 15. März 1805, Johann Berendt (Sohn des Georg B.) aus Damrau, auf den nunmehr das Schulzenamt überging. Doch starb Catharina bereits den 28. Dez. 1822, und Joh. Berendt heiratete in zweiter Ehe Gertrud Berendt, Schulzentochter aus Osterwik. Nach dem Ableben aber des Joh. Berendt ging die Witwe Gertrud 1842 eine neue Ehe ein mit Casimir Musolff, Sohn des zweiten Schlagentiner Schulzen Paul M. (aus dessen erster Ehe mit Henriette Rolbiecka), geb. 31. Juli 1820, † 1906. Er war u. a. langjähriger Amtsvorsteher. Ihm folgte sein gleichnamiger Sohn
7. Casimir Musolff, × mit Elisabeth Mirau aus Rosenberg bei Danzig. Aus dieser Ehe gingen nur Töchter (4) hervor, die alle sich nach auswärts verheirateten (die jüngste, Hedwig, den 13. Sept. 1919 an den Kriegsgerichtsrat Dr. Max Trummler in Weimar, später Flensburg). Auch Casimir junior war Amtsvorsteher.

Auf dem zweiten Schlagentiner Schulzenhofe saß seit wenigstens 1653

1. Gregor Musolff. Er verstarb vor dem 9. Dez. 1685, weil da seine Ehefrau Anna Witwe genannt wird. Sein Sohn und Nachfolger
2. Jacob Mosolff, getauft den 18. (richtiger wohl 17., da als Tauftag der 7. Sonntag nach Pfingsten angegeben wird) Juli 1667. Er starb vermutlich vor dem 17. Juli 1720, da an diesem Tage bereits Johann Musolff als Schulz benannt wird.
3. Johann Musolff erscheint auch den 1. Febr. 1722 mit dem Schulzentitel. Vermutlich war er ein älterer Bruder des zum Nachfolger bestimmten Andreas, der gelegentlich seiner Trauung am 28. Febr. 1734 mit Catharina, Tochter des Ober-

schulzen Paul Stoltmann zu Cekzin, als Sohn des Schlagentiner Schulzen Jacob Mosolff benannt wird. Andreas † 10. Okt. 1775, 75 Jahre alt. Catharina † 3. Nov. 1773 (ihr Alter wird mit 55 Jahren angegeben, doch war sie wohl etwa 4 Jahre älter). Der älteste Sohn dieses Ehepaars, Peter (getauft den 22. Febr. 1735), war 1773 Curatus Pangrodsensis. Sein nächst jüngerer Bruder, Johann (getauft 13. Febr. 1737) starb den 23. Aug. 1760 als Jesuitenschüler zu Konitz (in der Klasse Rhetorica). Ein weiterer, Simon (getauft 25. Okt. 1744), urkundet 1777 als Vikar zu Exin (Kcyn) und wurde den 4. Dez. 1789 als Propst auf die Hospitalkirche zu St. Barbara daselbst instituiert. Nachfolger aber in Schlagentin wurde

4. Andreas Musolff, getauft 30. Nov. 1739, † 28. Dez. 1831. × mit Anna, Tochter des Damrauer Schulzen Bartholomaeus Schreiber. Der älteste Sohn dieses Ehepaars, Andreas (geb. 20. Nov. 1777), studierte auf dem akademischen Gymnasium zu Altschottland bei Danzig, erwarb die Doktorwürde in der Theologie und beiden Rechten zu Breslau bzw. Halle, war 1801 Vikar zu Słupy, 1809—39 Pfarrer zu Brzeźnica, auch Dekan von Piotrków, wurde infulierter Propst des Collegiatstifts Łask, weiter Scholasticus und später Archidiakon des Leslauer Domkapitels, ausgezeichnet durch das Recht, das Bischofskreuz zu tragen († 1. Mai 1855). — Stammhalter wurde der Sohn
5. Paul Mulzoff (!), geb. 5. Juli 1792, † 14. Juni 1856. War verheiratet 1. mit Henriette Rolbiecka aus Pantau (Pfarrei Waldau), † 2. Aug. 1822; 2. mit Elisabeth geb. Chmarzynska.
6. Andreas Musolff, Sohn aus 2. Ehe. × mit Agnes Bartsch aus Rosenberg (bei Danzig). War der letzte Musolff auf dem „Reißaus“, wie das abgebaute Musolffsche Vorwerk im Volksmunde allgemein genannt wurde.

Hiermit sind die eigentlichen Koschnaewjerdörfer (7 an der Zahl) erschöpft. Doch billigerweise reihen wir noch Abrau an. Abrau war bis 1749 ein Starosteivorwerk. In dem gedachten Jahre wurde dieses in fünf Bauerngrundstücke aufgeteilt. Von den Übernehmern dieser Grundstücke stammten 3 aus Frankenhagen: Johann Packowski (Sohn des Frankenhagener Schulzen Mathias Patzk), Peter Nützler und Bartholomaeus Thiede; die beiden andern aus Lichtnau: Joseph Grabowski und Georg Rosentreter. Auf diesen Personalbestand ist auch das Verleihungsprivileg des Tuchler Starosten, Grafen Anton Michael Sapieha, Czerlan den 27. August 1753, sowie die Königliche Bestätigung, Warschau den 16. November 1754, ausgestellt. Doch starb Rosentreter bereits im August 1753 (den 26. begraben); seine Witwe ging 1756 eine zweite Ehe mit Stanislaus Grabowicz ein. An die Stelle von Nützler (der späterhin ein Lehnmannsgut in Stobno erwarb) trat Johann Binder, an Grabowskis Stelle Simon Janowitz, beide aus Lichtnau: sie waren beide schon einige Zeit vor dem 14. Dezember 1753 in

Abrau ansässig. Simon Janowitz starb 1763; Besitznachfolger sein Sohn Matthias. Packowski aber starb 1770 (nach dem 19. August) oder 1771 (vor dem 10. Juni); die Witwe nahm den 31. Mai 1772 eine zweite Trauung mit Joseph Grabowski. Landesaufnahme

Abrau 8. Februar 1773:
67 Einwohner.

	Bauern	Zinshufen
1.	Joseph Grabowski	3
2.	Johann Binder	3
3.	Mattes Janowitz	3
4.	Stentzel Grabowitz	3
5.	Barthel Tiede	3

Schutzgeld zahlen
6. Simon Isban, Gärtner (Eigenkätner)
7. Barthel Mösbenth, Schmied (Instmann)
8. Peter Gort, Schäfer.

Ferner ist vorhanden
9. Viehhirt Gerge Panckoch (Instmann).

Lose Weiber
10. Sophie Rosentretersche
11. Lehna Klingersche
12. Anna Haacksche.

Familie Janowitz.

1. Simon Janowicz, urkundet in Lichtnau zuerst den 11. Sept. 1718, war in Abrau schon vor dem 14. Dezember 1753 ansässig. † 23. Febr. 1763 (im Sterberegister Janowitz geschrieben).
2. Matthias, geb. zu Lichtnau als Sohn der Eheleute Simon und Anna Janowicz, getauft 25. Febr. 1725. × 9. Mai 1756 zu Frankenhagen mit Gertrud, Tochter des dortigen Schulzen Peter Lackowski. Mathias Janowicz † 25. März 1773. Die Witwe × 16. Mai 1773 zu Schlagentin mit Peter Rosentreder (Sohn des † Georg Rozentreder) aus Lichtnau (getauft 18. Juni 1747). Sie starb 29. Nov. 1807. — Besitznachfolger wurde der Sohn aus erster Ehe
3. Augustin Janowitz, geb. 4. Sept. 1761. × 24. Juli 1791 mit Catharina, Tochter des Granauer Schulzen Jacob Rhode (geb. 25. Okt. 1771).
4. Augustin Janowitz, geb. 1. Sept. 1810, † 29. Mai 1877. × mit Barbara, Tochter des Peter Bünger zu Cekzin, † 1. Nov. 1902.
5. Paul Janowitz, geb. 30. Jan. 1849, † 28. Febr. 1911. × 11. Nov. 1884 mit Rosa Nelke aus Cekzin, geb. 18. Mai 1865, † 17. Aug. 1929. Kinder:
   a) Anna, geb. 30. Sept. 1885, × 4. Okt. 1910 mit Rektor Joh. Rola (dieser in Stargard † 29. Juni 1918), wohnt in Flatow.
6. b) Ambrosius, geb. 8. Okt. 1888, auf dem angestammten Abrauer Besitztum.
   c) Johannes, geb. 13. Okt. 1893. Bewirtschaftet die Pfarrhufen in Flatow.

d) Maria, geb. 29. Juni 1895, × 6. Mai 1919 mit Gutsbesitzer Pöplau in Barkenfelde, Kreis Schlochau.
e) Anton, geb. 18. Okt. 1897. Bei der Schwester in Barkenfelde.
f) Hedwig, geb. 25. Januar 1899. Bewirtschaftet mit Ambrosius das Grundstück in Abrau.

Anhang.

Als nächste Stammverwandte galten von jeher die in den nach Süden zu gelegenen, bis 1772 im Eigentum (Kaminer Schlüssel) des Erzbischofs von Gnesen stehenden Dörfern Damrau, Gr. Zirkwitz, Obkas wohnenden Deutschen; halb und halb zählte auch noch Wordel mit, obschon hier bereits ein nicht zu übersehender polnischer Einschlag sich vorfand. Mit den genannten Dörfern herrschte gelegentlich ein freies Conubium (wiewohl am liebsten nur innerhalb des eigenen Pfarrsprengels geheiratet wurde). So kam es, daß noch in den siebziger Jahren des vorigen (19.) Jahrhunderts die ebengedachten Dörfer mit ziemlicher Ausschließlichkeit als „Umgegend der Koschneiderei“ verstanden wurden. Höchstens wurde noch Gersdorf mit in Kauf genommen: die Tatsache indes, daß es sich hier um ein vordem adliges Dorf handelte, wurde nie vergessen. Gersdorf hatte — vor der Bauernbefreiung durch die Stein-Hardenbergschen Reformen in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts — nur gutsuntertänige Bauern (cmetones) aufzuweisen; coloni oder gar coloni liberi, beide in den Koschnaewjerdörfern vertreten, waren dort nicht zu finden.

Noch schlimmer stand es um den im Westen von Lichtnau gelegenen und an diese Ortschaft zum Teil angrenzenden Besitzkomplex der Konitzer Jesuiten (bis 1772). Auch diesen Dörfern (Hennigsdorf, Mosnitz, Döringsdorf) eignete adlige Qualität, und die Grundherrschaft (eben das Konitzer Jesuitencolleg) hielt streng auf den Untertanenbegriff; so war denn ein Conubium sehr erschwert. 1760 ereigneten sich zwei Fälle, daß Lichtnauer Pfarrangehörige sich der eine aus Hennigsdorf, der andere aus Mosnitz die Braut loskauften: redemit illam ex subditatu, heißt es beide Male (Patrum Soc. Jesu Collegii Conecensis, ist noch das erste Mal ausdrücklich hinzugefügt).

Sonach scheiden die eben gedachten Dörfer, deren Bewohner von den Koschnaewjern noch bis in unsere Zeiten hinein durchaus als „Jesuiter“ bezeichnet wurden, für unsern Zweck völlig aus. Dahingegen sei schon noch in Kürze der Personalbestand der zuvor erwähnten Dörfer, so wie ihn die Landesaufnahme vom Jahr 1773 bietet, angeführt.

Damrau.

Bartholomeus Schreyber, Lehnschulz 2 Hufen. Laurentius Berent, Lehnschulz 1 ½. Andreas Tuschinski 1 ½. Mattias Pankaw 1. Jacobus Katkie 1. Michael Berent 1 ½. Simon Warmk 1. Johannes Schultz 1 ½. Andreas Pankaw ½. Josephus Schultz 1 ½. Jeorgius Schwemin 1 ½. Johannes Schultz 2. Johannes Pick 1 ½. Thomas Domk 1. Mattias Papefeut 2. Jacobus Isbaner 1. Martinus Jarschk 1. Martin Schultz 1 ½. Mattias Berent 1. Andreas Isbaner 1 ½. Michael Berent 1. Jeorgius Schreyber 1 ½. Jeorgius Katkie, Pfarrbauer 1. Simon Pankaw, Pfarrbauer 1. Insgesamt 31 ½ Hufen. — Andreas Frölke, Dorfschmied. Laurentius Ott, Schafhirt. Laurentius Klinder, Kossät. Mattis Resech, Kossät. Josephus Hass, Einwohner. Mattis Berent, Einwohner. Laurentius Nilck.

Anmerkung. Tuschinski ist die erweiterte Form des Namens Tuschik.

Groß Zirkwitz.

Casimirus Schultz, Lehnschulz 1 ½ Hufen. Johannes Wilant, Lehnschulz 1 ½. Johannes Pankaw 1. Jeorgius Plonskowski 1. Jacobus Spreniel ½. Jeorgius Spreniel 1. Michael Stemborski 1. Johannes Bros 1. Jacobus Wilant 1. Jacobus Berent 1. Jeorge Wilant 1. Casimirus Gatza ½. Michael Schliep ½. Mattias Gork 1. Martin Spreniel 1. Jeorgius Schmidt ½. Thomas Warmk 1. Martin Wegner 1. Michael Bros ½. Johannes Pankaw 1. Johannes Beenk 1. Casimirus Pukownik 1. Johannes Schmitt 1. Gregorius Schmitt 1. Jacobus Schmelter ½. Ertman Krisian 1. Stanislaus Schmitt 1. Josephus Warmk 1 ½. Johannes Stemborski 1. Adam Krisian ½. Ertman Spreniel ½. Johannes Gatza ½. Josephus Wilant 1. Paulus Warmk 1. Anna Dorauin Müller(in) 1 ½ Hufen. — Mattias Beler, Dorfschmied. Martin Schmitt, Schäfer. Jeorgius Jankie, Kuhhirt. Friderick Goltz, Pferdehirt. Mattis Jankie, Einlieger. Andreas Walentka. Eva Hoppin. Jeorgius Pankaw. Marianna Snetzkowa. Mattias Julke. Elisabet Podolska. Hedwigis Wilantin. Mariana Bellerin. Eva Beenkowna. Hedvig Keikin. Regina Schultzin. Michael Schtemberski. Marianna Bertin (wohl Berntin gemeint). Friderik Rosbark. Gregorius Berent, Kossät. Jeorgius Fritz, Kossät. — Hufenzahl 32 ½.

Anmerkung. Stemborski (Schtemberski!) ist aus „Steinborn" geworden.

Obkatz (Obkas).

Johannes Pankaw, Lehnschulz 1 ½ Hufen. Augustin Pankaw, Lehnschulz 1 ½. Paul Hoppe 1. Jeorge Isbaner, Schmied 1. Andreas Warmk 1. Mattias Beenk 1 ½. Michael Henik 1 ½. Bartholomeus Schütz 1. Johannes Wilant 1. Adam Ringel 1. Laurentius Loceja 1. Michael Isbaner 1. Casimirus Bela 1. Josephus Wegner 1. Catharina Wilantin 1. Jacobus Beenk, Pfarrbauer 2. Zusammen 19 Hufen. — Martin Ott, Schaf- und Kuhhirt. Jacobus Wilant, Pferdehirt. Matteus Tabat, Müller.

Wordel.

Michael Kulek, Lehnschulz 1 ½ Hufen. Laurentius Schmelter, Lehnschulz 1 ½. Adamus Bober 1. Mattias Matuschewski ½. Martinus Schultz ½. Martinus Wilant 1. Simon Wilant 1. Johan

Mirschik ½. Jeorgius Kulek ½. Mattias Schultz ½. Mattias Budnik ½. Matteus Budnik 1. Thomas Braka 1. Johannes Schultz 1. Jacobus Mendlich ½. Josephus Rinka ½. Johanes Rinka ½. Mattias Schmelter 1. Paulus Katka 1. Jeorgius Schmelter ½. Johanes Deja 1. Mattias Wilant 1. Johanes Schmelter 1. Paulus Schultz 1. Adalbertus Domagala 1. Martinus Wilant 1. Martinus Kozankie, Dorfschmied. Jacobus Kopatz, Häusler. Andreas Schultz, Kossät. Christophorus (Zuname fehlt), Schaf- und Kuhhirt. — Hufenzahl 22.

Es fällt auf, daß in den ,,Kaminer Dörfern" die bäuerlichen, ja selbst die Schulzengrundstücke eine so geringe Hufenzahl aufweisen: das Maximum sind 2 Hufen (dreimal in Damrau vorkommend), während in den Koschnaewjerdörfern, wer nicht zum wenigsten 3 Hufen besaß, zu den ,,kleinen Bauern" gerechnet wurde. Außerdem bestand wenigstens für die Schulzen der erzbischöflichen Dörfer die Vorschrift, daß dem Vater jeweils der älteste Sohn zu folgen habe, während bei den Koschnaewjern der älteste Sohn kaum je als Nachfolger in Frage kam, sondern sehr viel mehr gerade der jüngste dafür Aussicht hatte. Doch war auch einer der mittleren keineswegs ausgeschlossen. Es hing alles von den jeweiligen Verhältnissen in der Familie ab, z. B. ob der Vater sich noch selbst in höherem Alter rüstig genug zur Arbeit fühlte, ob er vorzeitig verwitwete, u. a. m.: so bildete sich zwar keine allgemein gültige Regel aus, vielmehr mußte sich's von Fall zu Fall entscheiden. Immerhin hatte der jüngere Bruder, ja der jüngste zumeist, diesbezüglich einen Vorsprung vor den älteren.

Ogorzeliny (**Gersdorf**) 13. März 1773.

Gutsherr: der ermländische Domherr von Lutomski. Das Gutsvorwerk hält 3 Hufen 6 Morgen.

Ganzbauern mit je 2 Hufen 24 Morgen: Schulz Johann Grabowitz, Martin Helwich, Stanislaus Theise, Adam Rilinger, Mattes Teise junior, Georg Meiss, Lorentz Theise, Lorentz Roda, Casimir Rilinger, Michel Meiss, Martin Theise senior, Casimir Helwich, Mattes Theise senior, Stanislaus Michmann (gemeint Nigmann= Neumann), Adam Helwich, Jacob Rilinger, Martin Meiss, Peter Roda, Andreas Helwich, Georg Dobbeck, Paul Rilinger, Stanislaus Theise, Krüger, Peter Rinck. Halbbauern von je 1 Hufe 12 Morgen: Peter Theise senior, Peter Theise junior, Peter Nigmann, Michel Grabowitz, Nicolaus Theisa, Martin Theise junior. 4 freie Pfarrhufen. Im ganzen 80 Hufen. — Georg Theise, Instmann, Lorentz Theise, Instmann, Martin Brissow, Schmied, Michel Kruszinski, Schäfer, Casimir Tochowski, Instmann auf dem Kirchengrunde.

Es springt sofort die hier ganz eigen geartete Verteilung des Grund und Bodens ins Auge. — Grabowitz patronymisch zu Grabo: schon 1544 begegnet Servacius Grabo als Schulz zu Gersdorf. Theise und Meiss sind der letzte Niederschlag der Apostelnamen Matthaeus (Thewes, Thews, Theus: von den Gersdorfern Thaiſ, von den Koschnaewjern Thoiſ gesprochen) und Bartholomaeus (Mewes, Meus, Mais; kommt bei den Koschnaewjern nicht vor, erscheint in andern Gegenden als Mews, ja sogar Möws). Rilinger (vom Plattdeutschen her geformt), eigentlich ,,Rheinländer".

Zum Schluss sei es gestattet, hier noch die Necknamen zu verewigen, mit denen sich die Bewohner der im Vorstehenden behandelten (und einiger sonst angrenzenden) Ortschaften sich bis in unsere Zeit hinein zu bedenken pflegten. Freilich kommen dieselben in der hochdeutschen Schriftsprache nur sehr unvollkommen heraus; doch lassen sich die plattdeutschen Formen für einen, der den Dialekt nicht beherrscht, im Drucke kaum verständlich wiedergeben. Die Kenntnis dieser Namen stirbt allmählich ab, einige freilich (z. B. für Damrau und Schlagentin) sind noch heutzutage auch der jungen Generation ganz geläufig.

So mögen denn hier die Necknamen nach den (alphabetisch geordneten) Ortsnamen ihren Platz finden.

Abrau — Eichknorren
Cekzin — Kapellenbrüder
Damrau — blaue Krähen
Drausnitz — Ellernstubben
Frankenhagen — drei Quartierchen
Gersdorf — Elendswürmchen
Granau — Kaulquappen
Harmsdorf — lieben Brüder
Kamin — Kapciuchen
Lichtnau — Bocksbart(brüder)
Obkas — Buchweizwürmchen
Osterwik — Waddigfribbeln
Petztin — vgl. unten
Schlagentin — kahle Dinger
Zirkwitz — Kumstmaden.

Mit Wordel beginnen die „Pollaken". Einige der Necknamen werden gelegentlich gekürzt, wohl auch umgeformt: z. B. werden die Obkaßer oft nur einfach „Würmchen" genannt, die Unterrichtskinder aus Cekzin müssen sich von ihren Mitgenossen „Kapêlusche" schimpfen hören. Für die Petztiner ist ein ganzer Satz üblich, dessen Pointe im Hochdeutschen durchaus verloren geht; der Satz — er lautet auf hochdeutsch: „Eßt nur, Kinder, eßt nur; habt ihr auch schon einen Löffel?" — bespöttelt die Vorliebe der Petztiner für den Laut a in vielen Wörtern, wo die Nachbardörfer einen (dialektisch geformten) e-Laut sprechen. Der Spott wird hervorgerufen durch die Petztiner Aussprache der Wörter: „Eßt... eßt... Löffel", beide Ausdrücke dort mit einem klaren, offenen a gesprochen. — Auch die Frankenhagener werden nebenher noch mit einem ganzen Satze bedacht: „Nun noch einen — und dann wollen wir auch" (nämlich nach Hause fahren bzw. gehen). Man münzt auf sie auch wohl den Satz: „Na, Achtelchen, nun wollen wir auch!" Die Obkaßer aber „wohnen mitten in der Welt", ja ihr Dorf *ist* der „Mittelpunkt der Welt".

Register der Familien in den acht Koschnaewjerdörfern mit zahlreichen Personennachweisen.

A = Abrau, C = Cekzin, F = Frankenhagen, G = Granau, L = Lichtnau, O = Osterwik, P = Petztin, S = Schlagentin.

In dem hier folgenden Register erscheinen sämtliche in den zugrunde gelegten Listen benannten Familien in alphabetischer

Ordnung aufgezählt. Die Schulzen und Bauern sind darin als solche nicht weiter gekennzeichnet; über sie soll ein weiterer Aufsatz nähere Kunde bringen: darum sind auch bei ihnen nur die Geburts- und Todesjahre und lediglich aushilfsweise das Jahr der Trauung oder etwa des Einheiratens notiert. Die ärmere Bevölkerungsschicht dagegen ist gleich hier eingehender behandelt: einmal haben wir es bei ihnen vielfach mit Absplissen oder Resten alteingesessener Familien zu tun, und dann wird sich bei den meisten kaum wieder Gelegenheit bieten, auf sie genauer zurückzukommen. Stiefmütterlich ist es mit Petztin bestellt: das Dorf gehörte bis zum 1. Sept. 1914 zur Pfarrei Reetz, wohin es einst zur polnischen Zeit (zwischen 1485 und 1570) aus Frankenhagen umgepfarrt worden war. Die Reetzer Tauf- und Sterberegister beginnen erst mit dem Jahre 1757, die Trauregister gar mit 1795: somit ist aus ihnen für unsern Zweck eine größere Ausbeute kaum zu erhoffen. Schade auch, daß die Osterwiker Sterberegister von 1746 bis gegen Ende 1758 verloren gegangen sind: dadurch lassen sich für O C F nirgends die bezüglichen Todesdaten beibringen.

Die Bemerkung „aus N." meint den Herkunftsort; steht dahinter das Taufdatum, so ist dieser zugleich als Geburtsort erwiesen. Fehlt der Vermerk, so bleibt die Möglichkeit, daß die betreffende Person dort nur zur Zeit, wo sie die Ehe schloß, aufhältlich war. Steht vor dem Trauungsdatum beispielsweise S, so besagt dies zunächst nur, daß die Matrikel die gedachte Trauung als nach Schlagentin gehörig bucht; natürlich wird oft, ja wohl in den meisten Fällen die Trauung auch in der dortigen Filialkirche stattgefunden haben. Anders aber etwa × G: eine solche Trauung hat stets in der Pfarrkirche (zu L) stattgehabt. Bei dem völligen Durcheinander der Namensschreibungen blieb nichts übrig, als bei jeder Person die Schreibung sowohl im Tauf- wie im Trau- und Sterberegister anzumerken. Fehlt an irgendwelcher Stelle eine Neusetzung, so bedeutet dies, daß die nächst vorhergehende Form auch hier gilt. Bei weiblichen Personen ist hie und da die Femininendung -in (seltener -owa oder -owna), wo sie für uns mehr störend als zweckmäßig wirkt, fortgelassen, doch wo sie aus irgend welchem Grunde angebracht schien, erhalten geblieben. Bei deutschen Vornamen ist unnötige Doppelkonsonanz vermieden (also z. B. Lorenz, nicht -tz gesetzt), bei polnisch geschriebenen Namen die nicht notwendigen, auch sonst gar nicht üblichen Punkte über Konsonantenverbindungen (z. B. über dem z in rz) weggelassen.

Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts kam die Gepflogenheit auf, neben dem Tauf- auch den Geburtstag anzumerken. So findet sich auch im folgenden Register nur selten ein Geburtsdatum, sonst war überall der Tauftag (get.) anzugeben. Polnisch angeführte Vornamen glaubte ich nicht ins Deutsche übersetzen zu dürfen, weil ich so viel Kenntnis bei den Lesern voraussetze; auch wenn deutsch etwa Gerge oder Michel steht, ist es dabei belassen. Die Standesbezeichnung „Gärtner" bedeutet so viel als Eigenkätner. Für „Kätner" hat der Dialekt gar keinen eigenen Ausdruck — man umschreibt etwa „Katenmensch". „Gärtner" (Jaadnə) klingt zwar schon etwas altmodisch, doch nannte bis in die neusten Zeiten hinein und nennt wohl noch heute der Be-

sitzer die freien Leute, die bei ihm in Brot und Arbeit stehen, seine „Gärtner". Den Gegensatz dazu bilden die Scharwerker, früher gewöhnlich Instleute oder Einlieger genannt: diese wohnen eben in einem Hause, das nicht ihnen, sondern dem Herrn gehört.

In den Lemmata sind die Familiennamen so geboten, wie sich die Schreibweise der einzelnen schließlich festgelegt hat.

Mit den hie und da zitierten Mitt. sind die Mitteilungen des Coppernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst gemeint.

Bachert **L 1773** Michel Bachet, Eigenkätner: get. 1.[1]) Nov. 1739 Bachert, † 13. April 1799. × 5. Nov. 1769 mit Magdalena Tochter des Johann Pancke G, get. G 2. Febr. 1734 Pantzk· Möglicherweise liegt im Vatersnamen ein Irrtum vor; denn in den Taufeinträgen von 1776, 80, 82 und 88 heißt die Frau stets Helena geb. Muzolffin (1776 Mauzolffin): dann handelt es sich um die Tochter eines Johann Musolf, get. G 12. Juli 1740 Magdalena. Oder war dies Bacherts zweite, Frau? Witwe Helena Pachert † 11. März 1813.

Behrendt **C 1773** Paul Behrend, Pferdehirt: get. 26. April 1725 Berent, † 9. Dez. 1781 Berendt. × 22. Okt. 1752 Berent mit Marianna, Tochter des Martin Rimer: get. 10. Dez. 1724 Reimer, † 25. März 1788 Berendtin. — Peter Behrend: get. 1717 Berent, † 1779 Berendt. **F 1744** Jerzy Berent: † 1770. **1773** Hans Behrend senior: get. O 1733 Berent (Sohn des Michael: s. unter O), eingeheiratet 1766, † F 1792 Berendt. — Hans Behrend junior: get. 1742 Berent (Sohn des Georg: 1744), † 1801 Berendt. **O 1744** Jakub Berent: × 1707. — Jerzy Berent: get. 1712, Sohn des Peter (s. u.). — Jozef Berent, der spätere Schulz (s. u.). — Michał und Piotr Berent: vgl. S. 71. **1773** Hans Behrendt, Schweinehirt: † 31. Okt. 1785 (c. 60 J.) Berendt. × 2. Juni 1754 mit Sophia Wirt: get. C 11. Dez. 1730 Wirth, † O 28. Okt. 1785 Berendtin. — Helena Behrendtin: Tochter des † Paul Schreiber × 1) 24. Nov. 1720 mit Jacob Rink; 2) als Witwe des Rinck × 14. Juli 1743 mit Georg Berent. † 31. Mai 1773 (c. 66 J.) Berendt. Der Witwer, get. 8. Mai 1712 Berent × 2) 31. Okt. 1773 Berendt mit Eva Szeplerowna C; † 23. März 1777 Berent. — Joseph Behrend: Sohn des Jakob, get. 1716 Berent, † 6. März 1784 Berendt. Als Nachfolger Johann Ryzops Schulz. — Mattes Behrend: vgl. S. 71. — Sophia Behrendtin: Tochter des Stanislaus Fritz, get. 5. Nov. 1718, † 28. Okt. 1790 Berentin. × 10. Aug. 1745 mit Michael Berent: get. 26. Sept. 1717, † 5. Mai 1770. **P 1773** Andreas Behrend: vgl. S. 73. — Georg Behrendt. — Thomas Behrendt, Instmann. **S 1773** Jacob Berent, Pächter: † 1775. Dessen Nachkommen schreiben sich Berendt.

Beyer **P 1773** Christian, Schmied.

---

[1]) Die Ziffer ist stark verkleckst und deshalb nicht mit Sicherheit zu verbürgen.

Bohn **F 1744** Piotr Bona: × 1700 (nach dem 5. Sept.) Boèn mit Agnes, Tochter des Priesterbauern Peter Swartz[2]); lebte anscheinend noch 1747. **1773** Lorenz Bohn, Instmann: † 13. März 1789 (80 J.). × 1) mit Sophia (Tochter Catharina, get. 17. Nov. 1739, × mit Joh. Hopp: s. unter Hoppe); 2) mit Elisabeth: † 11. Jan. 1759 Bohna; 3) mit Eva Wiesin: † 23. Jan. 1780 (68 J.) Bohnin; 4) 8. Febr. 1780 mit Margaretha, angeblich Tochter des † Bauern Paul Klinger C; doch urkundet dort als solcher nur ein Georg Kl. Wenn dessen Tochter, dann get. 23. Juni 1743; † 20. Nov. 1782 Bohnin; 5) 7. Jan. 1783 mit Margaretha, Tochter des † Martin Rysopp C; † 9. Jan. 1784 (34 J.) Bohnin.

Brauer **F 1773** Paul, Instmann: get. 3. April 1725 Bruer, † 27. Juni 1794 Brauer. × 16. Juni 1765 Bruger mit Sophia, Tochter des Lorenz Szepler C: † 26. Okt. 1793 (55 J.) Brauerin. **L 1773** Jacob Brugger: † 1773 Bruger. — Michel Brugger, Instmann: get. 1. Okt. 1713 Brügier, † 7. Nov. 1779 Bruger. × 9. Juni 1738 Bruer mit Gertrud, Witwe des Joseph Grabowski. Diese, Tochter des † (Schulzen) Paul Muzolf, get. S 27. März 1701, × 1) S 20. Aug. 1730 Musolf mit Jos. Graboski (dieser begraben L 17. April 1738); † 22. Febr. 1774 Bruger.

Bross **O 1744** Paweł Bros = **1774** Paul Bross: aus Gr. Zirkwitz, get. 1720, in O eingeheiratet (1741), † 1787.

Brügg(e)mann **C 1744** Stanisław Brygman. **1773** Andreas Brügmann: get. 1729, Sohn des Stan., † 1810. — Paul Brügmann, Sohn des Stan., get. 1714, † 1785. — Stenzel Brügmann, Instmann: Sohn des Stan., get. 14. April 1723, † 17. Sept. 1781 Brügman. × 3. Nov. 1754 (Georg!) mit Helena, Tochter des Stan. Szkoda: get. F 26. Dez. 1733 Eva Helena Lipinski (s. unter Szkoda), † 11. Aug. 1797 Magdalena Brügmannin. **F 1773** Michel Brigmann, Instmann: get. C 18. Sept. 1726 Brugman, Sohn des Stan., Bruder der 3 vorgenannten, † F 30. Nov. 1797 Brügmann. × F 11. Nov. 1753 mit Marianna, Tochter des Paul Bruger: get. 3. Juli 1729 Bruer, † 3. Sept. 1814 Brügmannin.

Bünger **A 1773** Johann Binder: get. L 1724 Binger, † A 1803 Bynger. **L 1773** Jacob Binger: Bruder des Joh., get. 1715 Bunier, † 1790 Bünier. Seine Nachkommen schreiben sich Bünder. — Peter Binger, Eigenkätner: get. 8. Jan. 1713 Bunier, Bruder der beiden vorgenannten; saß 1744 als Nachfolger seines Vaters Lorenz auf der Kirchenhufe, sein Schwager Georg Schmidt (s. diesen) löste ihn ab; † 12. Febr. 1790 Bünier. × 1) 18. Aug. 1762 Bünder mit Eva, Tochter des Joseph Grabowski: get. 16. Nov. 1738 (postuma), † 24. Juli 1763 Bunderin; 2) 26. Okt. 1766 Bünder mit Sophia, Tochter des Michael Wulszleger: get. 27. Dez. 1729 Wolsleger, † 21. Okt. 1772 Bünger; 3) 26. Nov. 1772 Binger mit Elisabeth, Tochter des † Michael Kriger: get. 4. Okt. 1742 Krüger, † 26. Nov. 1818 (im Backofen verbrannt) Bünger.

---

[2]) Dessen Name findet sich verschieden geschrieben: Szwargkt 1677, Szwargk 1679—88, Szwarck 1691, Szwarc 1695 und 1701, Szwartz 1698, Swartz 1700 (s. oben), Svartz 1702. Er war kein Einheimischer. Schwark ist als ermländische Familie bekannt.

Deick **P 1773** Simon, Instmann.
Dobbek **L 1773** Johann Dobelck: aus Damrau eingeheiratet 1763, † 1790 (60 J.).
Duchrow **S 1773** Christian, Hirt: bis 1782 zu verfolgen. — Johann, Schäfer: aus Gersdorf × S 5. Nov. 1769 Dugrau mit Catharina, Tochter des Peter Pancke; † 16. Febr. 1773 Duchrau. Die Witwe (get. 14. Sept. 1746 Panck) × 2) 8. Jan. 1775 Panskin, verw. Duchrog mit Witwer Thomas Ryzop aus Sluppi (bei Tuchel).
Folleher **F 1744** Mateusz Fork (lies Forle): get. 1713 Foley, † 1777 Folleg = **1773** Mattes Furley. — Joseph Forle, Gärtner (Priesterbauer): get. 1744 Volleg, lebte noch 1826.
Fritz **F 1744** Piotr Fryca: × 1) Fritz mit Elisabeth; in C zu verfolgen 1715—21 [3]), dann in F 1725 und 28; 2) 6. Okt. 1743 mit Anna Nicler. **1773** Martin Fritz, Gärtner: Sohn des genannten Peter, get. C 2. Nov. 1721, † F 15. Febr. 1788 Wrytz. × 18. Januar 1750 mit Catharina, Tochter des Johann Fritz O: get. O 21. Mai 1722, † 19. Dez. 1772. **O 1744** Jan Fryca: get. 24. Mai 1716 Fritz, × 26. Juni 1746 mit Catharina, Tochter des Johann Teüß. **1773** Sophia Fritzin: Tochter des Georg Ott, get. O 10. März 1726, × C 9. Nov. 1760 mit Thomas Wrytz: get. O 6. Dez. 1729 Fritz, † 29. April 1812 Frytz. Dieser × 2) F 3. Nov. 1776 mit Hedwig (im Trauregister irrtümlich Agnes), Tochter des † Adam Bross.
Frögel **L 1773** Andreas: × 1760, † 1794 Wrögel.
Fröhlke **S 1773** Adam Frölich: get. 1744 Frölk, † 1807 Froelk. — Joseph Frölich: get. 1723 Frelich, † 1780 Froelk.
Gatz **C 1744** Andrzey Gaca: × 1724. — Jakub Gaca: Bruder des vorigen, × 1729. **1773** Paul Gatz: Sohn des Jakob, get. 1733. — Johann Gatz, Instmann: Bruder des Paul, get. 4. Juni 1743, † 27. März 1819. × 1) 18. Nov. 1770 Gatza mit Marianna, Tochter des † Peter Rysopp: get. 8. Aug. 1745 Ryzop, † 13. Jan. 1780 Gatz; 2) 6. Februar 1780 mit Marianna Rosentredterin aus L, get. 20. Aug. 1748 Rosentreider, † 30. Okt. 1827. **F 1773** Joseph Gaza: aus O, get. 1736, eingeheiratet F 1763, † 1783. **O 1744** Jan Gaca: × 1704 Gatz. — Stanisław Gaca: Gatz, 1701—52 zu verfolgen. — Stanisław Gaca (Leman): Sohn des vorigen, × 1736 Gatz, † 1783. **1773** Johann Gatz: Sohn des Johann (s. 1744): get. 1713, † 1782. — Lehna Gatzin: Tochter des Paul Schmelter, × 19. Okt. 1766 Helena Szmelter mit Michael Gatz (get. 29. Sept. 1735, † 31. Mai 1788); † 14. Jan. 1776 (c. 38 J.) Magdalena. Der Witwer × 2) 22. April 1776 mit Witwe Catharina Risopp (31 J.): = 1773 Kascha Risockin (s. Risop); † 24. Jan. 1819 (79 J.) Catharina Gatzin. — Mattes Gatz, Gärtner: Matthias, Bruder des Michael, get. 18. Jan. 1739, × 16. Juni 1766 Matthaeus mit Anna, Tochter des † Paul Packie F: get. F 12. Aug. 1742 Packi. Das Ehepaar ist bis 1781 zu verfolgen. — Michel Gatz: Sohn des Stan. I., get. 1719, † 1798. — Paul Gatz: Bruder des vorigen, get. 1734, † 1785. — Paul Gatz: † 1802 (über 86 J.). — Peter Gatz: aus C, get. 1730, × O 1763, † 1792. — Peter

[3]) Wohl auch noch 1722: die Ehefrau ist hier irrtümlich Maria genannt.

Gatz, Gärtner: Sohn des Stan. I., † 24. April 1777 (76 J.). × 1) 17. Sept. 1734 mit Elisabeth, Tochter des Martin Baranowski C (aus dieser Ehe stammten die schon genannten Michael und Matthias Gatz): † 7. Juli 1766 (50 J.); 2) 27. Juli 1766 mit Sophia, Tochter des † Schulmeisters und Cantors Michael Strantz: get. 19. April 1736, † F 30. Jan. 1817. — Stenzel Gatz: = Stan. II. (1744).

Genske **C 1773** Dorothea Jentzckowa: get. O 15. Febr. 1739, Tochter des Schulzen Johann Risop; × 1) C 7. Nov. 1762 mit Georg Klinger († 24. Okt. 1765, c. 30 J., Klünger); 2) 1. Mai 1768 Klünger mit dem Witwer Georg Gentzka. Dieser, get. C 23. April 1726 Ginßcke (Sohn des Stanislaus, Enkel des Albert) × 1) 18. Oktober 1750 mit Gertrud Schmit, Tochter des Hirten Georg Schmied, get. O 24. Febr. 1724, † 1. April 1768 Gentzkie. Die Witwe Dorothea Jentzkin † F 9. Nov. 1801. **F 1773** Andreas Gentzcke: get. S 1717 Gentzk, × F 1748 Jenck, † 1778 Gentzke. **L 1773** Paul Gensk: × 1765 Genck, † 1785 Jenske. **O 1773** Elisabeth Gensckin: geb. Szepler, × 13. Mai 1759 mit Matthaeus Gentzkie (get. S 5. Jan. 1725 Matthias Gentzk, † O 17. Mai 1790 Matthaeus Gentzke); † 5. Nov. 1811 (c. 80 J.) Gentzkin.

Gersch[4]) **C 1773** Anna Gerschowa: Tochter des Andreas Szmelter × 24. Okt. 1756 mit Michael Gersch, get. F 28. Sept. 1719 Geersch, † C 18. Jan. 1777 Giersz); † 21. März 1804 (über 60 J.). — Margarethe Jerschowa: Tochter des † Andreas Ortman × 18. Jan. 1766 mit Peter Giersz, † 19. Mai 1785 (40 J.) Gerszin. **F 1744** Andrzey Giersz: × 3. Okt. 1717 Geerss mit Elisabeth Hoppsche. — Grzegorz Gierz: † O 17. Febr. 1762 (hochbetagt) Giersz. Tags darauf 18. Febr. 1762 † ebenda seine Frau Sophia. — Jerzy Giersz: vgl. S. 64. **1773** Joseph Gehrs, Gärtner: get. 29. Febr. 1724 Geersch, † 16. Sept. 1779 Gersz. × 7. Nov. 1762 Giersz mit Anna, Witwe des Georg Spichall († 3. Jan. 1762 Spychała): Tochter des Joseph Klünger, get. C 23. Dez. 1723 Klinger. × 1) F 28. Okt. 1753 mit G. Spichał; † 24. März 1802. — Peter Gehrs, Gärtner: get. 22. Jan. 1719 Geers, † 16. April 1782 Gersz. × 21. November 1751 Gersch mit Margaretha, Tochter des Simon Wik: get. 6. Juni 1722 Wick, † 31. März 1787 Gerschin. — Simon Gehrs, Gärtner: get. 25. Okt. 1733 Geersch, † 25. März 1801 Simeon Gersch. × 4. Nov. 1759 Simon Giersz mit Helena, Tochter des Paul Nylk: † 31. Okt. 1813 Gierszin. — Georg Gerszewski = Jerzy Giersz (1744). **P 1744** Jan Giersz: als Witwer × F 9. April 1751 Gersch mit Dorothea, Tochter des Georg Berent: get. 8. Febr. 1725 (Vater Michael!). — Adam

[4]) Unter dem Einfluß der seinerzeitigen polnischen Schreibweise Giersz — im Polnischen wird bekanntlich zwischen die Buchstaben g und e stets ein (stummes) i eingeschoben — hat sich die Namensform Giersch eingebürgert: diese hat dann ihrerseits zu der verkehrten Aussprache Girsch verleitet, zuletzt hat man teilweise sogar Girsch geschrieben. Richtig wäre hochdeutsch Geers (= Gerhards, mag dies als Gen. Sing. oder Nom. Plur. aufgefaßt werden). Der heimische Dialekt macht daraus notwendig Geersch.

Gierz. **1773** Adam Gehrs (wohl der eben genannte). — Lorenz Görsch. — Mattes Goersch.

Glaeser **L 1773** Anna Glaeserin: Tochter des Lorenz Berent, get. 13. Mai 1731, × 24. Sept. 1758 mit Paul Glaeser († 25. Dez. 1765 Glezer); 1774—78 Einliegerin in O; † O 27. April 1778[5]).

Gort **A 1773** Peter Gort, Schäfer: get. S 9. Nov. 1732, × C 14. Oktober 1759 mit Gertrud, Tochter des Stanislaus Nützler: get. 4. Febr. 1739 Nitzler.

Grabowicz **A 1773** Stenzel Grabowitz: aus S, × 1756 Grabowicz, † 1781. **F 1773** Andreas Grabowitz: aus Gersdorf, eingeheiratet F 1759, † 1774 (c. 40 J.).

Grabowski **A 1773** Joseph: get. L 1748 Graboski, × 1772 Grabowski. **L 1773** Johann: Bruder des vorigen, get. 1745 Graboski. — Thomas Grabowscky, Schneider: † 10. Jan. 1774 (60 J.) Grabowski. × 15. Okt. 1747 Graboski mit Witwe Catharina Rosentreidowa: Cath. Bingersche × 1) (10. Jan.) 1733 mit (Schulmeister) Johann Rosetreter († 24. Dez. 1746 Rosentreder); † 1779 20. Aug. (65 J.) oder 28. Sept. (Witwe, 60 J.) Grabowskin.

Grugel **P 1773** Andreas, Schneider. — Lorenz, Instmann.

Grunau **C 1773** Mattes: aus Damrau, get. 9. Febr. 1727 Matthias Gronoch, eingeheiratet 1762, † 1797 (vgl. Mitt. Heft 19, 1911 S. 75).

Haak **A 1773** Anna Haacksche: Ehefrau das Jakob Haak, konvertiert L 4. April 1758; 1768 in A; † als Witwe S 25. April 1792 (c. 74 J.) Haakin. **G 1773** Georg Haack, Instmann: × 1) 13. Okt. 1757 Haak mit Magdalena, Tochter des † Johann Pancka: get. 3. April 1724 Pantzk, † 2. Okt. 1789 Helena; 2) L 23. Nov. 1789 mit Witwe Marianna Gentzkin geb. Brugerin (Witwe des Paul Gentzke): get. 14. Febr. 1748, † F 5. Dez. 1820 als Witwe.

Hackert **L 1773** Jacob: aus Konitz-Vorstadt × L 1759 Hacker; seit 1770 in L (Hakert), † 1810 (76 J.) Haket.

Haffman **L 1773** Gottlieb, Schmied: 1772 Ehepaar Godefridus et Dorothea Hoffmann lutherisch. 1773 nach F verzogen: 14. Dez. Theophilus et D. Haffmann, 1775 Godefridus et D. (geb. Gisselin) Hoffmann.

Hellwig **O 1744** Piotr Elwich: † 16. Jan. 1762 (bejahrt) Helwig. × 1) 6. Febr. 1731 Hellwig mit Anna, Witwe des Joh. Klinger: A. Nelksche × 1) 19. Nov. 1713 mit J. Kl. aus Petztin (dieser begraben 12. Nov. 1730). P. Helwig × 2) G 27. April 1755 mit Witwe Elisabeth Herlikowska: Tochter des Ehepaars Johann und Regina Klinger, × 1) G 19. Febr. 1730 mit Johann Herlikowski aus F; 3) als Witwe Helwich O 23. Juni 1765 mit Witwer Martin Rhode. Dieser † 19. März 1769, die Witwe 31. März 1775 (c. 60 J.). Rhode stammte aus L, Sohn des (Schulzen) Andreas Rode, get. 4. Okt. 1711; × 1) O 15. Nov. 1750 mit Sophia, Tochter des Johann Neuman, † 7. Dez. 1759 Rhode.

---

[5]) Anna Gläserin vidua inquilina. Die Bezeichnung als Witwe und die Altersangabe mit 49 Jahren scheint für die im Texte nachgewiesene (noch 1773 in L wohnhafte) Person zu sprechen, nicht für eine den 1. Mai 1721 zu O getaufte Anna Glaser, die für 1755 in O nachzuweisen ist: diese dürfte unverheiratet geblieben sein.

Herlikowski **F 1744** Marcin Herlikowski: erstmalig 1716 genannt, dann erst wieder 1735. **O 1773** Elisabeth Herlickowsckyn: Tochter des Martin Thyda (get. F 22. Sept. 1743 Tiede) × O 11. Nov. 1770 mit dem Witwer Johann Herlikowski (get. G 31. Aug. 1738, † O 17. Aug. 1800; seine erste Frau Susanna † 12. Sept. 1770, c. 28 J.); † 4. Juni 1816.

Hoppe **C 1744** Piotr Hoppa: get. 1707 Hop, † 1789. **1773** Peter Hoppe: eben benannt. — Mattes Hopp: Sohn des Peter, get. 1734 Matthias, † 1824 Matthaeus Hoppe. — Catharina Hoppin: Tochter des Lorenz Bohn, get. F 17. Nov. 1739, × C 5. Okt. 1766 mit Johann Hopp (Sohn des Peter, get. 8. Dez. 1739, † 23. Nov. 1788 Hoppe); † 17. Okt. 1794 Hoppin. — Marianna Hoppin: Tochter des (Pferdehirten) Paul Berent, geboren 24. März 1753, × 18. Nov. 1770 mit Andreas Hoppa: get. 20. (23.) Nov. 1738 Hoppe. **P 1773** Andreas Hopp, Instmann. — Michael Hopp, Instmann.

Hübner **S 1773** Georg, Instmann: † 29. Juni 1781 (82 J.) Hybner; × 14. Aug. 1735 Heiwner mit Elisabeth, Tochter des Andreas Frelich: get. 3. April 1707 Wrolk, † 10. Nov. 1781 Hybnerin.

Isbaner **A 1773** Simon Isban, Gärtner: † 8. April 1785 (71 J.) Izbaner: × 7. Sept. 1770 Isbarner mit Marianna, Tochter des Andreas Schmelter: get. S 16. März 1738 Mariana Smelter. **G 1773** (Paul) Eisbrenner [6], Schmied: get. S 6. Jan. 1728 Isbaner, × 1) O 15. Febr. 1756 Isbanner mit Sophia, Tochter des † Peter Nilk, † 23. Juni 1772; 2) G 13. Sept. 1772 Izbaner mit Catharina, Tochter des † Matthaeus Schmelter. 1756—78 in G nachweisbar, 1780 in O. **O 1773** Sophia Isbanerin: Tochter des Johann Gatz, get. 9. Aug. 1705, × 1. Juni 1727 mit Georg Isbarner († vor 25. Okt. 1761); † 21. Nov. 1780 Isbanerin. **P 1773** Michel Isbrenner, Instmann. **S 1773** Michel Isbanner: get. 1737 Isbaner, Stiefbruder des Granauer Schmieds, † 1802.

Janowitz **A 1773** Mattes: s. S. 78.

Jarschke **G 1767** Paul Jarsk = **1773** Jarschke: get. S 1736 Jarsk, † 1788 Jarschke. **S 1773** Lorenz Jaszk: × 1762 Jarszk, † 1808 (80 J.) Jarszke.

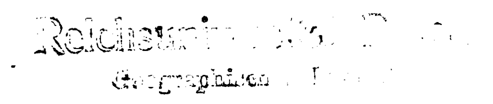
Jühlke **G 1767** Andres Gülke: × 1724 Gilk, † 1775 (75 J.) Gülk. **1773** Lorenz Gülcke: Sohn des Andreas, get. 1744 Jülk, † 1804 Guelk. **L 1773** Jacob Gielck: Bruder des vorigen, get. G 1742 Jülk, × L 1767 Gülke, † 1813.

Kallas **S 1773** Michel: aus Drausnitz, get. Kamin 1732 Kalas, × S 1766 Martin (!) Kalass, † 1800 Kallas.

Karnowski **P 1773** Adam, Instmann. **S 1773** Woitek: aus Stobno (Pfarrei Reetz), × S 1770 Adalbert.

Klinger (gesprochen und teilweise geschrieben Klünger) **A 1773** Lehna Klingersche: Frau des Paul Klinger, geb. Froelkin, † 25. Dez. 1777 (30 J.). **C 1744** Jerzy Klunder: × 1725. **1773** Catharina Klundrowa: Tochter des Schulzen Johann

[6]) Richtig wäre „Eisenbrenner", übrigens eine anschauliche Bezeichnung für einen Schmied. „Eisbrenner" ist aus der verkehrten plattdeutschen Aussprache Ißbaanə geworden; es sollte sein Ifəbaanə. Man verstand die sachliche Bedeutung des Namens nicht mehr.



Risop, get. O 23. Okt. 1741, × C 24. Sept. 1769 mit Johann Klünger. **G 1773** Mathes Klinger, Pferdehirt: † 13. April 1777 (52 J.) Matthaeus. × 1) 16. Januar 1746 mit Anna, Tochter des Johann Mosolff: get. L 19. April 1726 Musolff, † 29. Aug. 1773 Mathiae Klinger uxor; 2) 9. Jan. 1774 mit Anna (Maria) geb. Duchrog, Witwe des Christian Semki (? Zemke) aus Klein Konitz, † 12. Mai 1782 (33 J.). **L 1773** Andres Klinger, Viehhirt: get. S 25. Nov. 1725, † O 2. Mai 1778. × 1) G 16. Nov. 1749 Klünger mit Anna, Witwe des Matthaeus Wessel; 2) L 16. April 1758 Klinder (Schäfer) mit Hedwig, Tochter des Johann Mausolff G: get. G 4. Okt. 1731 Musolff, † O 2. Mai 1778 Klinger. **O 1773** Anna Klingerin. **P 1744** Wawrzyniec Klunder. **1773** Hans Klinger, Instmann. – Martin Klinger. – Thomas Klunder. **S 1773** Georg Klinger, Schweinehirt (?): get. 25. März 1714, Sohn des Mathaeus[7]) Klunger; G. Klinger inquilinus † 23., begraben 24. Dez. 1784 (im Totenregister sind die Tagesdaten verwechselt). – Georg Klinger, × 1) O 14. Nov. 1751 mit Anna Sikau (mit Dispens vom Hindernis der Blutsverwandtschaft im 3./4. Grad): get. 12. April 1722, † 8. März 1762 Klinder; 2) 16. Mai 1762 mit Anna, Tochter des Georg Klinder (keine Verwandtschaft). G. Klinger inquilinus † 23., begraben 24. Dez. 1784 (im Totenregister sind die Tagesdaten verwechselt). – Georg Klinger, Instmann (?): Sohn des Johann Klinger, get. 15. Dezember 1737, × 26. Okt. 1766 Klinder mit Magdalena, Tochter des Peter Klinder: diese † L[8]) 22. Jan. 1810 (74 J.) Helena, Witwe des Georg Klinger. – Thomas Klinger: † 1784 (74 J.). – Eva Klingerin: Tochter des Mathias Wecel × G 21. Okt. 1764 mit Johann Klinder. Dieser † Rakelwitz 4. Dez. 1788 (50 J.). – Maria Klingerin: geb. Haak, konvertiert 10. Febr. 1762, × (spätestens 1768) mit Michael Klinger (get. 25. Sept. 1740); † G 7. Nov. 1797 (55 J.).

Komischke **L 1773** Catharina Komischckin, Eigenkätnerin: Tochter des Peter Kokelbeker (Kuchenbecker), get. 8. Nov. 1742, × mit Johann Komiszke: seit 1769 in L nachweisbar; † L 7. Nov. 1780 (45 J.) Komiszki. Die Witwe † O 22. Dez. 1816 (70 J.) Komyszkin.

Koschinski **O 1773** Gertrude Kottschinsckyn: Tochter des Georg Kroll, get. 20. Mai 1724, × 13. Okt. 1768 mit Witwer Paul Kociński. Dieser (aus Stobno, Pfarrei Reetz) × 1) O 13. Oktober 1761 Johann. (!) Kocinski mit Elisabeth Schrödrin (Schröder aus der Pfarrei Prechlau), † 30. April 1768 (c. 33 J.). P. Kociński † 11. Jan. 1786 (70 J.); die Witwe 16. Sept. 1787 Kocińskin.

Krause **G 1773** Michel Kruse, Hirt: † 24. März 1777 Krus. Nach dem angegebenen Alter (43 J.) wohl identisch mit dem L

---

[7]) In der gleich zu erwähnenden Dispens heißt der Vater Bartholomaeus Klünger.

[8]) 1789 17. Okt. † zu A, angeblich 26 J. alt, Eva Klingerin, Tochter der Einliegerin (inquilina) Helena Klingerin: geboren S 19. Dez. 1767, Eltern Georg und Magdalena Klinder. Letztere war 1789 anscheinend schon Witwe.

1. Sept. 1734 get. Matthaeus[9]). Das Ehepaar Michael und Dorothea Kruhs seit 1772 in G nachweisbar. **L 1773** Jacob Kruse: get. 1722 Krus, † 1791 Kruse.

Kroll **C 1744** Jakub Kroll. **1773** Jacob Kroll: Sohn des vorigen, get. 1722 Kroll, † 1775 Krolikowski. **O 1744** Piotr Krall: × 1722 Kroll.

Krüger **L 1773** Georg, Instmann: get. 22. April 1731 Kriger, × 1) mit Marianna (seit 1762 nachweisbar), † 21. Okt. 1773 Mariana Kriegerin; 2) 15. Jan. 1774 Krieger mit Helena, Tochter des † Paul Klinger. Georg Krieger als † erwähnt 21. Okt. 1787. — Martin Krüger: Bruder des vorigen, get. 1733 Kriger, † 1816 Krüger.

Kuchenbecker **G 1767** Kukenbeker = **1773** Johann Kuchenbecker: get. 1738 Kukebeker, † 1824 Kaukenbeker. — Georg Kuchenbecker, Schneider: Bruder des vorigen, † L 14. Jan. 1795 (c. 50 J.) Kaukenbeker. × 1) L 14. Nov. 1773 mit Agnes, Tochter des † Johann Rhode: geboren 17. Jan. 1753, † 1. Febr. 1774; 2) O 25. Nov. 1777 mit Marianna, Tochter des † Johann Renke: geboren 1. Sept. 1752 Renck, † L 2. Febr. 1795. **L 1773** Marianna Kuchenbeckersche, Eigenkätnerin: Tochter des Joseph Panck, get. G 3. Sept. 1747, × 30. Mai 1767 Pancke mit Paul Kaukenbecker, Bruder der beiden vorigen: get. G 6. April 1746 Kokelbecker. 1773—80 in L nachzuweisen. Paul Kaukenbeker † G 1. Febr. 1796, die Witwe † S 13. April 1808 Marjana.

Latzke **F 1744** Piotr Lackowski: × S 1724 Latzki, † F 1761 (c. 70 J.) Lackowski. — Wojciech Lacek: × 1) 1726, † 1746. **1773** Andreas Latzki: Sohn des vorigen (Albert), get. 1743 Lacki, † 1795 Laatzke. — Mattes Latzkowski: Sohn des Peter, get. 1729 Matthias Lack, † 1795 Łackowski. **L 1773** Paul Laszich: vgl. S. 68. **P 1744** Jan Lacek.

Littgard **O 1744** Piotr Lidgart: × 1721. **1773** Peter Ludgart: Sohn des vorigen, get. 1729 Littgard, † 1791 Litgard.

Lotz **S 1773** Johann, Schmied × mit Catharina Zemrogin (Semrau). Der Name wechselt in seiner Schreibung: 1770 und 1776 Lotz, 1772 Lohk bzw. Loock (geändert aus Lock), 1779 in L Lotz. † A 1. Juli 1783 (56 J.) Lock acatholicus. Die Witwe † S 26. Okt. 1795 Lotzin (66 J.).

Milck (!) **L 1773** Lorenz, Instmann. Es handelt sich um einen Nelke (s. unter N).

Mösbenth (!) **A 1773** Barthel, Schmied. Ein offenbares Mißverständnis. Gemeint ist Bartelmös Benth, d. i. Bartholomaeus Berendt: der Schmied dieses Namens † C 8. Okt. 1807 (58 J.). Sein Sohn [10]) Michael, Kleriker im Gnesner Seminar, † C 17. Juli 1806 (25 J.).

Musolf **C 1773** Helena Mausowcka: Magdalena, Tochter des Krügers Peter Berent O, get. O 17. Mai 1727, × C 31. Okt. 1771 mit dem Witwer Matthaeus Muzolff. Dieser M. Mausolff × 1) 14. Sept. 1755 mit Sophia, Tochter des † Peter Szmitt: † 6. Febr. 1771 (c. 40 J.) Muzolff. Mathaeus (!) Musolff

[9]) Im September geborene Knaben erhielten vielfach den Doppelnamen Matthaeus Michael.

[10]) Im Totenregister filius Mathaei (!) Berent, ferrifabri Cekcynensis.

† 11. April 1793 (60 J.). Die Witwe Magdalena Musolfin † 16. Juli 1798. **G 1768** Georg Musolf und **1773** Musolph: get. L 30. März 1719 Muzolf, † 26. Mai 1788 Mauzolf. — Joh. Musolp, Gärtner: Bruder des vorigen, get. G 1. März 1735 Musolf, † 11. März 1797 Mausolff. × 1) 17. Aug. 1760 mit Eva, Tochter des † Christian Weylant aus Hennigsdorf (vor der Trauung losgekauft: vgl. S. 79), † 24. Nov. 1787 (43 J.) Muzolff; 2) 21. Jan. 1788 mit Elisabeth, Tochter des † Matthaeus Weylandt: geboren 20. Sept. 1757 Weylant, † 1. Juli 1827 Musolff. **L 1773** Paul Musolph: get. 1733 Musolff, † 1785 Muzolff. **O 1744** Andrzey Muzolf: × 1735 Mosolff, † 1762 (fast 60 J.) Mauzolff. **S 1773** Andreas und Johann Muzolff: vgl. S. 77 und 76. — Jacob Musoph: get. 1735 Musolf, † 1795 Mauzolff. — Johann Musoph: get. 1727 Joh. Jos. Musolff, † A 1794 Mulzoff. — Lorenz Musoph: get. 1730 Musolff, † 1808 Mausolff.

Neileif **L 1773** Andreas Neuleiff: † 1782 (50 J.) Neyleiff.

Nelke **C 1744** Andrzy Nelk: get. 1697 Nilk, † 1762 Nylk. **1773** Johann Nelck: Sohn des Andreas, get. 1728 Nilck, † 1809 Nilke. **F 1744** Wawrzyniec Nelk: × 1741 Nilck. **1773** Hans Nölck, Instmann: get. 21. Dez. 1733 Nilck, † 20. April 1773 Nylk. × 1. Nov. 1767 Nylka mit Magdalena, Tochter des † Paul Weylandt, get. 12. Juli 1739 Weiland, † 1. Febr. 1804 Helena Nelkin. — Michel Nölck, Schneider: Bruder des vorigen, get. 30. Sept. 1736, × 8. Nov. 1772 mit Catharina, Tochter des † Johann Brügman: geboren C 13. Nov. 1752. **L 1773** Lorenz Milck (s. o.): Lorenz, Sohn des Simon Nilck (s. unter O), get. O 9. Aug. 1734, × C 30. Okt. 1768 Nylka mit Maria, Tochter des † Lorenz Kowalkowski 1773—82 in L nachweisbar. **O 1744** Piotr Nyłka: † 1759 (über 70 J.) Nylk. — Stanisław Nylka: † 1763 (c. 50 J.) Nylk. — Szymon Nelk, Kätner: † 19. April 1770 (c. 80 J.) Nylka. × 1) 11. Juni 1724 Nilck mit Catharina, Tochter des Peter Hardtmann; 2) 29. Juni 1749 Nilk mit Witwe Anna Jentsche aus C: Anna, Tochter des Claas (Nikolaus) Schmarszinski × 1) 18. Nov. 1725 mit Stanislaus (Sohn des Albert) Ginßcki; † 27. April 1770 (c. 60 J.) Nylka. **1773** Paul Nölck: get. 1740 Nilck, † 1790 Nelck. — Elisabeth Nölckin: Tochter des Georg Rinck, get. 20. April 1724, × zu Kamin 26. (16. ?) Mai 1746 (Renkowna, Rynkowna) mit Johann Nilk (dieser bis 1775 festzustellen); † 2. Febr. 1791 Witwe Nelkin.

Neumann **O 1744** Jan Nygman, Kätner: × 6. Nov. 1707 mit Anna Wylichowna (etwa entstellt aus Fröhlich?): diese † 11. Dez. 1764 (c. 70 J.) Nygmanowa. **1773** Martin Nigmann, Instmann: Sohn des vorigen, get. 8. Nov. 1716 Neiman, † 19. Jan. 1775 Neumann. × 22. Jan. 1747 Nigmann mit Marianna, Tochter des Peter Gersch: get. F 11. Aug 1726 Geersch; als Witwe × 2) 8. Mai 1775 mit Stan. Nützler (s. d.).

Nickel **G 1767** Nikel = **1773** Paul Nickel: get. 1745, † 1821 Nikel. — Martin Nickel, Instmann: Bruder des vorigen, × 12. Nov. 1771 Nykel mit Gertrud, Tochter des Johann Muzolff in L: get. 12. März 1749 Mosolff, † G 10. März 1799 Nekelin. M. Nykel † 16. Aug. 1795 (c. 50 J.).

Nützler **F 1744** Andrzey Nycler: † 1759 (70 J.) Nützler. — Paweł Nycler: † 1767 (c. 70 J.). **O 1773** Martin Niedsler, Instmann:

get. 8. Okt. 1722 Nitzler, † 22. Okt. 1785. × 20. Nov. 1760 Nützler mit Margaretha, Tochter des † Thomas Wolszleger aus L: get. 10. April 1729 Wolsleger, † O 13. Okt. 1822 Nitzlerowa. — Gertrude Nietzlerin: Tochter des Johann Rynck, get. 12. Dez. 1741, × 25. Nov. 1762 Rynk mit Joseph Nützler: get. 9. März 1736 Nitzler, † 23. März 1795. Die Witwe † 4. Dez. 1802. — Susanna Nitzlerin: Tochter des Schulmeisters und Cantors Michael Strantz, get. 22. März 1715, × 1) 18. Jan. 1738 mit Jacob Nilck (dieser, Sohn des Martin Nilck, × 1) 28. Aug. 1729 mit Catharina, Tochter des Stanislaus Gatz); 2) 3. Juni 1759 mit dem Witwer Stanislaus Nützler: get. 9. April 1713 Nitzler, × 1) 22. Mai 1735 mit Agnes, Tochter des Martin Rimmer († 1758). Susanna Nützler † 26. Nov. 1773. Stan. Nützler × 3) 8. Mai 1775 mit Witwe Marianna Neumann. Diese findet sich Ostern 1786 wiederum als Witwe bezeichnet.

Ortmann **C 1744** Jakub Ortman: × 1716. — Jerzy Ortman. **1773** Paul Ortmann: Sohn des Georg, get. 1715 Ortman, † 1773 Ordtman. — Peter Ortmann: Bruder des Paul, get. 1717 Ortman; oder Sohn des Jakob, get. 1719 Ohrtman. Für die erstere Annahme spricht das beim Ableben 1780 angegebene Alter von 64 Jahren.

Otto **C 1773** Georg Otte, Schneider: aus O, get. 14. April 1739, † C 14. Jan. 1815 Oth. × 1) mit Eva Noelkin (Nelke): † 15. Dez. 1779 (40 J.) Ottin; 2) C 7. Febr. 1780 Ott mit Marianna, Tochter des Paul Brügman: geboren 30. Nov. 1753, † 1. Jan. 1821 Ottin. **O 1744** Jerzy Otto, Kätner: gemeint der Vater des vorstehenden, der indes bereits am 4. April 1739 begraben war (Otte). × 1) mit Regina, begraben 1. Okt. 1724 (c. 40 J.); 2) 22. April 1725 (Sohn des Michael) mit Elisabeth Schenkowski, begraben 11. April 1735; 3) mit Anna, † 9. Dez. 1766 (c. 70 J.) Ott. **S 1773** Matteus Ott: get. 1734, † 1799.

Pankau **A 1773** Gerge Panckoch, Viehhirt. **O 1773** Mattes Pankau: vgl. S. 71.

Panske **G 1767** Paul Pantzk = **1773** Panscke: get. 1721 Pantzk, † 1796 Pantzki. — Johann Penski, Gärtner: get. 8. Dez. 1739 Pantzk, † 19. Juni 1808 Pantzke: × 1) 3. Nov. 1765 Panck mit Susanna, Tochter des Martin Sztenk aus Kladau (acatholica); 2) c. 1772 mit Margaretha: Tochter des Joseph Panck, get. 21. Febr. 1751, † 4. Mai 1803 Pantzke. — Marianna Penski, Gärtnerin: Mariana, Tochter des Georg Klinger, get. 2. April 1724, × 1) O 20. Okt. 1748 mit Matthaeus Wayland aus F: Matthias Weilandt, get. F 4. Febr. 1720, † G 20. Juni 1759 Weylant; 2) G 3. Juni 1764 mit Andreas Pancka: get. 28. Okt. 1736 Pantzk. Mariana Panckin † 1. Dez. 1776. **L 1773** Georg Pantzcke: wohl get. G 1709 Panck, eingeheiratet L 1748 Panck, † S 1788 Pancki. **O 1773** Catharina Pantzckin: Tochter des Peter Gersch × 26. Sept. 1751 mit Michael Panck: get. G 30. Aug. 1721 Pantck, † O 19. Dez. 1784 Pantzke. **S 1773** Georg Pansk: get. 1736 Pantzk, † 1799 Pantzke. — Johann Pansck: get. G 1714 Pantzk (Bruder des Georg, s. unter L), † 1790 Pancke.

Patin **C 1773** Stanislaus Patinna: vgl. Mitt. Heft 18 (1910) S. 55 f. und 19 (1911) S. 67. **P 1744** Wawrzyniec Patyna: als Petztiner Schulz schon 1726 nachweisbar.

Patzke **C 1773** Johann Patzck, Instmann: † 5. Sept. 1773 (etwa 40 J.) Packe. × 15. Jan. 1764 Packie mit Marianna, Tochter des † Martin Rysopp. Diese × 2) 19. Mai 1776 mit Witwer Mathias Szmelter (s. d.). **F 1744** Jozef Pacek: get. 1713 Patzk, † 1766 Packowski. — Maciej Packa: get. 1719 Packky (!), † 1771 Packi. **1773** Hans Patzki: Sohn des vorigen, get. 1744 Pautzki, † 1808 Patzke. — Peter Patzke, Gärtner auf Kirchengrund (richtiger Priesterbauer): × 1771. **L 1773** Michael Patsk, Schäfer: † 1. Juli 1779 (53 J.) Packi. × 1) C 8. Nov. 1750 Pack Schäfer aus Sluppi, Kreis Tuchel, mit Margaretha Peck; 2) C 15. Mai 1758 Schäfer aus Kelpin bei Tuchel mit Elisabeth, Tochter des Peter Frögel. Elisabeth Patzkin † O 5. März 1812 (76 J.).

Peck **F 1773** Casimir, Schäfer: × 1) mit Agnes, † 1. Dez. 1768 (c. 38 J.) Casimiri Peczka uxor; 2) L 8. Jan. 1769 Peck mit Eva, Tochter des † Johann Gencke: get. S 16. Febr. 1733 Gentzk, † F 25. Mai 1779 Pekin, vidua inquilina.

v. Pokrzywnicki **F 1773** Mattes Pokrzewinski: honestus Mathias Pokrzywiński, Sohn des Neukircher Schulzen, eingeheiratet 1769, † 1806 Magnificus generosus Dominus Mathias de Pokrzywnicki. Adelsattest d. d. Marienwerder 28. Jan. 1803. In der plattdeutschen Aussprache wird noch heute die Namensform Pokrz(y)wiński festgehalten.

Prill **P 1773** Adam Pril, Viehhirt: Prel × Kamin 26. Aug. 1751 mit Anna Weclowna (Wetzel); am Rande vermerkt: Richnowo Człuchovien., also Richnau (bei Schlochau) Wohn-, vielleicht auch Geburtsort des Prel.

Radke **O 1773** Christian: Christoph Radkowski, Organist, × 10. Sept. 1752 (richtig wohl 1747) mit Catharina, Tochter des Martin Szweminski: get. F 7. Okt. 1725 Schwemmin, † 18. März 1799 Radkin. Christoph Radke † 31. Mai 1777 (c. 70 J.) nach mehr als 30jährigem Dienst.

Redwantz **F 1773** Jacob, Schmied. Dem Ehepaar Johann (!) und Euphrosyna R. wurde in F 14. Okt. 1771 ein Sohn Martin Andreas geboren. Im Dez. 1773 war schon Haffmann in F Schmied (s. o.). Dahingegen ist in L 1774 und noch 1777 Jacob Renwantz (so) Schmied; seine Ehefrau Eva geb. Beetkin (Euphrosyna aufgelöst in Eva Rosina findet sich auch sonst).

Riemer **C 1744** Paweł Remer: † 3. Mai 1760 (hochbetagt) Rymer.

Renk **C 1773** Lorenz Rinck: aus O, get. 1713, eingeheiratet 1746 Renk, † 1796 Renke. **F 1773** Martin Rinck, Viehhirt: † 13. Jan. 1795 (73 J.) Rynke. × 5. Nov. 1752 Renk mit Helena, Tochter des Johann Nilk: get. 29. Sept. 1731 Magdalena Nilck, † 8. Jan. 1795 Helena seu Magdalena Rynkin. **L 1773** Johann Rinck, Instmann: † 21. Nov. 1787 (47 J.) × mit Anna Theisin: get. 15. Dez. 1743 Tözer, † 26. Nov. 1798 Rinkin. **O 1744** Jan Rynga: † 1759 (c. 70 J.) Rynk. — Piotr Rynk. **1773** Georg Rinck: Sohn des vorigen, get. 1718, † 1794. — Anna Rinckin: Tochter des Jakob Rinck, get. 26. März 1732, × 19. Nov. 1767 mit Witwer Paul Rynka: get. 15. Mai 1727 Rinck (× 1) 25. Okt. 1761 Rynk mit Eva, Tochter des † Georg Izbaner: get. 2. Sept. 1736 Isbarner, † 2. März 1763 Rynk). — Anna Rinckin junior: Tochter des Jakob Nilck, get. 12. April 1739, × 13. Nov. 1760 mit Michael Rynk:

get. 29. Sept. 1729, † 20. Sept. 1786 Renke. Die Witwe † 9. März 1810 (c. 70 J.) Renk. — Elsa Rinckin. **S 1773** Peter Rinck: get. O 1735, seit frühestens 1770 in S, † 1806 Rink.

Rhode **G 1767** Jacob Rhode = **1773** Rohde (Rode, Rh.): s. S. 67. **L 1773** Andreas Rode (Schulz): get. 1740 Rod, † 1808 Rhode. — Andreas Rode (Bauer): † 1773 (72 J.).

Risop, Riesopp **C 1744** Piotr Ryzop: × 1738 Risop, † 1760 Rysop. **L 1773** Hedwich Risoppin: aus G, Tochter des Schäfers Michael Teszk, get. 15. Okt. 1741, × L 5. Juni 1769 Teszke mit Michael, Sohn des † Johann Ryzop: † 17. April 1808 (63 J.) Risop. Die Frau Hedwig Rysop † 21. März 1799. — Sophia Risoppin: † 7. Dez. 1774 (50 J.) Ryzopin. **O 1744** Jan Ryzop: verkaufte 1746 sein Schulzengut. Seine (zweite) Frau Sophia † als Witwe C 29. Jan. 1773 (c. 65 J.) Ryzopp. Dort waren auch ihre zwei Töchter arm verheiratet (s. unter Genske und Klinger). — Kascha Risockin (!): Catharina, Tochter des Johann Herlikowski × 1) 30. Okt. 1768 mit Georg Ryzop: get. 3. April 1740 Risop, † 1. Aug. 1775 Rysopp; 2) 22. April 1776 mit dem Witwer Michael Gatz (s. unter Gatz); † 24. Jan. 1819 (79 J.) Catharina Gatzin. — — Marianna Risoppin, Gärtnerin: Tochter der Martin Wick, get. F 18. Juni 1741, × O 26. Nov. 1772 mit Peter Ryzopp, älterem Zwillingsbruder des vorgenannten Georg: get. 3. April 1740 Risop; Marianna Rysopp † 26. Febr. 1778. Der Witwer × 2) 24. Mai 1778 mit Agnes, Tochter des Bauern Thomas Pieke (Pick) in Damrau. † 14. Nov. 1803 Risopp, proprietarius suae domus. **P 1744** Pawel Ryzop. **1773** Andreas, Michel, Peter Risop, Instleute.

Romp **S 1773** Johann, Schneider: aus Gersdorf, × S 1. Nov. 1772 Rump mit Catharina, Witwe des Schneiders Adam Helvich.

Rosenau **L 1773** Michel: × 1751, zu verfolgen bis 1775.

Rosentreter **A 1773** Sophie Rosentretersche: † 31. Juli 1803 Rosentredterin; Tochter des Johann Schepler, get. C 14. Mai 1743, × 8. Febr. 1766 Szepler mit Casimir Rosentreder: get. L 3. März 1743, † A 5. Juni 1807 Rosentreter. **L 1773** Peter: get. 1737 Rosetreter, † 1803 Rosentreter.

Sasse **G 1773** Lorenz, Instmann: × 1) 11. Okt. 1761 Sass mit Anna, Tochter des † Michael Berent, † O 15. März 1776 (c. 48 J.); 2) O 10. Nov. 1777 mit Elisabeth, Tochter des Stanislaus Nützler: geboren 1. Aug. 1747, † 4. Febr. 1779; 3) G 21. Nov. 1779 mit Eva, Tochter des † Matthaeus Weyland, geb. 25. Aug. 1749 (der Vater Matthias Weilandt).

Sawatzki **L 1773** Mattes: Mathias Zawadzki, seit 1765 nachweisbar; † 1805 (88 J.) Sawadski.

Scheffler **C 1744** Grzegorz Szepler. — Jan Szepler: Sohn des am 14. März 1738 begrabenen Gregor Scheppler, get. 25. Februar 1714 (Schmelter! offenbar irrtümlich), † 1770 Szepler. — Marcin Szepler; dessen Witwe Sophia † 29. Jan. 1759. **1773** Jacob Szepler, Schmied: 18. Febr. 1773 wird ihm ein Sohn geboren. — Lorenz Scheffler, Zimmermann: × 1) 27. Sept. 1739 Lorenz und Eva Schepler, beide weder blutsverwandt noch verschwägert (Eva, Tochter des Schmieds Gregor Szepler, get. 27. Nov. 1718); 2) 16. Sept. 1757 Szepler mit Catharina, Tochter des Johann Klünger († 9. März 1796,

c. 60 J., Scheplerin); † 6. Okt. 1778 (64 J.) Schepler. — Paul Scheffler: † 1807 (67 J.). **O 1773** Johann Scheffler, Instmann: † 4. Okt. 1781 (56 J.). × 21. Aug. 1757 Szepler mit Anna Schröderin aus O. Diese — Witwe Anna Schefflerin geb. Schmittin[11]) — × 2) 25. Nov. 1782 mit Witwer Jakob Kruse L; † L 2. Mai 1791. — Anna Schefflerin: Tochter des (Hirten) Georg Schmitt, get. O 26. Dez. 1721, × 1) F 11. Oktober 1750 mit Martin Frölk aus G; 2) O 17. Juni 1759 Witwe des Mathias (!) Froelich mit Witwer Johann Szepler (aus A stammend): † O 27. April 1784 (66 J.) Scheffler. Die Witwe (Hebamme) † 1. Febr. 1791 Szeplerin. **P 1773** Andreas Scheffler, Instmann. **S 1773** Johann Scheffler: eingeheiratet 1748 Schepler, † 1790 (65 J.) Scheffler.

Scheffs **P 1744** Jan Szewc. — Piotr Szewc. **1773** Lorenz Scheffts. — Paul Scheffts.

Scheidin (!) **O 1773** Anna, Gärtnerin: Witwe Subsche[12]) × 2) 29. Nov. 1746 mit Peter Schmit; 3) Witwe Schmittin × 27. Febr. 1757 mit dem Schuhmacher Christoph Scheiff; † 25. Jan. 1774 (etwa 65 J.) Witwe Scheiw.

Schmelter **C 1744** Jan Schmelter: 1713—49 zu verfolgen. **1773** Martin Schmelter: Sohn des vorigen: get. 1724 Smelter, † 1792 Schmelter. — Mattes Schmelter, Instmann: get. A 20. Febr. 1724 Matthias Smelter, † C 16. April 1808 Mathias Szmelter. × 1) C 22. Nov. 1750 Matthaeus Szmölter mit Sophia, Tochter des Joseph Klünger: † 14. Nov. 1775 (c. 58 J.) Schmelter; 2) 19. Mai 1776 Mathias Szmelter mit Witwe Catharina Patzke, geb. Rysopp: ihr richtiger Vorname war Marianna, so wiederholt im Taufregister verbessert; † 14. Dez. 1816 (89 J.) Marianna Szmelterin. **O 1744** Stefan Szmelter, Kätner. **1773** Andreas Schmeltzer, Instmann: † 2. März 1777 (53 J.) Schmölter. × L Jan. 1763 Schmelter aus O mit Elisabeth, Tochter des Stanislaus Grabowski: get. 21. Sept. 1749, † O 2. April 1813 Szmelterin. — Lorenz Schmeltzer, Viehhirt. — Michel Schmeltzer, Instmann: get. 5. Okt. 1727 Smelter, × 1) 17 Oktober 1756 Szmelter mit Catharina, Tochter des Georg Isbanner, † 29. Januar 1761 Szmeltrowa; 2) 29. Oktober 1769 mit Elisabeth geb. Latzke, verw. Sztrantz, † 29. Okt. 1778 Schmölterin; 3) 24. Januar 1780 mit der Witwe des Michael Warner, Eva geb. Pappenfeutin (Papenfuß), † 24. März 1808 (64 J.) Schmelterin. **P 1773** Christian Schmeltzer, Instmann. **S 1773** Joseph Schmelter, Gärtner (der Vorname wohl irrig). — Lorenz Schmelter: get. 1728 Smelter, † 1796 Schmelter. — Peter Schmelter: get. 1722 Smelter, † 1790 Schmelter. — Eva Schmelterin: Tochter des Peter Dukrog, × 21. Sept. 1766 mit Mathias Schmelter. — Gertrudis Schmelterin: × 26. Oktober 1766 mit Jakob

[11]) Get. A 29. Dez. 1726 Anna Michaelis et Elisabetae Schreter; über den Zunamen geschrieben Schmet. Die Familie, der sie entstammte, führte von jeher den Doppelnamen: z. B. O 1695 zweimal Simon Smid seu (aut) Szröder: schon 1663 dort als Schneider (sartor) Simon Schmitt begegnend.

[12]) Ein Daniel Zuba war 1700 Frankenhagener Hirt: etwa dessen Schwiegertochter?

Schmelter: ihren Namen ist vergessen worden ins Trauregister einzutragen; so kennen wir auch mit Sicherheit ihren Vatersnamen nicht (1776 geb. Muzolffin, 1780 Zukain — gemeint Schukay).

Schmidt **L 1773** George, Pächter: get. A 17. April 1729 [13]), † L 8. Nov. 1810 Schmett. × 20. (Okt.) 1757 Schm. (die weiteren Buchstaben unklar, vielleicht Schmet) mit Anna, Tochter des Lorenz Bünder: get. 18. Jan. 1728 Binger. **P 1773** Mattes, Schäfer.

Schreiber **F 1744** Jan Szrywer: † 1776 (c. 60 J.) Schreiber = **1773** Johann Schreiber senior. — Hans Schreiber junior: aus O, get. 1730 Scriever, × 1759 Szrywer, † 1813 Schreyber. **G 1767** Michael = **1773** Michel Schreiber: seit 1743 nachweisbar, † 1774 (83 J.). **O 1744** Paweł Szrywer: × 1714 Schriwer. — Szymon Szrywer: schon 1706 erwähnt. **1773** Georg Schreiber: × 1747 Schrywer, † 1786 (64 J.) Szrywer. — Paul Schreiber senior, † 1774 (c. 55 J.) Szrywer. — Paul Schreiber junior: Sohn des Paul von 1744, get. 1723 Scriever, † 1798 Schrywer. **P 1744** Jan Szrywer. — Jerzy Szrywer. — Mateusz Szrywer. **1773** Lorenz Schreiber. — Martin Schreiber, Instmann. — Michel Schreiber.

Schukay **S 1773** Paul: † 1794 (74 J.).

Schultz **C 1744** Paweł Szulc: vgl. Mitt. Heft 18 S. 55.

Schwemin **C 1744** Jan Szwemin und **1773** Jacob Schwemminski: s. S. 61. **L 1773** Andres Schwemmin: get. 1739 Schwemin, † 1813. — Michel Schwemin: get. 1715 Swemin, † 1791 Schwemin. **P 1773** Casimir Schwemin: get. C 5. März 1730 Peter Casimir, Sohn des Schulzenehepaars Johann u. Catharina Swemmien, nach P in ein bisher Wegnersches Grundsück eingeheiratet. Die Petztiner Linie (Casimirs Nachkommenschaft) schreibt sich Schwemmin, so wie die Ortschaft im Kreis Köslin, nach der die Familie den Namen trägt, noch heute geschrieben wird.

Senske **L 1773** Christoph Sensk: get. 1727, lebte noch 1796 (Sentzke). — Jacob Sensk: get. 1730, † 1795 Sentzke. — Johann Sinsk, Instmann: get. 29. März 1725 Sensk, × 1) mit Gertrud, † 4. Okt. 1774 (56 J.) Zenski; 2) 9. Nov. 1777 mit Anna, Tochter des † Peter Pancki aus S, get. 5. Aug. 1740 Pantzk. — Alle drei waren Söhne des Jacob Zenck, der am 20. Mai 1723 das Priebesche Lehnmannsgut in L gekauft hatte. Schon das Jahr zuvor (1722) wurde in L am 14. Sept. sein Sohn Matthaeus getauft. Dieser konvertierte auf dem Sterbebett († 8. Juni 1745 Senck). Am 4. Nov. des gleichen Jahres (1745) legten auch Johann und Stephan Sencken das katholische Glaubensbekenntnis ab (Jacob, erst im 15. Lebensjahr stehend, dürfte noch nicht konfirmiert gewesen sein). Stephan ist niemand anders als der oben an erster Stelle genannte Christoph, plattdeutsch Stoffə (S scharf ausgesprochen, nicht getrübt Sch): dies etwas dunkler gefärbt (Stöffə), und die Verwechslung mit Steffə (Stephan) liegt auf der Hand.

[13]) Sohn des Ehepaars Michael und Elisabeth Schreter. Eine jüngere Hand hat unter Schreter Schmett geschrieben. Vgl. Anm. 11.

Skoda (!) **O 1773** Joseph, Instmann: get. F 8. März 1736 Paul Joseph Lipinski; † O 5. März 1813 Lipiński vulgo Szade. Es handelt sich um einen Abkömmling eines uralten kaschubischen Geschlechts: vgl. Handfesten der Komturei Schlochau, Danzig 1821 S. 56 (s. auch S. 207 f.). Josephs Vater Stanislaus Lipinski × F 2. Okt. 1729 mit Elisabeth, Tochter des Müllers Georg Gersch (s. S. 12). Dieser Stanislaus erscheint C 3. Nov. 1754 als Szkoda (szkoda = Schade), ebenso sein älterer Sohn Johann C 11. Aug. 1771; C 11. Nov. 1784 heißt dieser Johann Schade — NB alii eum vocant Lipiński. Unser Joseph findet sich vielfach Lipinski vulgo Schade benannt, dann auch nur Schade (Szade) oder Lipinski (z. B. O 23. Sept. 1810 Jos. Lipinski inquilinus mendicus: er war somit zum Bettler herabgesunken). × 1) 16. November 1766 Szade mit Gertrud, Tochter des Andreas Muzolff: get. 1. März 1742 Musolff, † 9. Juli 1795 Schadin; 2) 18. Jan. 1796 mit Anna Pankiogin (38 J.), † 2. Dez. 1803 Lipinska vulgo Schadin; 3) mit Eva Michalskin.

Spichall **P 1773** Andreas Spichal, Hans Pichal, Martin Spichal: Instleute. Der letztgenannte vielleicht derselbe wie Martin Spychal, der in A dienend C 8. Febr. 1766 getraut wurde mit Eva Szmeltrowna.

Spors **O 1773** Peter Spuhl (!) Schmied: 1768, 71 und 74 werden Kinder des Ehepaars Peter und Anna Spauzow (Gen. Plur.) getauft; im Totenregister 21. Mai 1769 heißen diese ferrifabri. Die Frau war eine geborne Semrau (Zemrauin); der Mann aber entstammte jedenfalls der bekannten Schlochauer Familie, die hochdeutsch Spors sich nennt.

Stellmacher **O 1773** Thomas, Schäfer: † L 19. Sept 1795 (c. 67 J.) inquilinus; seine Witwe Elisabeth (geb. Schmelter) † L 7. April 1799 (c. 64 J.).

Stoltmann **C 1744** Wawrzyniec Stoltmann: vgl. Mitt. Heft 18 S. 47 ff. und 19 S. 71 ff. **1773** Paul Stolpmann: Heft 19 S. 74 f.

Teschke **C 1773** Gerge, Viehhirt: × 1) 9. Nov. 1755 Teszke mit Elisabeth, Tochter des Andreas Szmelter, † L 13. Mai 1786 (58 J.) Teszk; 2) L 12. Juni 1786 Teszke mit Gertrud, Witwe des Jacob Weylant aus G (s. unter Weiland), † G 29. Aug. 1795 G. Teszke inquilini in G uxor. — Joseph Teschke, Schäfer: † 14. Dez. 1776 (c. 48 J.) × 20. Nov. 1757 Teszke mit Marianna, Tochter des † Peter Frögel: get. O 24. Aug. 1739 Wrobbel(!).

Theil **C 1744** Teylowie, darunter Andrzey Teyla: seit 1728 nachweisbar. **1773** Joseph Thiel: get. 1732 Theil, † 1804. **P 1773** Georg Thiel, Instmann. **S 1773** Casimir Theil, Gärtner: × 6. Jan. 1765 mit Marianna, Tochter des Johann Pancka: get. 28. Aug. 1740 Pantzk, † 18. April 1796 geb Pantzkin.

Thiede **A 1773** Bartel Thiede: † 1778 (64 J.) Bartholomaeus Thyd. **F 1744** Bartłomiej Tyda: der eben genannte, × 5. Febr. 1741 Thevs[14]) Simonis et Eliesabetha Michaelis Tyden; letztere

---

[14]) Thews (= Matthaeus) und Mews (= Bartholomaeus) als Vornamen gehen gelegentlich durcheinander: schuld ist einmal das Anfangs-M in Matthaeus und dann das th in Bartholomaeus.

† A 1775 (60 J.) Tyda. — Jakub Tyda: get. 1719 Tihd, † 1784 Thiede. — Michał Tyda: × S 1714. **1773** Andreas Thiede: Sohn des vorigen, get. 1714 Tyde, † 1774 Thyda. — Hans Thiede: × 1768 Thyda, † 1791 (59 J.) Thyde. — Jacob Thiede: s. 1744. — Joseph Thiede, Instmann: × 7. Okt. 1764 Thyda mit Maria Brayckowna. **O 1773:** Peter Thiede: Sohn des Michael (s. zuvor), get. F 1725, × 1) O 1748, 2) c. 1760, † O 1790 Thyde.

Theus **L 1773** Jacob Theiss[15]): × 1740 Theus, † 1775 Teis. — Paul Theise, Instmann: get. 22. Jan. 1702 Theus, † 28. Jan. 1786 Theis. × (schon vor 1742) mit Margaretha, † 7. Okt. 1786 (75 J.) Theisin.

Wannermann **C 1773** Agneta Wangermansche: Agnes, Tochter des Martin Rysop, × 28. Okt. 1753 mit Stanislaus Wannermann: get. 19. April 1718 Wangerman, † 20. Mai 1771 Wanermann. Die Witwe † 31. Aug. 1794 Wannermanin.

Wegner **L 1773** Michel: aus S, Sohn des Peter Wegner, eingeheiratet L 1756, † 1789 (62 J.). **P 1744** Bartłomiej Wegner: × zu Kamin 17. Dez. 1756 Wogner mit Anna Ryzopowna. **S 1773** Anna Wegnerin.

Weiland **G 1773** Jacob Weyland, Gärtner: get. L 10. Juli 1729 Weiland, † 20. Okt. 1781 Weylant. × 22. Febr. 1767 Weylandt mit Gertrud, Tochter des (†) Joseph Pancke: get. 11. März 1749 Panck, × 2) 12. Okt. 1786 mit Viehhirt Georg Teszke (s. d.). **P 1744** Jan Wilant, Krüger. — Mateusz Wilant. **1773** Johann Weyland, Krüger. — Mattes Weyland: Mathias Weylandt aus P × F 22. Nov. 1767 mit Elisabeth, Tochter des Jakob Thyd (s. d.). Trauzeuge Johann Weylandt, Krüger zu P.

Wollenberger **S 1773** Martin Wollenbärger: wohl im Januar 1773 eingeheiratet, † 20. Dez. 1778 (49 J.) Wollenberger.

Wollschlaeger **C 1744** Jerzy Wolszlegier: † 1765 (c. 70 J.) Wolszleger. **1773** Joseph Wolschleger: Sohn des vorigen, get. 1740, × L 1763 Wulszleger, † 1790 Wolszleger. G **1773** Martin Wolschleger: get. L 1733 Volsleger, × L 1768 Vulffschleger, damals wohl nach G übergesiedelt; † 1796. — N. (?) Wolszleger, Rademacher. **L 1773** Thomas Wolschleger: Bruder des Martin, get. 1742, × 1774 Vulffschleger, † 1810 Wollschlaeger.

Von den hier aufgezählten 97 Familien — die Namen Milck und Mösbenth scheiden natürlich aus — sind mit Bezug auf ihr erstes urkundlich nachweisbares Vorkommen in den behandelten Dörfern 15 schon zu Anfang dieses Aufsatzes (S. 57 f.) namhaft gemacht. Hier ergänzen wir: Jacob Laczk, Petztiner Schulz im beginnenden 17. Jahrhundert; Reimer C vor 1624; Rosenow L 1632; und fügen hinzu: 1651 Schwemin und Krus G; Rozentreder, Otth, Gać und Krul (aus O) L; Nielke O; Izbarner, Wolschleger, Wegner, Jarsk, Schepler und Nitzler (dieser getraut in O) S; 1652 Wangerman C; Fretz F; Ortman und Pancke G;

[15]) Gersdorfer Aussprache (vgl. S. 81). Aus Gerdorf stammten auch die beiden hier genannten Lichtnauer Theusen: der erste wohl unmittelbar, der zweite bestimmt durch seinen Vater.

Nigman, Pankau und Schult L; Deige und Wilandt S; 1654 Glaser G; 1655 Kriger O; 1656 Schreder (vgl. S. 96 Anm. 11, auch 97 Anm. 13) L; 1657 Paul Litgard O (Lorenz Ludgard — von wo? — schon 1652 Trauzeuge G); 1658 Scheftz, Frilk und Tida C. Damit haben wir — abgesehen von den ums Jahr 1773 schon ausgestorbenen — die ältest erreichbaren Familien aufgezählt, deren Vorhandensein schon vor dem sog. zweiten Schweden-kriege (1655—60) eine gewisse Berechtigung gibt, sie als Alt-koschnaewjer zu bezeichnen. Durch den Krieg wurden in unsern Dörfern vielerlei Verwüstungen angerichtet, so daß manche Wirtschaft ganz zugrunde ging[16]) und eine Anzahl neuer Bauern angesetzt werden mußte. Diese lassen sich an der Hand der kirchlichen Matrikeln, sowie mancherlei sonstiger Urkunden unschwer ausfindig machen[17]). Hier sei nur bemerkt, daß jedenfalls noch einige weitere von den in unserm Register vorgeführten 97 Familien[18]) den Altkoschnaewjern zuzuzählen sein werden, obschon unsere lückenhafte Überlieferung uns hinsichtlich ihrer im Stiche läßt: ich nenne da nur die Namen Hoppe und Theil, womit wir auf die Zahl 49 kämen.

---

[16]) Nach der vom 14. Juli 1664 datierten Lustration waren in G vordem 8 Bauern vorhanden gewesen, jetzt nur mehr 6; in L 22, jetzt 10; in S 16, jetzt 13. Die Zahl 16 für S bietet auch die Trebnicsche Visitation von 1652, wozu bemerkt wird, einst seien es 27 gewesen. So viele (27) benennt die älteste aus polnischer Zeit vorhandene Lustration vom Jahre 1565 für S bei 54 mit Bauern besetzten Hufen: woraus sich mit ziemlicher Wahrscheinlichekit folgern läßt, daß das Normalmaß eines Bauerhofes in unsern Dörfern, wie es sich jedenfalls von den Ordenszeiten herschrieb, 2 Hufen gewesen sind, somit etwa $131^2/_3$ Morgen magdeburgisch. Nur ausnahmsweise mag hie und da auch ein Einhüfner gesessen haben: so finden sich 1565 in F 21 Bauern auf 41 Zinshufen bezeugt. Vgl. die je 2 Scharwerkshufen oben S. 63.

[17]) Zu solchen Zuzöglingen des fortschreitenden 17. Jahrh. rechne ich einen Johann Kukenbecker zu L, × 20. Nov. 1667 mit Margaritha geb. Schriwer. Als Trauzeuge fungierte dabei ein Stanislaus Bruger, dem wir in gleichem Bezuge zweimal auch schon im Jahre 1665 begegnen — die erste Spur der Familie Brauer in unsern Dörfern. Ein „pracowity Bruger" erhält unter dem 10. August 1699 vom Starosten Bielinski, der „die seit dem Schwedenkriege ruinierte und verwüstete Starostei Tuchel wie an vielen Orten, so besonders im Dorfe L wieder emporbringen wollte", 2 Hufen, von denen er eine bisher schon mit Konsens des Schlosses bebaut hatte (Original im Danziger Staatsarchiv Abt. 358 Nr. 105). Derselbe Starost verlieh d. d. Danzig 9. Mai 1703 dem Paul Brugier einen Konsens über 2 Hufen in F, die derselbe „schon seit 33 Jahren wirklich nutzet und besitzet" (also seit 1670). Dieser Bruger war Dorfschmied zu F (wie sein Bruder Lorenz in C). Endlich sei noch Georg Bunger genannt, 1678 zuerst in L begegnend: wie die Jezierskische Visitation (von 1695 datiert) ausweist, saß er auf der Kirchenhufe (vgl. dazu oben S. 85).

[18]) Man beachte, daß hier statt Schröder Schmidt einzusetzen war.

Das Alter der Familiennamen in der Bielitzer Sprachinsel.

Von Walter Kuhn.

Wenn der Beweis überhaupt nötig wäre, daß die heutigen Deutschen der Bielitzer Sprachinsel keine jungen Ankömmlinge sind, sondern zum größten Teile die leiblichen Nachkommen der alten Kolonisten, die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die Sprachinsel schufen, daß also das Deutschtum in Bielitz seit 1300 bodenständig ist, so ließe sich ein solcher Nachweis aus den Familiennamen führen.

Dabei muß man sich freilich vor Augen halten, daß die Einwanderung noch in die Zeit der Einnamigkeit fällt, in der es keine festen Familiennamen gibt. Der Zeitpunkt, in dem der zweite Name, der Familienname, aufkommt, und der spätere, in dem dieser Familienname starr wird, liegen für die einzelnen Gegenden Deutschlands ganz verschieden. In Westdeutschland übernahm das Bürgertum schon um 1200 die Sitte der Zunamen vom Adel, der sie seinerseits schon im 10. Jahrhundert ausgebildet hatte. In Breslau erweist sich um 1300 beim Einsetzen einer stärkeren Überlieferung die Zweinamigkeit schon als bestehend. In Oberschlesien und dem Herzogtum Auschwitz aber zeigen sich beim Bürgerstand die ersten Spuren der Zweinamigkeit nicht vor 1350, und fest werden diese Namen erst um 1450—1500. Noch 1413 urkundet Herzog Bolko von Teschen, daß vor ihn getreten seien seine „liebe getrewe, mit namen Heintze und Nicko, rathmanne und Burger unser Stadt Bilitz". Es herrscht also auch bei Personen der Oberschicht noch Einnamigkeit. 1489 ist dann für Bielitz in der Person des Bürgers Werner Piess der erste Träger eines richtigen Familiennamens genannt. *) Nach 1500 finden sich Einzelnamen wohl noch bei polnischen Bauern der Umgebung, aber nicht mehr bei Deutschen in Stadt oder Land.

Es zeigt sich also in der Namengebung bei der östlich gelegenen Sprachinsel dieselbe Verspätung gegenüber dem Mutterlande wie auf allen anderen Gebieten der Kultur. In der weiter in Galizien gelegenen deutschen Sprachinsel von Brzostek weist das bei Dłu-

*) Vgl. Walter Kuhn: Die innere Entwicklung von Bielitz im Mittelalter, Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift, Heft 12, S. 21.



gosz, opera omnia, Bd. VII, S. 647 ff., überlieferte ziemlich reichhaltige Namenmaterial noch 1488 das Nebeneinanderbestehen der Ein- und Zweinamigkeit auf.

Die Familiennamen, die uns nun ab 1500 entgegentreten, sind die gleichen, wie sie in der Gegenwart auf den deutschen Dörfern und bei der altansässigen Bevölkerung der Städte Bielitz und Biala herrschen. Die heutigen Bielitzer Namen sind also bodenständig in dem Sinne, daß sie aus dem von Deutschland mitgebrachten Rohstoff an Vornamen in der Sprachinsel umgeschaffen wurden zu Familiennamen und dabei ihre besondere, heute gültige Form erhielten. Durch die Namengleichheit ist der blutsmäßige Zusammenhang des jetzigen Bielitzer Deutschtums mit dem um 1500 nachgewiesen. Für die Zeit weiter zurück freilich kann die Namenforschung nichts aussagen, aus den eben besprochenen Gründen, aber auch, weil aus dieser Zeit fast nichts an Namen überliefert ist Doch gibt es ja dort genügend andere Beweise für den ununterbrochenen Bestand des Deutschtums.

Auch im ersten Jahrhundert der Familiennamen fließen die schriftlichen Quellen nur spärlich. Die einzige Ausbeute liefern die älteren Bielitzer Privilegien, die im Privilegienbuche des Herzogs Friedrich Kasimir von 1565 (im folgenden zitiert als Pr. B.) zusammengefaßt sind, das sich im Bielitzer städtischen Museum befindet; und eine Inschrift in der alten Kamitzer Holzkirche, die von der Erbauung der Kirche durch die Einwohner im Jahre 1547 berichtet (zit. Kirche). Die Holzkirche wurde wohl 1902 abgerissen, aber das Bielitzer Museum besitzt eine Photographie der Inschrift. Da diese in tschechischer Sprache, als der damaligen Amtssprache, abgefaßt war, zeigen einzelne Vornamen tschechische Formen.

Erst ab 1570 etwa werden die Namenquellen reichlicher. Darum lassen sich die meisten Namen nur bis in diese Zeit zurückverfolgen. Die Hauptfundorte bilden nun die „Gemeindebücher", das sind die Protokollbücher der dörflichen Schulzengerichte, von denen uns drei erhalten sind: das „Kunzendorfer Gemeinbuch" (zitiert K. G.), das 1573 beginnt und in dem alle für den vorliegenden Zweck in Betracht kommenden Eintragungen, bis auf eine polnische von 1579, deutsch sind; das rein deutsche „Bialaer Gemeinbuch" (zit. B. G.), seit 1613; und das Wilmesauer Gemeinbuch (zit. W. G.), seit 1641, welches hauptsächlich polnisch geführt wurde, was hier in der polnischen Form der Vornamen zum Ausdruck kommt. Daneben stehen weiterhin einzelne (ungedruckte) Urkunden, die das Bielitzer Museum enthält (zit. Mus.), Meisterbücher der Zünfte, vor allem das „Stammbuch" der Bielitzer Schusterinnung (zit. St. Sch.) seit 1618, aber mit einigen in die vorher-

gehende Zeit zurückreichenden Eintragungen. Das städtische Archiv vermag nichts zu bieten, da es nur bis zum großen Brande von 1808 zurückreicht. Auch das Schloßarchiv setzt erst 1659 ein (zit. Schl.).

Die angeführten Quellen enthalten die Namen natürlich nur selten in der heute geltenden Rechtschreibung. Oft zeigen sich auch lautlich abweichende Formen, oder mehrere verschiedene Formen nebeneinander, die in manchen Fällen einen Schluß auf die Herkunft einzelner Namen zulassen. So ist z. B. aus der Tatsache, daß ein Getwert an einer anderen Stelle Göttfried genannt wird, zu schließen, daß der Name Getwert sich tatsächlich von dem Vornamen Gottfried herleitet.

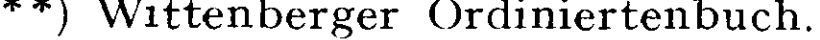
Im folgenden sollen nun die einzelnen Namen angeführt werden, nach dem Jahre geordnet, in dem sie zum erstenmal belegt sind. Für jeden Namen wird die erste Erwähnung in den einzelnen Dörfern, für die Urkunden vorhanden sind, angegeben, die Quelle ist jeweils zitiert.*) Auch auf lautliche Veränderungen wird Rücksicht genommen. Eine Klammer bedeutet, daß zwei verschiedene Namensformen die gleiche Person kennzeichnen. In einigen Fällen, wo zwei heutige Namen auf eine gemeinsame Stammform zurückgehen, in der Zeit der Belegstellen die Scheidung aber noch nicht eingetreten oder noch nicht deutlich ausgeprägt ist, müssen die Namen natürlich gemeinsam behandelt werden (z. B. Hermann und Herma, Hankus und Hoinkes). Als untere zeitliche Grenze der Erwähnungen ist etwa das Jahr 1670 angenommen. Bis zu ihm ist der größte Teil der in der Sprachinsel bodenständigen Namen belegt.

Es muß hier betont werden, daß gegenwärtig die Voraussetzungen für eine Arbeit der vorliegenden Art noch recht ungünstig sind. Nicht nur, daß das Quellenmaterial spät einsetzt und spärlich ist, es ist auch noch nicht genügend gesichtet und aufgearbeitet. Darum haben die folgenden Ergebnisse nur den Charakter einer vorläufigen Überschau. Bei tiefer eindringender Forschung wird sich die Namenreihe sicher beträchtlich vermehren und werden sich viele Namen weiter zurückverfolgen lassen.

NAME	Jahr	Ort	Namensform	Quelle
Piesch	1489	Bielitz	Pieß Werner	Pr. B.
	1547	Kamitz	Jorg u. Grygor Pyss	Kirche
	1575	Kunzendorf	Brez Pyss	K. G.
	1583	Kunzendorf	Merten Pisch	K. G.

*) Unter den Dörfern kommen auch einige heute polonisierte vor, so Wolfsdorf (Wilkowice), Dresseldorf (Straconka) und Seibersdorf (Kozy).

NAME	Jahr	Ort	Namensform	Quelle
Beck	1525	Bielitz	„von Mathes Becken“	Pr. B.
	1589	Bielitz	Caspar Beckh	Mus.
Schmied	1525	Bielitz	Valtin Schmid	Pr. B.
	1586	Kunzendorf	Andreas Smidt	K. G.
Fox	1547	Kamitz	Andrzeg (Andreas) Fox	Kirche
	1575	Kunzendorf	Hans Fochs	K. G.
	1599	Bielitz	Linert (Leonhard) Fox	St. Sch.
	1641	Wilmesau	Piotr und Hanus Fox *)	W. G.
Hase	1547	Kamitz	Ambros Haze	Kirche
Herda	1547	Kamitz	Peter Herda	Kirche
	1634	Biala	Georg Herda	B. G.
Herma	1547	Kamitz	Jan Herma	Kirche
und **Hermann**	1584	Seibersdorf	Griger Herma oder Herman	K. G.
	1585	Kunzendorf	Hans Herma	K. G.
	1597	Kunzendorf	Kuba (Jakob) Hermann	K. G.
Krischke	1547	Kamitz	Hanes Krysske	Kirche
	1573	Kunzendorf	Valten (Valentin) Krzissko	K. G.
Krysta	1547	Kamitz	Jorg Kresta	Kirche
	1575	Kunzendorf	Lukas Christe	K. G.
	1575	Kunzendorf	Stenzel (Stanisl.) Krysta od. Kryste	K. G. K. G.
	1591	Nikelsdorf	Matz Krista	K. G.
	1643	Wilmesau	Daniel u. Marczin Kresta	W. G.
Schlosser	1547	Bielitz	Johannes Schlosser	W. O. **)
Matzner	1548	Kamitz	Peter Matzner	Pr. B.
	1585	Wolfsdorf	Jokel Matzner	K. G.
	1615	Biala	Tobias Matzner	B. G.
	1632	Bielitz	Benisch (Benedikt) Matzner	St. Sch.
	1641	Kunzendorf	Thobias Matzner	K. G.
Berger	um 1560	Bielitz	Andreas Perger	Mus. 1589
Salzer	1572	Bielitz	Mathäus Saltzer	W. O.
Stoske	1572	Bielitz	Israel Stoske	Miklersche Chronik



*) Nach Latosiński, Monigraphia miasteczka Wilamowic, Krakau 1910, dem die Angaben über das Wilmesauer Gemeindebuch entnommen sind, wanderte der Ahnherr der Fox, die heute in Wilmesau sehr zahlreich sind, Wenzel Fox, um 1500 aus Schlesien ein, doch werden keine näheren Belege dafür gebracht.

**) Wittenberger Ordiniertenbuch.



NAME	Jahr	Ort	Namensform	Quelle
Stoske	1624	Biala	Merten Stoske	B. G.
Thomas	1573	Kunzendorf	Mechel Thomas	K. G.
Feikis	1573	Kunzendorf	Stenzel Feykes	K. G.
Gürtler	1573	Kunzendorf	Hans Girtler	K. G.
Hankus	1573	Kunzendorf	Jakub Hankes	K. G.
und **Hoinkes**	1583	Kunzendorf	Kuba Hoinkus oder Hankus	
	1584	Seibersdorf	Clima Hoinkus	K. G.
	1643	Wilmesau	Jan Honkis	W. G.
Hoffmann	1573	Kunzendorf	Peter Hoffmann	K. G.
	1584	Kunzendorf	Griger und Volta Hoffmann	K. G.
	1587	Dresseldorf	Olba Hoffman	K. G.
	1626	Nikelsdorf	Thomas Hoffman	K. G.
Lindner	1573	Kunzendorf	Bartel Lindner	K. G.
Müller	1573	Kunzendorf	Blasske (Blasius) Mülner	K. G.
Protzner	1573	Kunzendorf	Görg Protzner	K. G.
	1590	Dresseldorf	Peder u. Jokel Protzner	K. G.
	1623	Biala	Georg Protzner	B. G.
Geppert	1575	Kunzendorf	Antoni Gettfrid	K. G.
und **Getwert**	1579	Kunzendorf	Merthen Göttfried	K. G.
	1583	Kunzendorf	Martin Gettwerdt	
	1599	Kunzendorf	Neckel Geppert	K. G.
	1615	Biala	Lorenz Gebbert	B. G.
	1615	Biala	Lorentz Gettwer	
Menzler	1575	Kunzendorf	Jokel Mentzler	K. G.
	1584	Kunzendorf	Jokel Mainczler	
Sonntag	1575	Kunzendorf	Simon Sontag	K. G.
	1584	Bielitz	Lorentz Sontag	Mus. 1589
	1585	Wolfsdorf	Schimpke (Simon) Sontag	K. G.
Czirzik	1575	Kunzendorf	Stentzel Czirzik	K. G.
Klaus	1575	Kunzendorf	Mechel Klaus	K. G.
Bogusch	1578	Kunzendorf	Casper Boguss	K. G.
	1627	Biala	Matz Bogusch	B. G.
Nikel	1578	Kunzendorf	Thomas Nikel	K. G.
	1585	Wolfsdorf	Hansel Nikel	K. G.
	1643	Wilmesau	Jerzy u. Joseph Nikel	W. G.
Antoni	1579	Bielitz	Prokop Antoni	K. G.
Böhnisch	1579	Bielitz	Matz Benisch	K. G.
	1579	Bielitz	Pawel Bonesch	K. G.
	1587	Bielitz	Jakob Bonisch	K. G.
	1589	Bielitz	Jakob Behnisch	Mus.
Schubert	1579	Bielitz	Ffoltyn Ssubart	K. G.
	1587	Altbielitz	Bartel Schubert, Schulze	Inschrift im Chorgestühl d. kath. Kirche

NAME	Jahr	Ort	Namensform	Quelle
Leichter	1579	Kunzendorf	Paul Laychter	K. G.
Schiller	1583	Kunzendorf	Jonke Schiler	K. G.
Czauderna oder **Schauderna**	1583	Kunzendorf	Piter Czauderna	K. G.
Klimke	1583	Kunzendorf	Valten Klimpke	K. G.
Banert	1584	Kunzendorf	Griger Barnert	K. G.
	1588	Kunzendorf	Gregor Banert	K. G.
	1592	Kunzendorf	Gregor Bernhart	K. G.
Englert	1584	Seibersdorf	Tomes Englert	K. G.
	1630	Biala	Georg Englert	B. G.
Kunesch	1584	Seibersdorf	Stentzel Kunesch	K. G.
Matia	1584	Kunzendorf	Peter Matia	K. G.
Nitsch	1584	Seibersdorf	Mechel Neitz	K. G.
Schuster	1584	Biala	Hansel Schuster	K. G.
	1643	Wilmesau	Piotr Schausta (?)	W. G.
Czarnota	1585	Kunzendorf	Matz Czarnota	K. G.
Neugebauer	1585	Kunzendorf	Merta Neigebauer	K. G.
	um 1640	Bielitz	Thomas Neugebauer, Pfarrer in Kamitz	Otipkasche Chronik
Scheibler	1585	Batzdorf	Peter u. Griger Scheibler	K. G.
Scholz	1585	Kunzendorf	Stentzel u. Kuba Scholz (der erstere damals wirklich Dorfschulze)	K. G.
	1668	Bielitz	Elias u. Tobias Scholtz	Schl.
Damek und **Damke**	1586	Kunzendorf	Casper Dampke	K. G.
	1643	Wilmesau	Helias Jan u. Wawrzyniec Damek	W. G.
Tetschel	1587	Kunzendorf	Botel Teczel	K. G.
Witke	1587	Kunzendorf	Wawrzin Widke	K. G.
	1622	Biala	Georg Witke	B. G.
Röhrich	1587	Bielitz	Daniel Rurich	W. O.
	1668	Bielitz	Johannes Rörich	Schl.
Knobloch	1589	Bielitz	Friedrich Knobloch	Mus.
Kühnel	1589	Bielitz	Wentzel Künel	Mus.
Bayer	1589	Bielitz	Jakob Bayer	Mus.
Riedel	1589	Bielitz	Christoph Rüedel, Burggraf zu Bielitz unter Adam Schaffgottsch	Mus.
	1620	Biala	Georg u. Christoff Rydel	B. G.
Sohlich	1589	Kunzendorf	Gregor Salich	K. G.
	1640	Biala	Peter Solich	B. G.
Mayer	1591	Wolfsdorf	Domas Mayer	K. G.
Kriebelt	1599	Nikelsdorf	Michel Krübelt	K. G.

Name	Jahr	Ort	Namensform	Quelle
Kriebelt	1641	Kunzendorf	Urba Kriwelt	K. G.
Lukas	1599	Bielitz	Cyrillus Lukas	St. Sch.
Nessitius	1599	Bielitz	Timontei Nesitzi	St. Sch.
	1608	Bielitz	Johannes Nesitius	Einweihungspredigt der Dreifaltigkeitskirche
Zendner	1599	Bielitz	GeorgiusCentnerus „patricius Bilicensis“	Grabtafel an der Dreifaltigkeitskirche
	1608	Bielitz	Andreas Czendner, Schulmeister	Einweihungspredigt
Kauder	1600	Batzdorf	Peter Kauder	K. G.
Fröhlich	1608	Bielitz	Victorinus Fröhlich	Einw.-Pr.
Molenda	1608	Bielitz	Leopoldus Molenda	Einw.-Pr.
Wenzelis	1608	Bielitz	Lukas Wenzelius, Pfarrer	Einw.-Pr.
Strenger	1609	Bielitz	George Strenger	St. Sch.
König	1613	Biala	Casper Kenig	B. G.
	1644	Kunzendorf	Paulis König	K. G.
Seifert	1615	Biala	Berthel Seyffert	B. G.
	1622	Biala	Barthel Säuwert	B. G.
Bartelmuss	1617	Bielitz	Andreas Bartelmus	St. Sch. St. Sch.
	1626	Nikelsdorf	Georg Bortlemuss	K. G.
	1635	Bielitz	Andreas Bortolomäus	St. Sch.
	1635	Bielitz	Andreas Bartelmus	St. Sch.
Kukla	1617	Biala	Kuckla-Schuster	B. G.
	1627	Biala	Andreas Kukla	B. G.
Lennert	1617	Biala	Daniel Lenner	B. G.
	1627	Kunzendorf	Hanß Lener	K. G.
Czerny	1618	Bielitz	Johannes Czerny	St. Sch.
Göllner	1618	Bielitz	Paul Gellner	St. Sch.
Jakisch	1618	Bielitz	Paul Jakisch	St. Sch.
Keswon	1618	Bielitz	Tobias Käswagen	St. Sch.
	1631	Bielitz	Tobias Keswon	St. Sch.
Hilbricht	1619	Biala	Simon Helbericht	B. G.
	1633	Biala	Melchior Hilbricht	B. G.
Wagner	1623	Biala	Georg Wagner	B. G.
Kosma	1627	Kunzendorf	Christof Kosman	K. G.
Willmann	1627	Biala	Volten Wilman	B. G.
Janisch	1630	Bielitz	Tobies Janisch	Mus.
Bathelt	1634	Altbielitz	George Bathelt	Mus.
	1666	Bielitz	Hans Battelt	St. Sch.
Schimke	1634	Altbielitz	Hannes Schimke	Mus.

NAME	Jahr	Ort	Namensform	Quelle
Bainski	1635	Kunzendorf	Paul Banski	B. G.
Rosner	1641	Wilmesau	Piotr Rozner	W. G.
	1654	Wilmesau	Jurek Rosner	W. G.
Waloschke	1642	Altbielitz	Urban Waloschke	St. Sch.
Bies	1643	Wilmesau	Jan und Pawel Bies	W. G.
Bittner	1643	Wilmesau	Adam Bytner	W. G.
Figwer	1643	Wilmesau	Barthos u. Daniel Figwer	W. G.
Perschke	1644	Kunzendorf	Merten Persky oder Perske	K. G.
Wiesner	1644	Bielitz	Grieger Wyssner	St. Sch.
Homa	1650	Kunzendorf	Matz Homa	K. G.
Urbanke	1651	Kunzendorf	Kuba Urbanke	K. G.
Jenkner	1652	Kunzendorf	Peter Jenkner	K. G.
Merta	1653	Bielitz	Johannes Merta	-St. Sch.
Geyer	1660	Bielitz	Martin Geyer	Schl.
Mickler	1661	Biala	Martinus Mikla	B. G.
Zipser	1666	Bielitz	Christoph Ziepßer	Schl.
Jarisch	1668	Bielitz	Christoph Jarisch	Schl.
Wenzel	1668	Bielitz	Christoph Wentzel	Schl.
Hess	um 1670	Bielitz	Georg Hess	St. Sch.
	1695	Kunzendorf	Johann Hess	K. G.

Also immerhin eine Reihe von 104 Namen. Nur wenige darunter sind allgemein in Deutschland verbreitet, wie Bayer, Mayer, Müller, Schmidt, Scholz und Schuster. Die anderen haben meist typische Bielitzer Lokalfarbe.

Auch heute dürfte der zuerst auftretende Name Piesch (eine Kurzform von Peter) der häufigste in der Bielitzer Sprachinsel sein. Daneben sind in Bielitz-Biala mehr oder weniger zahlreich vertreten: Antoni, Banert, Bathelt, Bartelmuss, Bittner, Bogusch, Böhn, Czauderna, Czerny, Englert, Geppert, Geyer, Göllner, Gürtler, Herma, Hermann, Hess, Hilbricht, Hoffmann, Homa, Jakisch, Jarisch, Jenkner, Kauder, Klimke, König, Krischke, Krysta, Lennert, Linnert, Lukas, Matzner, Mickler, Molenda, Nessitius, Nikel, Nitsch, Perschke, Protzner, Riedel, Röhrich, Schauderna, Schimke, Scholz, Schubert, Sohlich, Sonntag, Stoske, Strenger, Urbanke, Wenzel, Wiesner, Wilke und Zipser.

In Altbielitz und seinen Tochtersiedlungen Lobnitz und Alexanderfeld herrschen: Banert, Bartelmus, Bathelt, Böhn, Czerny, Englert, Fuchs, Geyer, Göllner, Herma, Heß,



Hoinkes, Homa, Jarisch, Jenkner, König, Kosma, Kriebelt, Krysta, Kukla, Lennert, Lukas, Menzler, Mikler, Nikel, Perschke, Piesch, Schimke, Schubert, Sohlich, Urbantke, Wagner, Walloschke, Wiesner, Zender, Zipser.

In Nikelsdorf mit Ohlisch und Bistrai: Gürtler, Herda, Heß, Hoffmann, Jenkner, Klaus, Kreis, Lindert, Protzner, Schubert, Tetschel, Urbanke.

In Matzdorf neben anderen: Böhn, Englert, Herma, Homa, Keswon, König, Kreis, Krysta, Lennert, Piesch, Sohlich, Wiesner, Zipser.

In Kamitz: Bathelt, Englert, Fuchs, Herma, Hermann, Herda, Jenkner, König, Kreis, Kriebelt, Matzner, Mickler, Piesch, Schimke, Thomke, Urbanke, Wiesner, Zipser.

In Wilmesau ist der verbreitetste Name Damek, daneben stehen: Bittner, Feikis, Figwer, Fox, Krysta, Mika, Nikel, Nitsch und Rosner.

Sogar in dem heute gänzlich polonisierten Heinzendorf westl. der Sprachinsel sind häufig: Bathelt, Fuchs, Geyer, Jenkner, König, Kukla, Wiesner, Zipser.

Die deutschen Bauern in Seibersdorf entzogen sich 1770 mit Hilfe Friedrichs des Zweiten den Bedrückungen durch ihre polnischen Gutsherren, wanderten aus und gründeten in Oberschlesien, südlich von Myslowice, einige kleinere Siedlungen, vor allem Anhalt und Gatsch. Auch hier finden sich noch heute die Namen Banert, Berger, Czauderna, Hoinkes usw.

Es könnte eingewendet werden, daß nicht alle der angeführten Namen deutsch seien. Dazu noch einige Bemerkungen: Daß sich einzelne slawische Formen durch die tschechische oder polnische Sprache der Quelle erklären lasse, wurde schon gesagt. Bei den Familiennamen ist weiter zu bedenken, daß ihre Entstehung in eine Zeit fällt, wo die Deutschen schon lange mit den Polen zusammen gelebt und deren Sprache kennengelernt haben, auch einzelne von ihren Namensformen, besonders Kurz- und Koseformen, übernommen haben. Dieses fremde Sprachgut wird bei der Schaffung der Familiennamen mit verwendet. So gehen die Namen Krysta und Krischke auf den Vornamen Christian zurück. wie die unter Krysta angeführten Belegstellen zeigen. Nur durch die Verwendung der polnischen Nachsilbe bekam der Name äußerlich ein polnisches Gewand. Ebenso stammen die mehr deutsche Formen Hoinkes und die mehr polnischen Hankus von dem gleichen Vornamen Johannes. Bogusch stammt von einem polnischen Vornamen. Wirklich polnische Namen wie Czirzik, Czarnota, Czerny

oder Bainski sind sehr selten. Entscheidend ist aber überall, daß die Träger der Namen von Anfang an als Deutsche auftreten, wie aus den Quellen vielfach hervorgeht. Polen wanderten erst später nach Bielitz ein, in der Zeit des industriellen Aufschwunges.

Gemeinde Chodecz.

Kr. Leslau (Włocławek), Kongreßpolen.
(Mit einer Stammreihe der Familie Eschner).
Von Hermann Textor.

1. Gründungsurkunde der Kolonie Psary bei Chodecz, Kreis Leslau (Włocławek). (Übersetzt.)

Amtlicher Auszug. A.

Jakob Sigismund zweier Namen Kretkowski von Kretkowo, Starost von Przedecz, Ritter des St. Stanislaus-Ordens.

Nachstehendes Recht gebe ich den Holländern, die sich auf dem deserierten Grundstück des Dorfes Psary, das zu meinen Erbgütern Kromiszewice gehört, niederlassen, und das unter folgenden Bedingungen:

Vor allen Dingen erhalten sie mit dem heutigen Datum beginnend 9 freie Jahre, in welcher Zeit jeder ordentliche Holländergebäude aufzustellen verpflichtet ist und mindestens 30 Morgen (ca. 15 ha) Ackerland erwerben muß. Zum Bauplatz wird jedem unentgeltlich 1 Morgen Land zugeteilt.

Dieser Vertrag wird abgeschlossen mit den ehrbaren Peter Ewert, dem zukünftigen Schulzen des Dorfes, und Benediktus Esner. Diese bürgen dafür, daß sie im ersten Jahr mindestens 20 Bauern anwerben werden, mit welchen sie das fertige Ackerland gleichmäßig teilen müssen. Für diese sollen die Freijahre mit dem nächsten Jahr beginnen; die Freijahre der später Nachkommenden sind zugleich mit den Freijahren der sich zuerst Niedergelassenen aus.

Sie sind verpflichtet, auf dem erworbenen Grundstück Asche aus gutem Holz zu brennen und diese, gut eingestreut, auf dem Gut abzuliefern; das Gut aber zahlt für jedes Faß mit Asche 2 polnische Gulden (złoty), wie es den Aschenbrennern (popielarz) zahlt.

Gerade und eben gewachsene Eichen sind auf dem erworbenen Ackerland zu belassen. Sie müssen so lange stehen bleiben, bis sie sich zur Herstellung von Bohlen eignen. Die Eicheln von diesen Bäumen sollen ihnen gehören.

Der Krugwirt erhält unentgeltlich 15 Morgen Ackerland und den sechzehnten zum Bauplatz; er aber muß dafür Getränke — außer Johannisbeerwein (?) świętojanka — ausschenken.

Nach Ausgang der Freijahre muß jeder von der Hufe Land, die 30 Morgen und 8 Ellen, mit der Rute gemessen, beträgt, zu Martini 60 poln. Gulden, d. h. zu 2 Gulden für den Morgen zahlen, und außerdem 2 Kapaune, 1 Gans und 2 Viertel (1 Zentner) Hafer liefern, zweimal im Jahr ein Fuhrwerk nach

Leslau stellen und in der Ernte 6 Tage mit der Sense arbeiten. Dafür erhält jeder täglich ein Maß (Garniec) Bier, und nach der Ernte wird der ganzen Gemeinde 1 Faß Bier gestellt.

Diese Abgaben und Arbeitstage sollen von 30 Morgen Land geleistet werden. Wer aber mehr Land haben wird, muß verhältnismäßig mehr zahlen und arbeiten. Mehr, als in diesem Kontrakt enthalten ist, wird von ihnen nicht verlangt werden. Die Steuern für die Republik haben sie selbst in der Höhe zu zahlen, wie sie sind oder in Zukunft festgesetzt werden sollen.

Sie dürfen keinerlei fremde Getränke kaufen noch trinken, nur die herrschaftlichen, unter Androhung von 10 Talern Strafe für die Bauern und 5 Taler Strafe für die Gesellen.

Der Schulze und die Gerichtsmänner müssen sie nach dem Holländerrecht gerecht richten. Die Hälfte der Buße ist an den Hof zu zahlen. Sollte eine Seite mit dem Urteil des Schulzen unzufrieden sein, so steht ihr die Berufung an den Hof zu.

Für den Friedhof und die Schule erhalten sie 15 Morgen zinsfreies Land. Die Taufen und Trauungen müssen sie in der Parochialkirche vollziehen lassen und zahlen dem Propst laut Holländerbrauch für die Taufe 1 poln. Gulden und 6 Groschen, für die Trauung und Beerdigung 4 poln. Gulden.

Den Zehnten wird das ganze Dorf mit 1 Schock Roggen (Garben) entrichten.

Sollte einer dem andern seine Stelle verkaufen, so darf es nur mit Wissen des Hofes geschehen; von dem Kaufgeld wird der zehnte Groschen an den Hof abgegeben. Grundgeld zahlt jeder 1 Goldgulden, und dies ist sofort zu entrichten, d. h. 20 Goldgulden.

Wenn sie auf ihrem Lande kein Holz mehr haben werden, so dürfen sie in den umliegenden Wäldern Brennholz sammeln, aber nur umgefallenes; sollten jemandem die Gebäude abbrennen — was Gott verhüten wolle — so soll er auch freies Holz aus den zu Kromszewice gehörenden Wäldern zum Aufbau von neuen Gebäuden erhalten.

Weide für Vieh und Pferde sollen sie überall frei haben, wenn sie bloß auf Wiesen und im Getreide keinen Schaden machen.

Dem Schulzen werden 15 Morgen Land unentgeltlich zugeteilt. Andere Abgaben und Arbeitstage muß er jedoch auch für dieses Land leisten, auch muß er für Ordnung im Dorf sorgen und sich in jeder Hinsicht verpflichten, nach den Holländergesetzen das Dorf zu verwalten.

Endlich wird aus früherer Erfahrung gewarnt, keinerlei ausländische Protektion zu suchen und sie unter keinerlei Vorwande herbeizuführen auf die Gefahr hin, nicht nur seines ganzen Vermögens verlustig zu werden, sondern auch dieses Recht zu verlieren. Hierfür bürgen und unterzeichnen alle für einen und einer für alle.

Diesem Kontrakt gebe ich mehr Nachdruck und größeren Wert durch Abstempelung und eigenhändige Unterschrift, und erlaube ihnen, ihn auf der Burg von Przedecz zur Eintragung einzureichen.

Geschehen in Przedecz am 28. März im Jahre des Herrn 1779.

Unterschrieben: (—) mp Jakob Siegismund Kretkowski,
Starost von Przedecz. (L. S.)

Nachsatz: Praesens Contractus est in Acta .... Crene (?) Capit Przedeciense Sabbo (? T) pridie testi transfigurationis Christi, vidit die Quinta Augusti Anno Domini Millesimo Septingentesimo Octuagesimo unde oblata In„rosatt (? T) quod testor (podpisano) Potrykowski (mpr). — Praes. Contractum Actis Cren, Capit Covalen. (Stadt Kowal T.) die Decima Mensis Maii Anno Domini Millesimo Septingentesimo Nonagesimo Primo oblatuatum esse testor (podpisano) Sułkowski.

— Zaznaczono przy złożeniu do zachowania Rejentowi Okręgu Kowalskiego — w Kowalu dnia 26 sierpnia 1800 czterdziestego ósmego Roku — (podznaczono) × × × Krzysztof Kinitz — (podpisano) Wilhelm Eszner — Stanisław Krasnodębski Gałczyński, świadek — Jakób Jaroszewicz, świadek — Janczewski Wawrzyniec, Rejent.

Zgodność niniejszego Wypisu Urzędowego z swym Oryginałem na stemplu ceny grosza jednego spisanym w Akta Notarjatu mego zachowanym co do słowa poświadczà i Kolonistom wsi Psary wydaję. —

Rejent Okręgu Kowalskiego
(L. S.) (mp) Julian Beczkowski.

Stammreihe Eschner

in Chodecz, Psary, Józefki, Kreis Włocławek.

Übersicht A.

I.

II.

III a. b.

IV a. b.

V a. b. c. d. e.

Übersicht B.

I. † Benedikt Eschner, * ......, † ......, Ackersmann und Schulze(?) in Psary bei Chodecz 1779; × ......

Sohn:

1. † Christian s. II.

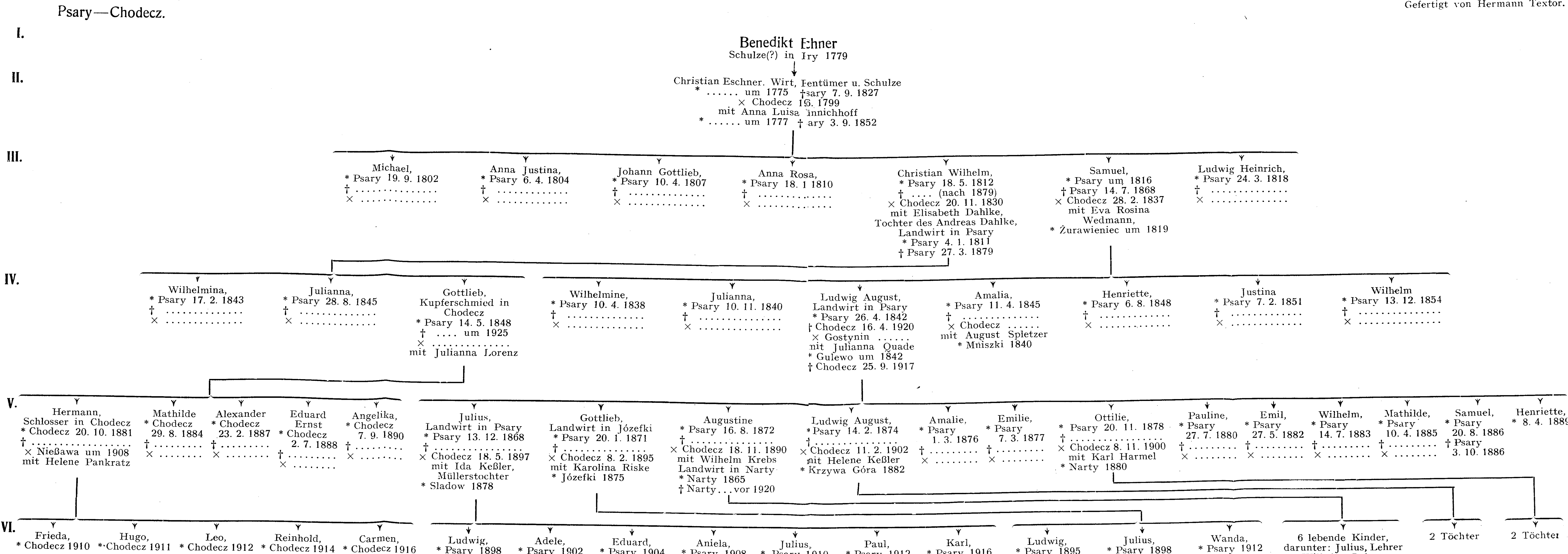
II. † Christian Eschner, * ...... um 1775, † Psary 7. 9. 1827 Wirt, Eigentümer und Schulze in Psary; × Chodecz 19. 6. 1799 mit † Anna Luisa Münnichhoff, * ...... um 1777, † Psary 3. 9. 1852.

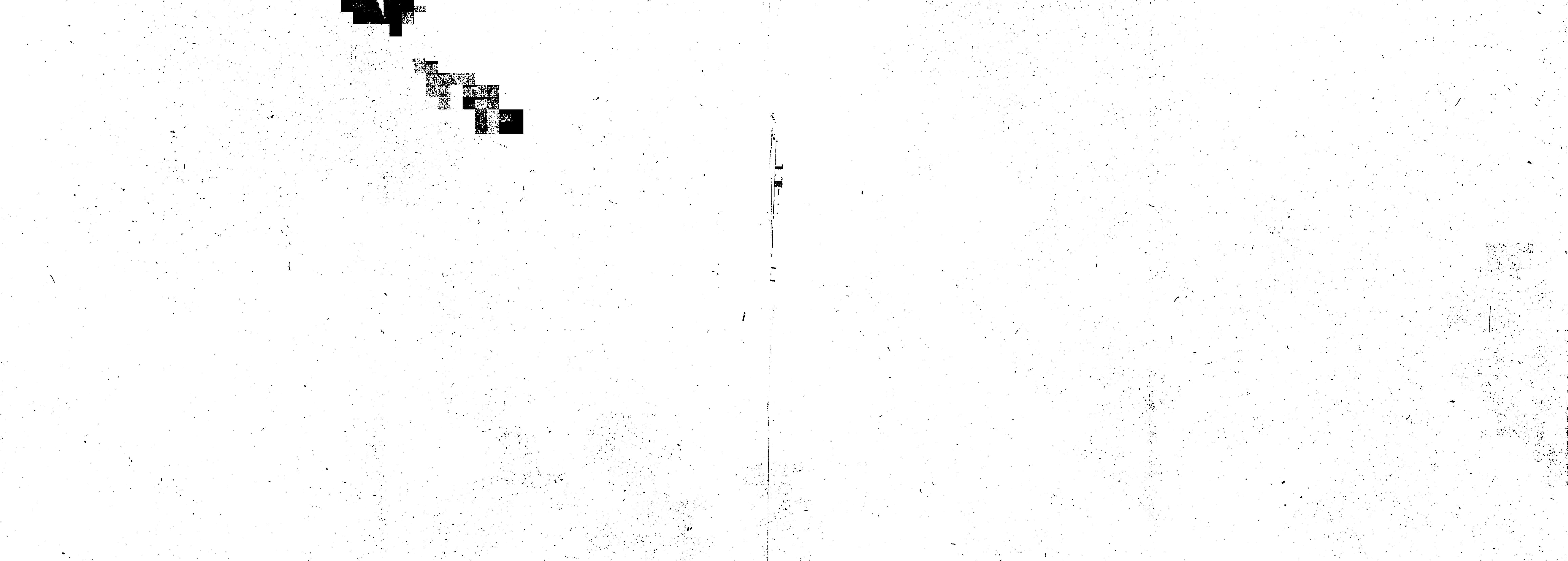
Kinder zu Psary bei Chodecz geboren:

1. † Michael, * 19. 9. 1802, † ......
2. † Anna Justina, * 6. 4. 1804, † ......
3. † Johann Gottlieb, * 10. 4. 1807, † ......
4. † Anna Rosina, * 18. 12. 1810, † ......
5. † Christian Wilhelm, s. III a.
6. † Samuel s. III b.
7. † Ludwig Heinrich, * 24. 3. 1818, † ......

Stammreihe Eschner
Psary—Chodecz.

Gefertigt von Hermann Textor.





III. a. † Christian Wilhelm Eschner, * Psary 18. 5. 1812, † ...... nach 1879, Landwirt in Psary; × Chodecz 20. 11. 1830 mit † Elisabeth Dahlke (Tochter des † Andreas Dahlke, Landwirt in Psary), * Psary 4. 1. 1811, † ebenda 27. 3. 1879.

Kinder zu Psary geboren:

1. † Wilhelmina, * 17. 2. 1843, † ......
2. † Julianna, * 28. 8. 1845, † ......
3. † Gottlieb s. IV a.

IV a. † Gottlieb Eschner, * Psary 14. 5. 1848, † Chodecz um 1925, Kupferschmidt in Chodecz; × ...... mit † Julianna Lorenz, * ......, † ......

Kinder zu Choderz geboren:

1. Hermann s. V a.
2. Mathilde, * 29. 8. 1884;
3. Alexander, * 23. 2. 1887;
4. Eduard Ernst, * 2. 7. 1888;
5. Angelika, * 7. 9. 1890.

V a. Hermann Eschner, * Chodecz 20. 10. 1881, Schlossereibesitzer in Chodecz. × Nieszawa um 1908 mit Helene Pankratz aus Ciechocinek.

Kinder zu Choderz geboren:

1. Frieda, * 1910;
2. Hugo, * 1911;
3. Leo, * 1912;
4. Reinhold, * 1914;
5. Carmen, * 1916.

III b. † Samuel, * Psary um 1816, † Psary 14. 7. 1863, Landwirt in Psary; × Chodecz 28. 2. 1837 mit † Eva Rosina Wedmann, * Żurawieniec um 1819, † ......

Kinder zu Psary geboren:

1. † Wilhelmine, * 10. 4. 1838, † ......
2. † Julianna, * 10. 11. 1840, † ......
3. † Ludwig August s. IV b.
4. † Amalia, * 11. 4. 1845, † ......; × mit † August Spletzer in Mniszki.
5. † Henriette, * 6. 8. 1848, † ......
6. † Justina, * 7. 2. 1851, † ......
7. † Wilhelm, * 13. 12. 1854, † ......

IV b. † Ludwig August Eschner, * Psary 26. 4. 1842, † Chodecz 16. 4. 1920, Landwirt in Psary; × Gostynin ...... mit † Julianna Quade, * Gulewo um 1842, † Chodecz 25. 9. 1917.

Kinder zu Psary geboren:

1. Julius s. V b.
2. Gottlieb s. V c.
3. Augustine s. V d.
4. Ludwig August s. V e.
5. Amalie, * 1. 3. 1876;
6. Emilie, * 7. 3. 1877;
7. † Ottilie, * 20. 11. 1878, † ......; × mit † Karl Harmal, Narty. (Zwei Töchter hinterlassen).
8. Pauline, * 27. 7. 1880;
9. Emil, * 27. 5. 1882;
10. Wilhelm, * 14. 7. 1883;

11. Mathilde, * 10. 4. 1885;
12. † Samuel, * 20. 8. 1886, † Psary 3. 10. 1886;
13. Henriette, * 8. 4. 1889.

V b. Julius Eschner, * Psary 13. 12. 1868, Landwirt in Psary; × Chodecz 18. 5. 1897 mit Ida Keßler, Müllerstochter, * Sladow 1878.

Kinder zu Psary geboren:
1. Ludwig, * 1898;
2. Adele, * 1902;
3. Eduard, * 1904;
4. Aniela, * 1908;
5. Julius, * 1910;
6. Paul, * 1912;
7. Karl, * ...... 1916.

V c. Gottlieb Eschner, * Psary 20. 1. 1871, Landwirt in Józefki; × Chodecz 8. 2. 1895 mit Karolina Riske, * Józefki ...... 1875.

Kinder:
1. † Ludwig, * Psary 1895, † 1901;
2. Julius, * Psary 1898;
3. Wanda, * Psary 1912.

V d. Augustine, * 16. 8. 1872; × Chodecz 18. 11. 1890 mit † Wilhelm Krebs, Landwirt in Narty, * Narty 1865, † ...... vor 1920.

Kinder zu Narty geboren:
6 lebende, darunter:
1. Julius Krebs, Lehrer;
2. Wilhelm Krebs, Lehrer;
3. Gustav Krebs, Landwirt.

V e. Ludwig August Eschner, * Psary 14. 2. 1874; × Chodecz 11. 2. 1902 mit Helene Keßler, Müllerstochter, * Krzywa-Góra 1882.
2 Töchter.

Ähnliche Stammreihen ließen sich u. a. für folgende in der Zeit von 1780—1790 in die Umgegend von Chodecz eingewanderten und noch heute dort seßhaften Familien aufstellen:

Arndt,
Böttcher,
Burchardt (Borchert),
Bahnek (Banik),
Drews,
Ewert (Everth, Ebert),
Harmel,
Hartwig,
Henke,
Hirsekorn,
Köpke,
Kropp,
Kühnitz (Kiehnitz),
Lorenz,

Mantey,
Missal,
Nickel (z. T. poloniisert: Niklewicz),
Teschner (ganz polonisiert: Teszner).

Auch viele andere Familien, die entweder im Mannesstamm ausgestorben, oder nach Wolhynien, Rußland, Deutschland, Amerika ausgewandert sind, haben sich 1780—1790 auf Wunsch und Aufforderung des Starosten Kretkowski und seines Schwiegersohnes Lipski bei Chodecz niedergelassen.

Wie stark die Einwanderung zu polnischer Zeit war, zeigen die Kirchenbücher der katholischen Gemeinde zu Chodecz, in denen zu jener Zeit, da es noch keine evangelische Kirche in Chodecz gab (die evangelische Gemeinde ist erst um 1800 begründet worden), fast die Hälfte aller eingetragenen Namen deutsch sind.

---

7 Generationen auf pommerellischer Heimaterde,

dargestellt an einer Stammtafel der Familien Nehring-Segler — von Wilckens.

Von Hans Jürgen v. Wilckens.

Die genealogische Forschung in Pommerellen vor dem Jahre 1772 ist mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft. Es stellen sich dem Familienforscher fast unüberwindliche Hindernisse entgegen, so dass dieser Zeitabschnitt eine ähnliche Barriere darstellt wie für den Forscher in Deutschland der 30jährige Krieg, in dessen Zeitläufen schon so manche hoffnungsvolle Familiengeschichte stecken geblieben ist. Die Schwierigkeit liegt in erster Linie an dem Mangel ausreichender Urkunden, auf denen sich eine solche Forschung aufbauen könnte. Wir dürfen nicht vergessen, daß unsere Heimat, soweit es das flache Land angeht, im 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts nur spärlich besiedelt war und daß ihr eben die kulturellen Errungenschaften, wie sie in Westdeutschland zu jener Zeit lange bestanden und aus denen wir heute schöpfen können, fast vollkommen fehlten. Nur in den seltensten Fällen reichen die Kirchenbücher über den Beginn des 18. Jahrhunderts hinaus, nur ausnahmsweise finden wir Bürgerbücher der kleinen Landstädte, Contributionsregister oder ähnliche Verzeichnisse, die uns eine Kenntnis des damaligen Bevölkerungsstandes vermitteln können. Die mir für meine Familienforschung älteste bisher zugänglich gewordene Urkunde unserer Heimat ist

die Freyschulzenbestallung des polnischen Königs Johann Sobieski für einen Vorfahren meiner Frau aus dem Jahre 1679. Da vor dem Jahre 1772 die evangelischen Kirchen fast vollkommen fehlen, und selbst dort, wo eine solche vorhanden war, die schon damals vorhandene evangelische Landbevölkerung unter einem gewissen Druck für ihre Taufen und Hochzeiten meistenteils die katholische Geistlichkeit in Anspruch nehmen mußte, sind für den deutschstämmigen Familienforscher fast die einzigen Quellen die katholischen Kirchenbücher jener Zeit. Dort findet er nun in einer eigentümlichen, aus lateinischen, deutschen und polnischen Bestandteilen vermischten Sprache als „acatholici" viele Namen, die sich bis auf den heutigen Tag unter der bodenständigen Bevölkerung erhalten haben. Die Namen unserer deutschstämmigen Bauern wie Bigalke, Tesmer, Nitz, Krüger, Schmekel, Bethke, Schlieper, Klawitter, Winkler, Priebe, Lubenau, Ziegenhagen, Hahlweg, Moltzan, Ertmann, Klatt, Musolff, Hoppe usw. usw. lassen sich bis weit ins 17. Jahrhundert, ebensoweit wie es uns an der Hand der oben geschilderten Quellen möglich ist, zurückverfolgen.

Ich habe nun eine Stammtafel meiner Mutter Anna v. Wilckens geb. Nehring, Besitzerin des Ritterguts Illowo, (Kr. Zempelburg) aufgestellt. Auf dieser Tafel ist nur die mich betreffende direkte Abstammungslinie ohne jeden Seitenzweig wiedergegeben; ich möchte aber betonen, daß sich aus dieser Tafel durch nicht aufgeführte Geschwister in den verschiedenen Generationen noch mannigfache Beziehungen zu weiteren ansässigen Familien des hiesigen Gebiets (Nehring-Crąplewice, v. Nitikowski-Grellen Brzemiona, Höltzel-Birkeneck usw.) ergeben. In erster Linie bitte ich bei umstehender Tafel zu beachten, wie sich die Linien der Familie, soweit sie seit Beginn auf polnischem Gebiet ansässig waren, ununterbrochen dort gehalten haben. Ferner ist es interessant zu sehen, daß der eine Zweig zeitweise in den Kreisen Flatow—Schlochau, damals zwar zum Königreich Polen, heute aber zu Deutschland gehörig, saß und durch seine Familienbeziehungen mit dem deutschen Besitz beiderseits der heutigen Grenzlinie verbunden war; auch ein Zeichen dafür, daß die heutige Grenzlinie keineswegs eine ethnographische Trennungslinie darstellt, sondern auf Grund anderer Gesichtspunkte gezogen wurde.

Ich möchte nun im folgenden noch die Lage der auf umstehender Tafel aufgeführten Ortschaften soweit sie in der heutigen Republik Polen oder in Königreich Polen vor 1772 liegen, näher bezeichnen.

VII. (älteste) Generation:

Ploetke: kleiner Hof bei Kolmar (Chodzież).
Tarnowke Kr. Flatow (bis 1772 zu Polen gehörig).



Jastrow Kr. Dt. Krone (bis 1772 zu Polen gehörig).
Czarnikau, (Czarnków).
Brodden bei Weißenhöhe (Wysoka), Kr. Wirsitz (Wyrzysk).
Wengers Kr. Flatow (bis 1772 zu Polen gehörig).
Peterswalde Kr. Schlochau (bis 1772 zu Polen gehörig).
Colmar (Chodzież).
Güntergost (Witrogoszcz), Kr. Wirsitz (Wyrzysk).
Pempersin (Pęperzyn), Kr. Zempelburg (Sępólno).
Filehne (Wieleń).
Wittun (Witunia), Kr. Zempelburg (Sępólno).
Jasdrowo (Jazdrowo), Kr. Zempelburg (Sępólno).
Bigodzin Kr. Wirsitz (Wyrzysk).
Müskendorf (Charzykowo), Kr. Konitz (Chojnice).
Zbennin bei Konitz (Chojnice).
Sluppi (Słupy) Kr. Tuchel (Tuchola).
Tucholka (Tucholka), Kr. Tuchel (Tuchola).
Schönfeld (Szynfeld) bei Konitz (Chojnice).
Jentznick Kr. Schlochau (vor 1772 zu Polen gehörig).

VI. Generation:

Klausfelde Kr. Schlochau (vor 1772 zu Polen gehörig).
Tarnowke s. o.
Jastrow s. o.
Schmirtenau Kr. Flatow (vor 1772 zu Polen gehörig).
Güntergost s. o.
Mrotschen (Mrocza), Kr. Wirsitz (Wyrzysk).
Kurnik bei Posen (Poznań).
Dreidorf (Dwierzno), Kr. Wirsitz (Wyrzysk).
Bigodzin s. o.
Hülfe bei Konitz (Chojnice).
Zbennin s. o.
Festnitz (Wieszczyce), Kr. Tuchel (Tuchola).
Słupy s. o.
Schönfeld s. o.
Jentznik s. o.

V. Generation:

Neu-Braa Kr. Schlochau (vor 1772 zu Polen gehörig).
Battrow, Kreis Flatow (vor 1772 zu Polen gehörig).
Lindenbusch, Kr. Schwetz (Świecie).
Gumnowitz (Gumnowice) bei Nakel (Nakło).
Dreidorf s. o.
Bremmin (Brzemiona), Kr. Schwetz (Świecie).
Hülfe s. o.
Zbennin s. o.
Festnitz s. o.
Zechlau, (Zdziechowo) Kr. Konitz (Chojnice).

IV. Generation:

Jastremken (Jastrzębiec), Kr. Zempelburg (Sępólno).
Grünfelde (Skoraczewo) bei Mrotschen (Mrocza), Kr. Wirsitz.
Bromberg. (Bydgoszcz)
Kl. Lutau (Lutówko), Kr. Zempelburg (Sępólno).
Mrotschen s. o.
Zechlau s. o.
Zbennin s. o.

III. Generation:

Wilhelmsruh (Suchorączek), Kr. Zempelburg (Sępólno).
Jastremken s. o.
Zechlau s. o.

II. Generation:

Illowo (Iłowo), Kr. Zempelburg (Sępólno).
Wilhelmsruh s. o.
Sypniewo, Kr. Zempelburg (Sępólno).

I. Generation:

Sypniewo s. o.
Rohlau (Rulewo) Kr. Schwetz (Świecie).

VII. Generation

Christoph Nehring, Frey- u. Lehnschulze
* 15. X. 1703 **Ploetke**, † 12. VIII. 1791 **Tarnowke**
(Sohn von Peter Nehring, Freyschulze zu **Ploetke**)
Susanne Krüger
* **Tarnowke**, † um 1750 **Tarnowke**
1723 **Tarnowke**

Paul Tytz, Bürger in **Jastrow**
* 1703 **Jastrow**, † 1766 **Jastrow**
Justina Zawall
1725 **Czarnikau**

Michael Pokrandt, Arrendator
* 1715, † 23. XI. 1785 **Brodden**
Elisabeth Maske
* 1719, † 2. IX. 1781 **Peterswalde**
22. XI. 1739 **Wengers**

Franz Maschke, Erbmüller
* 6. X. 1716 **Colmar**
Anna Winkler,
Tochter des Müllers Johannes Winkler zu **Güntergost** und der Dorothea Bigalke aus **Pempersin**
13. VI. 1745 **Güntergoster Mühle**

Johann Christian Jeckel, Pfarrer
* 26. XII. 1672 Cölln a. d. Spree
† 15. XI. 1737 Teltow
Marie Sophie Schönholtz
* 11. X. 1684 Marwitz
13. I. 1701 Teltow

Johann Friedrich Prozenius, Pfarrer
* 12. I. 1693 Frankfurt a. O.
† 15. I. 1754 Sauen b. Beeskow
Anna Margarethe Damerow
* 2. XII. 1698 Frankfurt a. O.
24. X. 1724 Frankfurt a. O.

Wiese,
Müller auf der Sawade-Mühle bei **Filehne** (?)

Johann Philipp Schlieper, Freyschulze
* 8. III. 1717 **Wittun**, † 15. I. 1786 **Wittun**,
Eva Rosina Maike
* 16. V. 1717 **Jasdrowo**, † 17. V. 1780 **Bigodzin**
1732 **Jasdrowo**

Michael Segler, Bauer zu **Müskendorf**
Sofia Noss
19. XI. 1713 **Müskendorf**

Christian Pubantz, Bauer zu **Zbennin**
Ertmunde Belck, Tochter des Bauern Christian Belck aus **Zbennin**
17. VI. 1731 **Zbennin**

Jakob Klawitter, Arrendator zu **Slupy**
Hedwig Leyp
9. XI. 1732 **Tucholka**

Johann Christian Klau, Arrendator zu **Schönfeld**
Katharina Bartel, Tochter des Schulzen Georg Bartel zu **Jentznick**
1737 **Jentznick**

Christoph Hennig v. Papstein
Herr auf Pumptow
† 28. VII. 1727 Pumptow
Barbara v. Oesterling
* 27. XI. 1695 Güstrow, † 17. III. 1720 Pumptow

Hans v. Schoenbeck
Herr auf Mohrin
Hedwig v. Sack
* 24. VIII. 1681 Vietnitz
26. XI. 1720 Klemzow

Wolfgang Christoph v. Schmalenberg
† 22. VII. 1743 Rohrbeck
Katharina Barbara Haese
* 5. IV. 1716 Schönfließ
† 8. II. 1789 Blumberg

Christian Schellpfeffer, Bäckermeister
* Küstrin, † 22. VIII. 1745 Schönfließ
Sabine Margarethe Bossian
* 3. XII. 1700 Schönfließ
† 24. VIII. 1757 Schönfließ
8. VII. 1720 Bad Schönfließ

VI. Generation

Peter Nehring
Herr auf **Klausfelde**
* 1724 **Tarnowke**
† 11. XI. 1791 **Klausfelde**

Anna Maria Tietz
* vor 1739 **Jastrow**
† 27. IV. 1812 **Klausfelde**

22. II. 1762 **Jastrow**

Michael Lorenz Pokrandt, Pächter
* 11. VIII. 1748 **Schmirtenau**

Maria Elisabeth Maschke
* 19. V. 1750
Mühle **Güntergost**
† 2. II. 1774 Pammin

Carl Ludwig Jeckel
Amtsrat

Maria Elisabeth Prozenius
* 13. VII. 1729 Sauen
† 31. III. 1805 **Mrotschen**

11. IV. 1752 Frankfurt a. O.

Andreas Wiese
Pächter
† **Kurnik** nach 1796

Justina Schlieper
* 1733 **Bigodzin**
† 7. II. 1796 **Dreidorf**

25. I. 1774 **Dreidorf**

Andreas Segler
Herr auf **Hülfe**
* 1722
† 6. VIII. 1792 **Hülfe**

Maria Elisabeth Pubantz
* 14. IV. 1732 **Zbennin**
† 4. VI. 1797 **Zbennin**

16. XI. 1755 **Zbennin**

Paul Adam Klawitter
Arendator zu **Festnitz**
* 11. I. 1738 **Slupy**

Maria Elisabeth Klau
* 30. VI. 1742 **Jentznick**
† 2. III. 1777 **Festnitz**

14. VIII. 1763 **Schönfeld**

Hasso Ernst v. Papstein
Herr auf Mohrin
* 21. XI. 1712 Pumptow
† 9. IV. 1785 Mohrin

Charlotte Luise v. Schoenbeck
* Mohrin
† 14. I. 1784 Mohrin

Wolfgang Christoph v. Schmalenberg
Herr auf Eichwerder
* 16. XII. 1730
† 12. III. 1803 Blumberg

Sabine Henriette Schellpfeffer
* 20. I. 1730 Schönfließ
† 15. II. 1799 Blumberg

4. VI. 1764 Rohrbeck

V. Generation

Daniel Nehring
Arrendator
* 18. XII. 1762 **Neu-Braa**
† 12. II. 1821 **Battrow**

Johanna Charlotte Pokrandt
* 3. I. 1774 Pammin
† 17. IV. 1813 **Battrow**

× 21. VII. 1790 **Petzin**

Franz Christoph Jeckel
Oberförster
* 10. I. 1764
† 14. III. 1836 **Lindenbusch**

Eleonore Wiese
* 30. VIII. 1783 **Dreidorf**
† 13. V. 1863 **Bremin**

× 27. XII. 1798 **Gumnowitz**

Andreas Segler
Herr auf **Hülfe**
* 14. X. 1758 **Zbennin**
† 11. VIII. 1836 **Hülfe**

Euphrosine Klawitter
* 29. IX. 1765 **Festnitz**
† 3. III. 1841 **Zechlau**

× I. 1785 **Festnitz**

Carl Ferdinand v. Papstein
Herr auf Blumberg
* 1757
† 6. XI. 1813 Blumberg

Johanna Henriette v. Schmalenberg
* 5. IX. 1769 Kremlin
† 20. III. 1839 **Zechlau**

× 30. III. 1788 Neu-Stüdnitz

IV. Generation

Carl August Nehring
Herr auf **Jastremken**
* 12. X. 1797 **Grünfelde**
† 7. VII. 1865 **Bromberg**

Caroline Jeckel
* 23. XII. 1800 **Mrotschen**
† 14. VI. 1860 **Jastremken**

× 2. VII. 1821 **Kl. Lutau**

Carl Segler
Herr auf **Zechlau**
* 6. IX. 1790 **Zbennin**
† 19. II. 1865 **Zechlau**

Sabine v. Papstein
* 1. VII. 1802 Blumberg
† 24. V. 1863 **Zechlau**

× 5. IV. 1827 **Stargard** i. Pomm.

III. Generation

Edwin Nehring
Herr auf **Wilhelmsruh**
* 28. XI. 1826 **Jastremken**
† 20. XI. 1886 **Wilhelmsruh**

Mathilde Segler
23. II. 1836 **Zechlau**
† 5. III. 1920 Zehlendorf

× 18. V. 1857 **Zechlau**

II. Generation

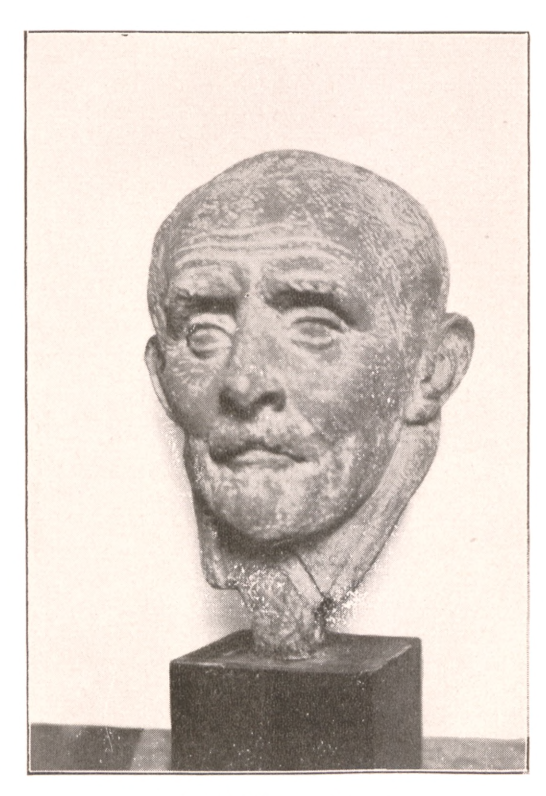
Anna Nehring (Herrin auf **Illowo**)
* 9. XI. 1864 **Wilhelmsruh**
× 3. XI. 1888 **Wilhelmsruh**
mit Fritz Wilckens, Herr auf **Sypniewo**

I. Generation

1. Hans Jürgen v. Wilckens, Herr auf **Sypniewo**
2. Ursula verehel. mit Rudolf v. Maercker, Herr auf **Rohlau**

Die dickgedruckten Ortschaften liegen in dem Gebiet der heutigen Republik Polen bzw. in den Kreisen Flatow, Schlochau, Dt. Krone, die bis zum Jahre 1772 zu Polen gehörten.





Adolf Warschauer

Dezember 1929

nach dem Leben modelliert von
Bildhauer Albert Wille — Berlin.

Adolf Warschauer.

Von Arthur Kronthal.

Am 13. Oktober 1930 vollendet der frühere Direktor der Staatsarchivs in Danzig, der Geheime Archivrat Professor Dr. Adolf Warschauer, sein fünfundsiebzigstes Lebensjahr.

Wer den Jubilar kennt, sieht, wenn er seinen Namen nennen hört, vor seinem innern Auge den Begründer, berufendsten Vertreter und Altmeister der posner Provinzialgeschichts-Forschung: den feinsinnigen stillen Gelehrten, den überall verehrten liebenswerten Menschen von vornehmer Gesinnung, wahrhaftem Seelenadel, hoher Kultur und feinstem Taktgefühl; den freundlich-liebenswürdigen Plauderer voll sonnigen Humors, den milden, abgeklärten, wohlwollenden Beurteiler seiner Umwelt und den in allen Lebenslagen unbedingt zuverlässigen Freund, der jedes ungünstige Wort und jeden Klatsch auch über Fremde immer weit von sich weist, getreu der Mahnung Lavaters: „Sprich nichts Böses von einem Menschen, wenn du es nicht gewiß weißt; und wenn du es gewiß weißt, so frage dich zuvor, ob es auch einen gemeinnützigen Zweck hat, es zu erzählen."

Wie mit der Landesgeschichte im allgemeinen, so bleibt Warschauers Name auch im besondern eng mit der Geschichte des Posener Rathauses verbunden, bei dessen Wiederherstellungs-Bauten in den Jahren 1910 bis 1913 seine Forschungsergebnisse und seine hierauf begründeten Ratschläge weitgehende Berücksichtigung fanden. So u. a. im Hauptgeschoß bei der Vereinigung der beiden Hallen hinter der Ostfront und bei der Ausgestaltung des in mehrere Zimmer und Korridore aufgeteilt gewesenen ehemaligen „Königsaals" zu dem jetzigen repräsentativen Empfangsraum des Stadtoberhaupts *).

---

*) Das alte Rathaus war während der Umbaujahre durch ein dichtes Gerüst versteckt, hinter dem es bis auf wenige Umfassungswände stückweise abgebrochen und in gleicher Weise neu aufgebaut wurde. Diese Vorgänge waren, wie den meisten Posenern, so auch vermutlich Warschauer unbekannt geblieben. Es ist anzunehmen, daß er im andern Falle gegen ein derartiges Musterbeispiel dafür, wie architektonisch und historisch wertvolle Bauwerke nicht „renoviert" werden dürfen, erfolgreich Einspruch erhoben hätte.

Seiner eingehenden Beschäftigung mit der Geschichte des Rathauses und seines im XVI. Jahrhundert nach Posen gekommenen italienischen Erbauers, des „Posener Stadtbaumeisters Johannes Baptista Quadro", verdanken wir auch ein liebenswürdiges literarisches Werk Warschauers, das, mit der Unterbezeichnung „Ein Künstlerleben aus der Renaissancezeit" (Posen 1913), von der Historischen Gesellschaft den Teilnehmern an der feierlichen Einweihung des um- und neugebauten Rathauses am 28. August 1913 gewidmet war.

Die anschauliche Lebensschilderung Quadros bildete dann auch die Grundlage für die plastische Darstellung des einstigen Stadtbaumeisters, dessen Standbild, eine Schöpfung des Bildhauers Marcinkowski, 1929/1930 von dem Posener Stadtpräsidenten Dr. Cyryl Ratajski in Posen errichtet worden ist.

Wer auch immer an den zahlreichen Kongressen teilnahm, die in der Zeit von 1888 bis 1912 in der Provinzialhauptstadt stattfanden, kennt die anregenden Vortragsführungen Warschauers durch das alte Wahrzeichen der Stadt und ihrer Verwaltung. Nicht minder seine sonstigen wissenschaftlichen Führungen durch die historisch oder künstlerisch bedeutsamen kirchlichen und profanen Bau- und Kunstdenkmäler Posens.

Ebenso erinnern sich die vielen großen und kleinen Städte der Provinz mit dankbarer Freude an die belehrenden Vorträge, die er in ihnen gehalten hat, um die Bewohner über die ihnen bis dahin völlig unbekannt gebliebene Geschichte ihrer eignen engeren Heimat aufzuklären und durch diese Heimatkenntnis in ihnen nun auch eine umso größere Heimatliebe zu erwecken und zu erhalten.

Gern gedenken ferner die Benutzer des Posener Staatsarchivs der liebevollen Fürsorge Warschauers, mit der er sie zur Bearbeitung geeigneter Stoffe anregte, ihnen bei der Beschaffung des urkundlichen Quellenmaterials hilfreich zur Seite stand und häufig noch mehr als seine Schützlinge sich selbst darüber freute, wenn die Arbeit gelang.

Ihm gebührt das Verdienst, hierdurch einen geeigneten wissenschaftlichen Nachwuchs entdeckt, ihn zu landesgeschichtlichen Studien hingeleitet und damit neue Mitarbeiter für die Heimatforschung und die Tätigkeit der „Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen" gewonnen zu haben.

Diese Gesellschaft war im Jahre 1885 auf Anregung Warschauers entstanden. Er gehörte zu ihren Begründern, bekleidete in ihr von 1888 an das Schriftführeramt und hat über ihre Tätigkeit ein Vierteljahrhundert hindurch die landesgeschichtlich außerordentlich wichtigen Jahresberichte erstattet. Jetzt zählt er —



ebenso wie in der von Regierungs- und Baurat Kohte geleiteten Berliner Vereinigung ihrer Reichsdeutschen Mitglieder und in der jetzigen Posener Gesellschaft — zu ihren Ehrenmitgliedern.

Wenn irgendwo, so war diese ehrenvolle Ernennung hier nicht nur berechtigt sondern geradezu geboten. Denn ihm verdankt die Gesellschaft doch in der Hauptsache ihr Entstehen, ihr Wachsen, Blühen und Gedeihen. Er hat die erfolgreichste Werbetätigkeit für sie entfaltet, ihre „Monatsblätter“ vom 1. Januar 1900 bis 1913 redigiert, die meisten Aufsätze sowohl für sie wie für die „Zeitschrift“ der Gesellschaft geschrieben, Vortragende gewonnen und selbst zahlreiche Vorträge in ihr gehalten.

Als Oberpräsident v. Bitter die „Deutsche Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft“ ins Leben rief, und die meisten der von ihm aufgeforderten posner wissenschaftlichen und künstlerischen Vereine und Gesellschaften der Anregung Folge leisteten, da war es Warschauer, der im Interesse seiner Historischen Gesellschaft in monatelanger starker Opposition gegen die formelle Auflösung seiner Vereinigung und ihr Aufgehen in der neuen Deutschen Gesellschaft für die Selbständigkeit der alten Historischen Gesellschaft kämpfte.

Sowohl in seinen Vorträgen, die er in der posner Gesellschaft, in der Provinz und auf auswärtigen Tagungen hielt, und in seinen Vorlesungen in der Akademie und im Historischen Seminar, wie auch in seinen Veröffentlichungen, hat Warschauer sich immer von dem üblichen schwerverständlichen Gelehrtendeutsch ferngehalten, Fremdwörter überall dort vermieden, wo sie entbehrlich waren, und seine Schriften in so klarem durchsichtigen flüssigem Stil und in so geschmackvoller feingeschliffener Form abgefaßt, daß sie schon aus diesem Grunde dem Leser einen ästhetischen Genuß bereiten.

Die hohe Schätzung, die seinem beruflichen und wissenschaftlichen schöpferischen Wirken, seiner Kenntnis der nationalen Verhältnisse der Provinz Posen, seiner klaren Einsicht und streng objektiven, rein sachlichen Gutachtertätigkeit gezollt wurde, fand ihren Ausdruck u. a. darin, daß der damals allmächtige Ministerialdirektor Althoff ihn zu den Vorverhandlungen über die Begründung und Einrichtung der für Posen geplanten Akademie heranzog, seinen Rat in vielen Einzelfragen einholte und ihm auch die Professur für Geschichte an diesem wissenschaftlichen Institut übertrug.

Bei aller Anerkennung seiner Verdienste wurde er aber nach der Ansicht der Posener, die allerdings dem Archiv selbst fernstanden, bei Berufungen auf den Posten eines Staatsarchiv-Direktors um seines jüdischen Glaubens willen doch wiederholt über-

gangen. Erst nach dreißigjähriger Dienstzeit erhielt er die leitende Stelle im Staatsarchiv in Danzig.

Während dieser drei Jahrzehnte hat jedoch, ohne daß bei ihm jemals ein Gefühl der Bitterkeit über diese anscheinend andauernde Zurücksetzung sichtbar wurde, seine Arbeitsfreudigkeit nie nachgelassen. Der repräsentativen Leitung des posner Instituts, mit dessen wissenschaftlich feingebildetem Direktor ihn eine persönliche herzliche Freundschaft verband, ordnete er sich mit der ihm eigenen gewissenhaften Beamtenpflicht unter.

Als Ersatz für die ihm de jure versagte äußerliche Rangstellung konnte ihm ja auch dienen, daß er de facto allseitig als der maßgebende Vertreter des in der letzten Zeit übrigens körperlich leidenden Vorstehers und als „die Seele" sowohl der im Archiv selbst geleisteten Arbeit wie der davon ausgehenden öffentlichen wissenschaftlich-publizistischen Tätigkeit anerkannt war.

Dabei verdankt Warschauer — wie der Breslauer Universitätsprofessor Dr. Manfred Laubert von ihm sagt *) — „Alles der unter mancherlei ungünstigen Bedingungen schaffenden eignen Kraft. Seine schlichte Gestalt, seine Religion, seine Herkunft aus einem abgelegenen Kleinstädtchen, seine materiell von Haus aus wenig günstige Lage; alles wirkte hemmend eher als fördernd.

Aber der stille Mann verstand es, mit eiserner Energie, die in dem scheinbar gebrechlichen Körper waltete, alle Hindernisse zu überwinden. Seine Spannkraft verengerte sich nicht unter der Tageslast, sondern er wuchs mehr und mehr in sein Arbeitsgebiet hinein, ohne den Maßstab für die Dinge zu verlieren. Er holte aus seinem Stoff heraus, was andere achtlos beiseite schoben, und verstand es, die trockenste Materie, wie z. B. einen Aufsatz über das Steuerwesen, vielseitig und anregend zu gestalten. Seine Arbeiten über das Posener Rathaus, über Heinrich Heine oder über Schillers Demetrius sind auch kunst- und literargeschichtlich von hohem Wert und verraten tiefes Wissen auf den Grenzgebieten der Geschichte.

Seine Versuche zur Nutzbarmachung der Photographie für die Urkundenforschung und seine Bekämpfung der Papierschädlinge zeugen von dem ernsten Willen dieses ganz humanistisch geschulten Kopfes, auch auf technische Dinge Einfluß zu gewinnen. Er durfte mit Recht von sich sagen: Nihil humani a me alienum puto." —

Wo er auch mitzuwirken berufen war; überall gehörte er zu den eifrigsten Mitarbeitern. So z. B. in dem im Jahre 1898 vom Oberpräsidenten v. Wilamowitz-Möllendorff angeregten und dann

*) „Adolf Warschauer" von Manfred Laubert in „Arthur Kronthal: Dr. Karol Marcinkowski" (Breslau 1925), Seite 140.



vom Oberbürgermeister Witting, Archivrat Dr. Kupke, Stadtbaurat Grüder u. a. fortgeführten „Komitee zur Veranstaltung wissenschaftlicher Vorträge"; dann in der vom Provinzialausschuß geschaffenen „Provinzial-Kommission zum Schutz der Denkmäler der Provinz Posen", ferner in dem gleichfalls vom Provinzialausschuß gebildeten „Kuratorium des Kaiser-Friedrich-Museums" in der Abteilung für Kunstgewerbe und Kulturgeschichte, im Vorstand der von Exz. v. Bitter begründeten „Deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft", in der engeren „städtischen Kommission für den Umbau des Rathauses" und dergl. mehr.

Daß der Ruf, den Warschauer für seine in diesen Kommissionen usw. überall hervorragende Mitarbeit genoß, völlig berechtigt war; davon konnte sich der Verfasser dieser Zeilen durch eigene Anschauung überzeugen, da er viele Jahre hindurch gemeinsam mit ihm den sämtlichen genannten Vorständen, Kommissionen, Kuratorien und Komitees angehört hatte. In den Vorstand der „Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen" ist der Verfasser allerdings erst eingetreten, nachdem Warschauer Posen bereits verlassen hatte. Aber zur Bestätigung, daß er grade hier ungewöhnlich Großes geleistet hat, bedarf es doch auch keiner auf einer engeren Mitarbeit gegründeten persönlichen Anschauung: Die ganze Geschichte dieser Gesellschaft von ihrem Entstehen an ist ja zugleich die Verkündung des Ruhms unseres heutigen Jubilars!

Voller Eifer im Dienst und in seinem außerdienstlichen Wirken zur Förderung der kulturellen Hebung des Ostens, war Warschauer doch niemals ein Spielverderber. Immer fand man ihn gern bereit, sich auch an den nicht gar zu seltenen feucht-fröhlichen Ungarwein-Frühschoppen des Staatsarchivs bei „P. & C." (Abkürzung für die Firma Posner & Cohn), Goldenring oder Andersch als trinkfester, interessanter launiger Plauderer und anmutiger Erzähler zu beteiligen.

Bei ausgesprochener Lebensfrohheit und allem Genuß, den sein schönheitsdurstiges Auge an der Natur und den Schöpfungen der bildenden Kunst, sowie sein empfängnisfähiges Gemüt an den Werken der klassischen und modernen Literatur fand, blieb er aber doch immer der typische deutsche Professor von ernster tiefschürfender Gründlichkeit; der vornehme Gelehrte, der in seiner Wissenschaft voll aufgeht, neidlos jedes fremde Verdienst anerkennt und bei aller Bescheidenheit — um nochmals Lauberts Charakterschilderung zu zitieren — doch „innerlich getragen war von dem berechtigten Forscherstolz und der Unabhängigkeit des ganz in der Sache Aufgehenden, ganz auf eigenem Wissen Fußenden, ganz auf ureigenstem Können Aufbauenden und seine Umwelt überragenden Weisen, der sich durch nichts um Linienbreite von

seinem Weg ablenken läßt und auch an andere unerbittlich die höchsten Forderungen stellt, die er von sich selbst her gewohnt ist.

Durch die Unbestechlichkeit seines, allen Tageskämpfen fernstehenden, wissenschaftlichen Urteils erwarb sich Warschauer auch bei den Gegnern im polnischen Lager achtunggebietenden Ruf. Der restlose Erfolg war ihm aber nur möglich, weil mit dem Gelehrten der Mensch in ihm so ganz im Einklang stand. Scharfer Blick für die Umwelt war ihm in vielem bei aller Buchgelehrsamkeit eigen, und sein Beispiel wirkte gerade wegen seiner eigenen Anspruchslosigkeit und seinem hingebenden Eifer für die Sache rührend und aneifernd.

Auch im Leben hatte er etwas Ehrfurcht heischendes und stand hoch über allem Hässlichen, das an ihn nicht heranreichte. Stets hatte er Hilfe, Aufmunterung und Rat bereit und opferte, ohne zu murren, kostbare Stunden der Arbeit Jüngerer."

* * *

Am 13. Oktober 1855 in der kleinen posenschen Provinzialstadt Kempen geboren und dann im Hause seines Oheims in Breslau erzogen, erhielt Warschauer auf dem Elisabeth-Gymnasium und der Universität in Breslau seine wissenschaftliche Ausbildung. Ebendort promovierte er im Januar 1881 zum Dr. phil. mit einer Arbeit „Über die Quellen zur Geschichte des florentiner Konzils" und bestand am 12. Mai 1882 die staatliche Oberlehrer-Prüfung, nachdem er, mit Genehmigung v. Sybels, sich im Staatsarchiv in Breslau auf die Archivlaufbahn vorbereitet, im Februar 1882 probeweise und am 2. Mai 1882 endgültig seine Anstellung als Hilfsarbeiter am Staatsarchiv in Posen erhalten hatte.

Am 1. Mai 1883 wurde er zum Archiv-Assistenten, am 1. Oktober 1886 zum Archivar, 1901 zum Archivrat, 1911 zum Geheimen Archivrat und endlich 1912 zum Direktor des Staatsarchivs in Danzig ernannt.

Im Weltkriege und infolge der damit zusammenhängenden deutschen Besetzung des russisch-polnischen Ostens wurde er, auf Veranlassung von Professor Kehr, dem Generaldirektor der preußischen Staatsarchive, im Oktober 1915 zum Schutze, zur Ordnung und zum Studium der dortigen Archiv-Bestände nach Warschau berufen, wo er unmittelbar dem Generalgouverneur Exz. v. Beseler unterstellt war, sich aber auch des maßgebenden Einflusses erfreuen konnte, den der zuständige Referent im Generalgouvernement, der preußische Kammerherr Exz. Graf Hutten-Czapski, auf seine Arbeiten ausübte.

Der militärische Zusammenbruch auf dem westlichen Kriegsschauplatze hatte auch den Umsturz im besetzten Osten zur Folge. Die höchsten militärischen Stellen waren infolgedessen am 11. No-

vember 1918 aus Warschau verschwunden, wo die ihnen unterstellten Soldaten führerlos zurückgeblieben waren. Warschauer hielt, vom kategorischen Imperativ seiner Dienstpflicht gefesselt, trotzdem dort aus, bis auch er, auf Anordnung des Referenten im deutschen Generalgouvernement, die Archive den neuen polnischen Machthabern übergeben mußte.

Unter Zurücklassung seiner Wäsche, Kleider und Betten sowie seines Haus- und Tischgeräts wurde er darauf gezwungen, mit seiner Gattin, Tochter und Hausgenossin, vom 14. November 1918 abends ab bis zum folgenden Vormittag in der kalten Winternacht viele Stunden im Freien auf dem Güterbahnhof zu kampieren, um dann drei Tage und drei Nächte hindurch in ungeheizten Vieh transport-Wagen nach Berlin befördert zu werden.

Diese inhumane Behandlung des 63jährigen, ohnehin gesundheitlich damals nicht mehr ganz taktfesten Gelehrten hat wohl auch im wesentlichen den Grund zu dem schweren körperlichen Leiden gelegt, von dem unser Jubilar jetzt geplagt wird. Dabei mußten selbst die zuständigen polnischen Beamten anerkennen, wie gewissenhaft er, bei aller selbstverständlichen entschiedenen Wahrnehmung der deutschen Interessen, mit den von ihm in dem besetzten polnischen Gebiet vorgefundenen Archivbeständen verfahren war.

So schließt z. B. der von dem jetzigen Posener Archivdirektor Dr. Kaczmarczyk verfaßte, im polnischen „Archiv der Historischen Kommission der Akademie der Wissenschaften in Krakau“ im Jahre 1922 erschienene Bericht über die Tätigkeit Warschauers in der polnischen Archivverwaltung mit den Worten:

„. . . So endete die deutsche Verwaltung in den Archiven Warschaus. Die Gerechtigkeit gebietet, anzuerkennen, daß sie manches Archiv vor Zerstörung und Beraubung geschützt hat. Denn trotz einer gewissen, im übrigen bei einem Deutschen vollkommen verständlichen Voreingenommenheit gegen die polnischen Interessen, wenn auch nicht gegen das Polentum, hatten unsere Archive in Geheimrat Professor Dr. W a r s c h a u e r, als einem erfahrenen Archivar, einen erfolgreichen und wahrhaften Beschützer.“. . .

In Berlin vertrat Warschauer dann, in Verhandlungen mit dem Reichsamt des Innern, dem Generaldirektor der preußischen Staatsarchive und dem nach Deutschland verlegten Generalgouvernement, die Interessen seiner Verwaltung, wickelte deren Geschäfte ab und bereitete die bei den endgültigen Staatsverträgen mit Polen festzustellenden archivalischen Abmachungen vor.

Nach nahezu vierzigjähriger Dienstzeit trat er darauf am 1. Oktober 1921 in den wohlverdienten Ruhestand, den er in seinem Berliner Heim am Lützowplatz verbringt. In seiner körperlichen

Beweglichkeit zwar durch sein Leiden beeinträchtigt, hat er sich aber seine unverminderte geistige Schärfe und sein lebhaftes Interesse an allen wissenschaftlichen Fragen erhalten und wird, in niemals getrübter glücklicher Familieneintracht, in seinem otium cum dignitate hier von seiner vielseitig gebildeten, aus der Stadt Posen, seiner zweiten Heimat, stammenden Gattin Berta, geborenen Braun, in aufopferungsvoller Pflege betreut.

* * *

Eigene Neigung, besondere Charaktereigenschaften, spezielle Befähigung und äußere Umstände hatten sich in guter Mischung bei Warschauer dazu vereint, ihn in die archivalische Laufbahn zu führen.

Die bis tief in die 1880er Jahre reichende Gewohnheit der Posener, ihren Mitbürgern Spitznamen zu verleihen, hatte auch schon unserm Adolf Warschauer in den ersten Jahren seiner amtlichen Tätigkeit in Posen die von Duns Scotus entlehnte ehrenvolle Bezeichnung eines „Doctor subtilissimus" eingetragen. Sie kennzeichnet treffend gerade die für einen Archivar erwünschte Eigenschaft: seine scharfsinnig grübelnde, unbedingt zuverlässige, bis ins Feinste gehende wissenschaftlich-gründliche Genauigkeit.

Von günstigem Vorteil war es ferner, daß er mit seiner Akribie, neben umfassendem allgemeinen Wissen — zumal auf dem Gebiete der Geschichte und Literatur — eine ausgedehnte Kenntnis alter und neuer Sprachen und eine mit emsigem Fleiß erworbene und in steter Übung erhaltene Beherrschung des Polnischen in Wort und Schrift verband.

Alles dies, ebenso wie auch seine Geburt in der einstigen deutsch-polnischen Kleinstadt Kempen und seine wissenschaftliche Erziehung auf einem Gymnasium und einer Universität im Osten Deutschlands, verstärkten die durch seinen berühmten Lehrer Roepell angeregte Neigung, sich der wissenschaftlichen Durchforschung des östlichen deutschen Kolonialgebiets zu widmen.

Archivare, die in den Zeiten der Vergangenheit herumstöbern, um aus dem mit sieben Siegeln verschlossenen Buch „Lebendiges zu erkennen und zu beschreiben", geraten nach dem Dichterwort leicht in Gefahr, mit gier'ger Hand nach Schätzen zu graben und froh zu sein, wenn sie Regenwürmer finden oder „ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer und höchstens eine Haupt- und Staatsaktion."

Eine derartige Gefahr bestand zu keiner Zeit für Warschauer. Selbst Urkundenbüchern, die doch mit bewußter Absicht späteren Historikern in der Hauptsache nur das gesammelte Material bieten



sollten, fügte er eine weitumschauende Einleitung bei, von der bei seinem „Stadtbuche von Posen“ Caro in der Sybelschen Zeitschrift das topographische Kapitel ein, „Meisterstück musivischer Arbeit“ nannte und weiterhin erklärte, daß Warschauers rechtshistorische Untersuchungen in der Einleitung „von einem weit über den nächsten Zweck hinausreichenden Werte seien, insofern sie in das Chaos mittelalterlicher Zuständigkeiten in Rücksicht der Stadtbehörden Klärung zu tragen suchten“.

Noch weniger, als bei der Herausgabe von Urkundensammlungen, hat Warschauer sich bei seinen andern Veröffentlichungen auf die Erforschung und Darstellung eines in sich abgeschlossenen, örtlich und zeitlich scharf umgrenzten Vorgangs, auf das Ausgraben und die Schilderung bloßer Bausteine beschränkt. Seinem durch umfassendes Wissen unterstützten kombinatorischen Geist erschlossen sich vielmehr zugleich die Wechselwirkungen und Zusammenhänge mit der engeren Zeitgeschichte und der weiteren Umwelt.

Mit diesem geistigen Band vereinte er „die Teile in seiner Hand“. Hier lag für ihn der Grundriß, auf dem er seine historischen Gebäude errichtete, in die er dann an den passenden Stellen die gefundenen Bausteine mit kundiger Hand einfügte.

Die Anerkennung für diese anregende Art, Stadt- und Provinzialgeschichte in umfassenden Zusammenhängen zu behandeln, fand er nicht nur im engeren Fachkreise bei den Veröffentlichungen seiner Forschungsergebnisse sondern auch in der Hörerschaft, die sich in seinen Übungen im historischen Seminar sowie in seinen öffentlichen Vorlesungen um ihn scharte. Es waren selbständige Kaufleute und Angestellte, Lehrer und Lehrerinnen, Beamte und Offiziere, akademisch vorgebildete Herren und Damen und aus Volksschulen hervorgegangene Hörer, die seinen mit großer pädagogischer Begabung eindringlich und dabei fesselnd vorgetragenen Vorlesungen lauschten.

Insbesondere aber Lehrer, die der preußische Staat aus verschiedenen Gebieten des Landes zu ihrer Fortbildung an der Posener Akademie zusammengezogen hatte. Sie waren es auch, die nun die ihnen hier gebotene Unterweisung, heimatkundliche landesgeschichtliche Forschung fruchtbringend zu betreiben, mit voller dankbarer Begeisterung für ihren verehrten Lehrer in alle Teile Deutschlands weitertrugen. —

Den Umfang der von Warschauer geleisteten Arbeit erkennt man am besten, wenn man das Verzeichnis seiner in Posen entstandenen Schriften, die am Schlusse dieses Lebensabrisses in einem Anhang zusammengefaßt sind, mit dem vergleicht, was er bei seinem Eintritt in das dortige Archiv vorfand.

Von solchen Werken, die damals bereits im Druck erschienen waren, gab es in der Hauptsache, außer einigen von polnischen Magnaten finanzierten Materialsammlungen, eigentlich nur das von dem Oberlehrer am Friedrich-Wilhems-Gymnasium in Posen, Prof. Dr. Karl Tiesler, ins Deutsche übersetzte „Historisch-statistische Bild der Stadt Posen“ von Lukaszewicz (Posen 1878), ferner das 1864 in Leipzig erschienene „Städtebuch des Landes Posen“ von Heinrich Wuttke und die von dem ersten Chef Warschauers in Posen, dem Archivdirektor Christian Meyer, veröffentlichte „Geschichte des Landes Posen“, die in wissenschaftlichen Kreisen durchweg die entschiedenste Ablehnung erfahren hatte.

Die geringe Zahl der vorhandenen Vorarbeiten und die Bewältigung der im Archiv selbst aufgehäuften rückständigen Aufgaben waren jedoch für Warschauer nur ein Anreiz zu erhöhter schöpferischer Tätigkeit. Die Repertorien des Staatsarchivs wiesen daher in ihrer Mehrheit die gleichmäßige zierliche und dabei charakteristisch ausgeprägte Gelehrtenhandschrift Warschauers auf, und das Repertorium zu dem städtischen Archiv von Posen, das das Staatsarchiv als Depositum des Magistrats dieser Stadt bewahrt, ist sogar ausschließlich von Warschauer angelegt und weiter ausgestaltet.

Zu der reichen wissenschaftlichen Ausbeute dieser Arbeit gehören u. a. die in dem nachstehenden Auszug nach ihrem Erscheinungsjahr zeitlich geordneten grundlegenden Werke, die kein Forscher entbehren kann, der die Geschichte Posens oder irgendeiner anderen Stadt der einstigen Provinz gleichen Namens bearbeiten will:

„Die Chronik der Stadtschreiber von Posen“ (Posen 1888).

„Das Stadtbuch von Posen“ Bd. I (Posen 1892).

„Die mittelalterlichen Stadtbücher der Provinz Posen“ (Posen 1896/97).

„Städtebilder aus der Provinz Posen“ (Posen 1896/99).

„Abriß der politischen und kulturgeschichtlichen Entwicklung des Landes Posen bis zur Einverleibung in den preußischen Staat.“ (Berlin 1898).

„Die städtischen Archive in der Provinz Posen“ (Leipzig 1901).

„Die Epochen der Posener Landesgeschichte“ (Posen 1904).

„Die deutsche Geschichtsschreibung in der Provinz Posen“ (Lissa 1911).

„Geschichte der Provinz Posen in polnischer Zeit“ (Posen 1914).

usw.

Dazu kommen die Forschungen über die Lagepläne und Grundrisse der osteuropäischen Kolonialstädte (Berlin 1909/1910),

das große Werk über die „Geschichte der Stadt Gnesen“ (Posen 1919) u. a. m.

Unter den besonders hervorzuhebenden kleinen Arbeiten darf auch der „Führer durch die Stadt Posen“ nicht unerwähnt bleiben. Denn bei ihm haben wir es nicht mit der sonst üblichen Zusammenstellung der bemerkenswerten Kunstdenkmäler und der kirchlichen, militärischen und bürgerlichen, staatlichen, provinziellen und städtischen Bauten und ihren Zwecken und Einrichtungen zu tun. Hier finden wir vielmehr eine weit darüber hinausragende Schilderung Posens, die in ihrer geschichtlichen Einleitung die Entstehung der Stadt in streng wissenschaftlicher Darstellung zeigt.

Der Warschauersche Führer war zum ersten Mal als Festgabe für die Hauptversammlung des „Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine“ erschienen, die im Jahre 1888 in Posen tagte. Warschauer hat ihn dann in ständiger Erweiterung bis zur neunten Auflage im Kriegsjahre 1917 herausgegeben; und zwar stets im Auftrage der Historischen Gesellschaft, deren jetzige rührige Nachfolgerin ja auch die Herausgabe des im Jahre 1929 in zweiter Auflage von Dr. Burchard verfaßten „Führers durch Posen“ veranlaßt hat.

Den vorläufig krönenden Abschluß der literarischen Tätigkeit Warschauers bildet das kurz nach seinem siebzigsten Geburtstage erschienene Werk „Deutsche Kulturarbeit in der Ostmark“ (Berlin 1926): ein ebenso inhaltreiches wie glänzend geschriebenes fesselndes Buch, von dem sich der Leser nur ungern trennt, bevor er es ganz durchstudiert hat.

Großes Interesse bieten darin die von Warschauer in die Schilderung der ostmärkischen Kulturarbeit eingeflochtenen autobiographischen Notizen. Sie erübrigen auch hier ein weiteres Eingehen auf seinen äußerlichen Lebenslauf und seine beratende und tätige Mitwirkung an allen bedeutsamen kulturellen Vorgängen in der nationalpolitisch so heiß umstrittenen deutschen Ostmark.

Anstelle fernerer Angaben über die Persönlichkeit und das Wirken Warschauers sei deshalb hier nicht nur auf das im Anhang gegebene allgemeine Verzeichnis seiner wissenschaftlichen Arbeiten hingewiesen, in denen er sich selbst ein Denkmal dauernder als Erz errichtet hat; vielmehr auch noch besonders auf das genannte Werk, das aus der Hochflut der gegenwärtigen biographischen Literatur durch seine treffende Beobachtung, objektive Darstellung und fein zisilierte Stilistik weit emporragt.

Mit der ihm eignen Bescheidenheit stellt der Verfasser sich selbst hierbei nur formell in den inhaltlichen Mittelpunkt der Darstellung. Seine Person und sein Wirken werden eigentlich

immer nur als äußerliche Ausgangspunkte benutzt, um an sie die Schilderung der jeweiligen zeitlichen allgemeinen Vorgänge anzuknüpfen. In der Form eigner „Erinnerungen aus vier Jahrzehnten" läßt er daher die kulturpolitisch wichtigste Zeit des uns verlorengegangenen deutschen Ostens in lebensvoller Darstellung anschaulich vor unsern Augen wieder erstehen; nicht nur im bandartigen Abrollen der tatsächlichen Geschehnisse sondern auch in der eingehenden Schilderung der intellektuellen Urheber und Träger der einzelnen Vorgänge und überhaupt aller Persönlichkeiten, die seinen Lebensweg gekreuzt haben.

Hierdurch, wie auch in den zahlreichen Nachrufen, die er seinen einstigen Mitarbeitern und sonstigen verstorbenen Förderern der Posener Landesgeschichts-Forschung widmete, beweist er seine Kunst, in kurzer prägnanter Fassung mit feiner Psychologie aus Einzelheiten ein charakterologisches Mosaikgemälde der Gesamtpersönlichkeit zusammenzufügen, ihr in frischer Erinnerung und mit warmem Herzen gerecht zu werden und in plastischer Darstellung überzeugend wirkende Lebensbilder zu geben.

Neben ihrer Bedeutung als naturgetreu gezeichnete Portraits besitzen diese meisterhaften Schilderungen aber zugleich auch den Wert kleiner literarischer Kunstwerke.

Möge es unserm Jubilar in ferner Zukunft beschieden sein, dereinst einen ihm ebenbürtigen Biographen zu finden. Bis dahin aber möge er das ihm durch seine Lebensjahre auferlegte körperliche Leiden in seiner gewohnten bewundernswerten stoischen Ruhe und Geduld überwinden und sich im Kreise seiner Familie und der großen Zahl seiner Verehrer seine geistige Frische noch recht lange erhalten!

Das ist unser Wunsch zum 75sten Geburtstage unsers Altmeisters der Posener Provinzial-Geschichtsforschung: Adolf Warschauer.

Anlage

zu dem Lebensbilde Adolf Warschauers von Arthur Kronthal.

In dem nachfolgenden Verzeichnis sind die bis 1912 erschienenen Schriften Warschauers von Professor Dr. Georg Minde Pouet-München zusammengestellt. Diese Zusammenstellung bildete den Anhang zu einer von dem Staatsarchiv-Direktor Geh. Archivrat Prof. Dr. Rodgero Prümers-Posen verfaßten Festschrift, die Adolf Warschauer als „ein Dankes- und Erinnerungsblatt bei seinem Scheiden aus Posen" zum 22. September 1912 (Lissa 1912) gewidmet und den Teilnehmern an der Abschiedsfeier überreicht worden war.

Die Ergänzung des Schriftverzeichnisses von 1912 bis zur Gegenwart rührt von Frau Berta Warschauer her, der Gattin und verständnisvollen wissenschaftlichen Gehilfin Adolf Warschauers.

* * *

Chronologisches Verzeichnis der Arbeiten Adolf Warschauer zur Posener Landesgeschichte.

Vorbemerkung: Diesem Verzeichnis sind auch einige Bücherbesprechungen eingefügt, die durch ihre kritischen Erörterungen und Ergänzungen wertvoll sind. Von Vortragsberichten sind nur solche berücksichtigt, die geeignet sind, ein zuverlässiges Bild des Gedankenganges des Vortrages zu geben.

Z. ist Abkürzung für: Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen.

M. ist Abkürzung für: Historische Monatsblätter für die Provinz Posen.

(Zacherts) Nachricht von der Stadt Meseritz. — Zeitschrift f. Geschichte u. Landeskunde d. Prov. Posen, Bd. 1 (1882), S. 1—64. 177—208. Bd. 2 (1883), S. 1—32. — Auch als Sonderdruck erschienen (m. Anmerkgn. u. Reg.) unter dem Titel: Zacherts Chronik der Stadt Meseritz. Nach d. Originalhschr. hrsg. Posen, Verlag d. Zeitschr. f. Gesch. u. Landesk. d. Prov. Posen, 1883. (145 S.

Anzeige des Buches: J. Lukaszewicz, Historisch-statistisches Bild der Stadt Posen. — Zeitschrift f. Geschichte u. Landeskunde d. Prov. Posen, Bd. 1 (1882), S. 164—170.

Anzeige des Buches: Sarg, Materialien zu einer Geschichte der Stadt Meseritz, Tl. 3. — Zeitschrift f. Geschichte u. Landeskunde d. Prov. Posen, Bd. 1 (1882), S. 170—173.

Anzeige des Buches: H. Hockenbeck, Beiträge zur Geschichte des Klosters und der Stadt Wongrowitz. — Zeitschrift f. Geschichte u. Landeskunde d. Prov. Posen, Bd. 1 (1882), S. 173—176.

Beiträge zur Verfassungs- und Kulturgeschichte der Stadt Posen. — Zeitschrift f. Geschichte u. Landeskunde d. Prov. Posen, Bd. 1 (1882), S. 269—283. Bd. 2 (1883), S. 102—125.

Anzeige des Buches: J. N. v. Sadowski, Die Handelsstraßen der Griechen und Römer durch das Flußgebiet der Oder, Weichsel, des Dniepr und Niemen an die Gestade des Baltischen Meeres. — Zeitschrift f. Geschichte u. Landeskunde d. Prov. Posen, Bd. 1 (1882), S. 287—293.

Die städtischen Archive der Provinz Posen, insbesondere das Archiv der Stadt Posen. — Zeitschrift f. Geschichte u. Landeskunde d. Prov. Posen, Bd. 3 (1884), S. 253—271.

Die mittelalterlichen Innungen zu Posen. — Z., Jg. 1 (1885), S. 14—18. 248—279. 433—484.

Die Manuskripte und Urkunden der Raczynskischen Bibliothek. — Z., Jg. 1 (1885), S. 296 bis 302.

Die nationalen Verhältnisse im mittelalterlichen Posen. Vortragsberichte. — Z., Jg. 1 (1885), S. 574—576. Jg. 2 (1886), S. 129—133.

Ein Fehdebrief an die Stadt Posen vom Jahre 1526. Vortragsbericht. — Z., Jg. 2 (1886), S. 133—134.

Das hundertjährige Jubiläum des Bestehens der Stadt Neutomischel. Vortragsbericht. — Z., Jg. 2 (1886), S. 139—140.

Über die Lage des ehemaligen jüdischen Friedhofs zu Posen. Vortragsbericht. — Z., Jg. 2 (1886), S. 143.

Die Chronik der Stadtschreiber von Posen. — Z., Jg. 2 (1886), S. 185—220. 313—328. 393—408. Jg. 3 (1888), S. 1—52. 211—222. 297—340. 415—457. — Auch als Sonderdruck erschienen. Posen, J. Jolowicz, 1888. (XLV, 171 S., 1 Bl.)

Bernhard Endrulat. E. Lebensabriß. — In: Gedichte von Bernhard Endrulat. Posen, b. Jolowicz, 1886. (S. V—XI.

Das Stadtarchiv in Rawitsch. — Z., Jg. 3 (1888), S. 232—234.

Der Zinsfuß in Großpolen während des Mittelalters. Vortragsbericht. — Z., Jg. 3 (1888), S. 486—488.

Die ältesten großpolnischen Grodbücher, hrgs. v. Joseph v. Lekszycki, Bd. 1. 2. Vortragsberichte. — Z., Jg. 3 (1888), S. 491—495. Jg. 5 (1890), S. 208—210.

Die Erziehung der Juden in der Provinz Posen durch das Elementarschulwesen. Nach archivalischen Quellen. — Zeitschrift f. d. Geschichte d. Juden in Deutschland, Bd. 3, H. 1 (1888), S. 29—63.

Führer durch Posen. Gewidmet d. General-Versammlung d. dtsch. Geschichts- und Altertumsvereine, Posen, den

10.—12. Sept. 1888. Posen, W. Decker & Co., 1888. (1 Bl., 38 S., 1 Tafel, 1 Plan.) — Dasselbe. 2. verm. Aufl. d. v. d. Histor. Gesellsch. f. d. Prov. Posen i. J. 1888 hrgs. Führers. Posen, J. Jolowicz, 1896. (1 Bl., 40 S., 1 Tafel, 1 Plan.) — Dasselbe. 3. verm. Aufl.... Der 6. Versammlung Dtsch. Bibliothekare in Posen, 14. und 15. Juni 1905 gewidmet. Posen, J. Jolowicz, 1905. (1 Bl., 46 S., 3 Tafeln, 1 Plan.) — Dasselbe. 4. verm. Aufl.... Posen, J. Jolowicz, 1908. (61 S., 3 Tafeln, 1 Plan.) — Dasselbe unter dem Titel: Führer durch Posen und Umgebung. 5. verm. Aufl.... Posen, J. Jolowicz, 1909. (74 S., 3 Tafeln, 1 Plan.) — Dasselbe. 6. verm. Aufl.... Der Hauptversammlung d. Gesamtver. d. dtsch. Geschichts- u. Altertumsver. Posen, 6.—10. Sept. 1910 gewidmet. Posen, J. Jolowicz, 1910. (80 S., 4 Tafeln, 1 Plan.) — Dasselbe. 7. verm. Aufl.... Der 51. Versammlung dtsch. Philologen u. Schulmänner in Posen, 3.—6. Okt. 1911 gewidmet. Posen, J. Jolowicz, 1911. (1 Bl., 74 S., 4 Tafeln, 1 Plan.)

Welchem Stamme der europäischen Bevölkerung haben die ehemaligen Leibeigenen der Polen angehört? Vortragsbericht. — Korrespondenzblatt d. Gesamtvereins d. dtsch. Geschichts- u. Altertumsver., Jg. 36 (1888), Nr. 11, S. 154. — Auch abgedruckt in den „Protokollen" d. Generalversammlung d. Gesamtvereins. Berlin, Mittler & Sohn, 1888. (S. 59—60.)

Wann machte in den osteuropäischen Ländern der Jahresanfang mit Weihnachten dem mit dem 1. Januar Platz? Vortragsbericht. — Korrespondenzblatt d. Gesamtvereins d. dtsch. Geschichts- u. Altertumsver., Jg. 36 (1888), Nr. 11, S. 156. — Auch abgedruckt i. d. „Protokollen" d. Generalversammlung des Gesamtvereins. Berlin, Mittler & Sohn, 1888. (S. 65—66.)

Archivalische Sonderausstellung der Stadt Posen (gelegentlich d. Generalversammlung d. Gesamtvereins d. dtsch. Geschichts- u. Altertumsvereine in Posen, 10.—12. Sept. 1888). — Korrespondenzblatt d. Gesamtvereins d. dtsch. Geschichts- u. Altertumsver., Jg. 37 (1889), Nr. 1, S. 4. — Auch abgedruckt i. d. „Protokollen" d. Generalversammlung. Berlin, Mittler & Sohn, 1888. (S. 77—78.)

Anzeige des Buches: Caro, Geschichte Polens. Teil 5, Hälfte 1. 2. — Z., Jg. 4 (1889), S. 113—118.

Die älteste Spur eines Hexenprozesses in Posen. — Z., Jg. 4 (1889), S. 213—215.

Klage-Lied über Schwerin. — Z., Jg. 4 (1889), S. 400—401.

Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der Posener Provinzialgeschichte für

1887: Z., Jg. 4 (1889), S. 413—422.
1888: Z., Jg. 5 (1890), S. 94—104.
1889: Z., Jg. 5 (1890), S. 326—335.
1890 u. 91: Z., Jg. 7 (1892), S. 364—377.
1892: Z., Jg. 8 (1893), S. 372—380.
1893: Z., Jg. 9 (1894), S. 444—453.

1894: Z., Jg. 10 (1895), S. 347—357.
1895: Z., Jg. 11 (1896), S. 196—206.
1896: Z., Jg. 12 (1897), S. 393—406.
1897: Z., Jg. 13 (1898), S. 369—381.
1898: Z., Jg. 14 (1899), S. 346—361.

Eine Episode aus der Geschichte der Stadt Schwerin a. W. Vortragsbericht. — Z., Jg. 4 (1889), S. 493—444.

Kapitel „Posen" für 1886—1898 in: Jahresberichte der Geschichtswissenschaft, Bd. 9—21. Berlin 1889—1900.

Die Überschwemmungen in der Stadt Posen in den früheren Jahrhunderten. — Z., Jg. 5 (1890), S. 155—180.

Die älteste Großpolnische Innungs-Urkunde — Z., Jg. 5 (1890), S. 295—302.

Die Rolandssäule vor dem Rathause zu Posen Vortragsbericht. — Z., Jg. 5 (1890), S. 336—339.

Prunkrede eines Posener Stadtschreibers. — Z., Jg. 5 (1890), S. 419—421.

Eine verschollene Posener Zeitschrift. — Z., Jg. 5 (1890), S. 423—428.

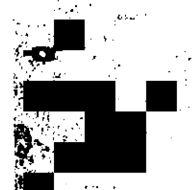
Jahresbericht der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen über das Geschäftsjahr

1888/89: Z., Jg. 5 (1890), S. V—XI.
1889/90: Z., Jg. 5 (1890), S. LIII—LVIII.
1890/91: Z., Jg. 6 (1891), S. I—V.
1891: Z., Jg. 7 (1892), S. I—IV.
1893: Z., Jg. 8 (1893), S. IX—XIV.
1894: Z., Jg. 10 (1895), S. I—VII.
1895: Z., Jg. 11 (1896), S. I—VII.
1896: Z., Jg. 12 (1897), S I—VII.
1897: Z., Jg. 13 (1898), S. I—V.
1898: Z., Jg. 14 (1899), S. I—VII.
1899: M., Jg. 1 (1900), S. 77—80.
1900: M., Jg. 2 (1901), S. 57—61.
1901: M., Jg. 3 (1902), S. 60—62.
1902: M., Jg. 4 (1903), S. 60—62.
1903: M., Jg. 5 (1904), S. 62—64.
1904: M., Jg. 6 (1905), S. 46—48.
1905: M., Jg. 7 (1906), S. 45—48.
1906: M., Jg. 8 (1907), S. 46—48.
1907: M., Jg. 9 (1908), S. 54—56.
1908: M., Jg. 10 (1909), S. 46—48.
1909: M., Jg. 11 (1910), S. 78—80.
1910: M., Jg. 12 (1911), S. 61—64.
1911: M., Jg. 13 (1912), S. 45—48.

Die Entstehung einer jüdischen Gemeinde (Schwersenz bei Posen). — Zeitschrift f. d. Geschichte d. Juden in Deutschland, Bd. 4 (1890), S. 170—181.

Die Marktabgabe (Targowe) nach polnischem Recht. — Z., Jg. 6 (1891), S. 218—224.

Die Wahl und Zusammensetzung der städtischen Behörden im mittelalterlichen Posen. — Z., Jg. 6 (1891), S. 424—440.



Julius Max Schottky. — Z., Jg. 6 (1891), S. 446—449. Jg. 7 (1892), S. 102—103.
Stadtbuch von Posen. Bd. 1: Die mittelalterliche Magistratsliste. Die ältesten Protokollbücher und Rechnungen. Mit 1 Plane d. Stadt Posen im 15. Jahrh. (Sonder-Veröffentlichungen d. Histor. Gesellsch. f. d. Prov. Posen. 1.) Posen, Eigentum d. Gesellschaft, 1892. (198 S., 1 Bl., 528 S., 1 Bl., 1 Plan.) 4°.
Moltke in Posen. Vortragsbericht. — Z., Jg. 7 (1892), S. 489—491.
Handschriften zur Geschichte der Provinz Posen in der Handschriftensammlung der Kgl. Bibliothek in Berlin. — Z., Jg. 8 (1893), S. 105—106.
Geschichte des Grätzer Bieres. — Z., Jg. 8 (1893), S. 333—352.
Die Geschichte der Posener Warthebrücken. Vortragsbericht. — Z., Jg. 8 (1893), S. 384—386.
Die Gründung und erste Entwickelung des Vereins junger Kaufleute zu Posen. Ein-Festschr. z. Feier d. 50 jährigen Bestehens d. Ver. a. 21. Oktober 1893 i. Auftr. d. Vorst. verfaßt. Posen, Eigent. d. Ver., 1893. (40 S.)
Die Posener Goldschmiedfamilie Kamyn. (M. 3 Tafeln.) — Z., Jg. 9 (1894), S. 1—26. Jg. 12 (1897), S. 243—244. — Auch als Sonderdruck erschienen. Posen. Eigentum d. Gesellschaft, 1894. (1 Bl., 26 S., 3 Tafeln.)
Aus der älteren Geschichte des Wilhelmsplatzes in Posen. — Z., Jg. 9 (1894), S. 91—93.
Wie die Stadt Posen entstanden ist. Vortragsbericht. — Posener Zeitung. 1. März 1894.
Posener Straßennamen. Vortragsbericht. — Posener Tageblatt, 19. April 1894.
Eine Denkschrift des Ministers Friedrich Wilhelm von der Schulenburg-Kehnert. über Südpreußen. — Z., Jg. 9 (1894), S. 129—1589
Erinnerungen an Richard Roepell. — Z., Jg. (1894), S. 159—174.
Ein alter Stadtplan von Posen. Vortragsbericht, — Z., Jg. 9 (1894), S. 468—470.
Heinrich Heine und die „Posener Zeitung". — Posener Zeitung, 25. Dezember 1894.
Das Jahr 1793. Urkunden u. Aktenstücke z. Gesch. d. Organisation Südpreußens. Kapitel 5: Steuer- u. Klassifikations-Wesen. (S. 233—312.) Kapitel 10: Städtewesen. S. 459 — 515.) Kapitel 11: Handel, Gewerbe und Verkehr. (S. 516—590.) (Sonder-Veröffentlichungen d. Histor. Gesellsch. f. d. Prov. Posen. 3.) Posen, Eigentum d. Gesellschaft, 1895. 4°.
Nachtquartiere Friedrich Wilhelms II. während seiner Reise in Südpreußen 1794. — Z., Jg. 10 (1895), S. 145.
Posener Überschwemmungsberichte. — Z., Jg. 10 (1895), S. 306—308.

Der Graf Eduard Raczynski und der Abbruch des Wronker Thores in Posen. — Z., Jg. 10 (1895), S. 332—337.

Aus den Memoiren eines südpreußischen Beamten. Vortragsberichte. — Z., Jg. 10 (1895), S. 364—367. 380—382.

Überblick über die Geschichte der Stadt Posen. — In: Offizieller Katalog d. 2. Posener Prov.-Gewerbe-Ausstellung 1895. Berlin, R. Mosse, 1895. (S. 30 bis 33.) — In der polnischen Ausgabe des Katalogs S. 28—31.

Anzeige des Buches: H. Bösch, Erasmus Kamyn oder Erasmus Kosler. — Z., Jg. 11 (1896), S. 181—184. Jg. 12 (1897), S. 243—244.

Die mittelalterlichen Stadtbücher der Provinz Posen. — Z., Jg. 11 (1896), S. 349—382. Jg. 12 (1897), S. 61—91. 337—356.

Die Posener Malerinnung. — Z., Jg. 11 (1896), S. 417—421.

Städtebilder aus der Provinz Posen. (M. Abb.) — Familienblätter; Sonntags-Beilage d. Posener Zeitung, 1896—99.

Neustadt.	1896, Nr. 45.	Pudewitz.	1897, Nr. 15.
Schwersenz.	1896, Nr. 46.	Obornik.	1897, Nr. 25.
Bentschen.	1897, Nr. 1.	Samotschin.	1897, Nr. 41.
Buk.	1897, Nr. 5.	Schubin.	1898, Nr. 47.
Schroda.	1897, Nr. 12.	Kostschin.	1898, Nr. 52.
		Posen.	1899, Nr. 4. 8. 9. 10.

Abriß der politischen und kulturgeschichtlichen Entwicklung des Landes Posen bis zur Einverleibung in den preußischen Staat. — In: Julius Kohte, Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Posen. Bd. 1, S. 1—32. Berlin, Julius Springer, 1898. 4°. — Auch als Sonderdruck erschienen. 1898. (32 S. 4°.)

Reklameblätter zur Heranziehung deutscher Kolonisten im 17. und 18. Jahrhundert. — Z., Jg. 13 (1898), S. 53—70.

Geschichte der Stadt Mogilno. Zur Erinnerung a. d. 500jähr. Bestehen d. Stadt i. Auftr. d. städt. Behörden bearb. — Z., Jg. 13 (1898), S. 174—207. — Auch als Sonderdruck erschienen. Posen, Druck v. E. Schmädicke, 1898. (36 S.) Auch in poln. Übersetzung. Poznań 1898. (32 S.)

Die Geschichte zweier Königsbilder. Vortragsbericht. — Z., Jg. 13 (1898), S. 391—397.

Überblick über die Geschichte der Stadt Posen. — In: 24. Deutscher Juristentag. Posen, den 12.—14. September 1898. Posen, W. Decker & Co., 1898. (S. 28—44.)

Die beiden historischen Bilder im Schwurgerichtssaal des Landgerichts zu Posen. (M. 2 Tafeln.) — In: 24. Deutscher Juristentag. Posen, den 12.—14. September 1898. Posen, W. Decker & Co., 1898. (S. 62—69.)

Zur Geschichte des ungebotenen Dings im mittelalterlichen Stadtrecht. (Nach Posener Rechtsquellen.) — Juristische Monatsschrift f. Posen, West- u. Ostpreußen, Jg. 1 (1988), Nr. 8/9, S. 122—124.

Anzeige des Buches: Acta Tomiciana. Tom. X. XI. XII. — Z., Jg. 14 (1899), S. 167—169. M., Jg. 4 (1903), S. 57—59. Jg. 7 (1906), S. 166—169.

Die Bevölkerungsstatistik der Städte unserer Provinz im 16. und 17. Jahrhundert. Vortragsbericht. — Posener Zeitung, 16. November 1899.

Posen. — Illustrierte Reise- und Bäder-Zeitung 1899, Nr. 111. Dresden, A. Arnold.

Zur Einführung der Historischen Monatsblätter für die Provinz Posen. — M., Jg. 1 (1900), S. 1—3.

Ein Posener Geschichtsforscher (Joseph von Lekszycki). — M., Jg. 1 (1900), S. 8—11. 72.

Anzeige des Buches: K. Potkański, Studja nad XIV. wiekiem. Nr. IV. Walka o Poznań (1306—1312). — M., Jg. 1 (1900), S. 155—158.

Die städtischen Archive in der Provinz Posen. (Mitteilungen d. K. Preuß. Archivverwaltung. H. 5.) Leipzig, S. Hirzel, 1901. (XL S., 1 Bl., 324 S.)

Franz Schwartz †. — M., Jg. 2 (1901), S. 113—123. — Auch als Sonderdruck unter dem Titel: „Franz Schwartz. Z. Erinnerung an s. Leben u. Wirken" erschienen. Posen, Hist. Gesellsch. f. d. Prov. Posen, 1901. (15 S.)

Anzeige des Buches: A. Kraushar, Towarzystwo Warszawskie przyjaciół nauk 1800—1832. Księga I. — M., Jg. 3 (1902), S. 45—47.

Aus der Zeit des Schwedenschreckens. — M., Jg. 3 (1902), S. 86—92.

Die Eröffnung der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek zu Posen. (M. 1 Abb.) — M., Jg. 3 (1902), S. 177—180.

Die Entstehung der Stadt Posen. Vortragsbericht. — Posener Tageblatt, 1.—3. März 1903.

Historische Beiträge zur Wiederherstellungsfrage des Posener Rathauses. — M., Jg. 4 (1903), S. 81—87. 113—125.

Die Entstehung des kommunalen Lebens in der Stadt Inowrocław. — Ostdeutsche Rundschau, 1[illegible] Nr. 232. (Festbeilage z. 5. Städtetage d. Prov. Posen in Inowrocław.)

Die Epochen der Posener Landesgeschichte. Antrittsvorlesung, geh. am 7. November 1903 an d. Kgl. Akademie zu Posen. — Z., Jg. 19 (1904), S. 1—28. — Auch als Sonderdruck erschienen. Posen, Histor. Gesellsch. f. d. Prov. Posen, 1904. (30 S.)

Ein hundert Jahre altes humoristisches Gedicht über Posen. — M., Jg. 5 (1904), S. 24—28.

Das älteste Ratsbuch der Stadt Posen. (Mit 3 Schriftproben.) — In: Fest-Zeitung d. Posener Ortsgruppe d. Deutschen Ostmarkenvereins z. Feier d. 10jähr. Stiftungsfestes am 12. u. 13. Nov. 1904. Posen, Druck v. Merzbach, 1904, (S. 3—5.) 2.

Zur Geschichte der Stadt Fraustadt. — Posen-Schlesische Grenzzeitung — Fraustädter Volksblatt, 1904, Nr. 34, Beilage.

Die Erforschung der Geschichte der deutschen Kolonisation im Osten. Vortragsbericht. — Korrespondenzblatt d. Gesamtvereins d. dtsch. Geschichts- u. Altertumsvereine, Jg. 53 (1905), Nr. 1, Sp. 1—5. — Auch abgedruckt i. d. „Protokollen" d. Gesamtvereins. Berlin, Mittler & Sohn, 1905. (S. 32—38.)

Geschichte der Stadt Pakosch. — Im Auftrage d. städt. Behörden bearb. — Z., Jg. 20 (1905), S. 1—54. — Auch als Sonderdruck erschienen. Posen, Histor. Gesellsch. 1905. (1 Bl., 57 S.)

Der polnische Reichstag von 1603 in der historischen Überlieferung und in der Darstellung des Schillerschen Demetrius. Vortrag, geh. i. d. öffentl. Sitzung d. Histor. Gesellsch. f. d. Prov. Posen z. Andenken Schillers a. 8. Mai 1905 zu Posen. (M. 1 Abb.) — M., Jg. 6 (1905), S. 65—76. — Auch als Sonderdruck erschienen . Posen, Histor. Gesellsch., 1905. (14 S.)

Über einige seltene Gelegenheitsdrucke aus der Provinz Posen. — In: Festschrift z. Begrüßung d. 6. Versammlung Deutscher Bibliothekare in Posen am 14. u. 15. Juni 1905. Posen, Kommissionsverlag v. J. Jolowicz, 1905. (S. 67—74.)

Professor Dr. H. Hockenbeck †. — M., Jg. 6 (1905), S. 118—120.

Anzeige des Buches: W. Olszewski, Obrazek historyczny miasta Dolska. — M., Jg. 6 (1905), S. 135—136.

Anzeige des Buches: R. F. Arnold, Geschichte der deutschen Polenliteratur, Bd. 1. — Deutsche Literaturzeitung Jg. 26 (1905), Sp. 2321—2323.

Freiherr Hugo v. Wilamowitz-Moellendorff †. — M., Jg. 6 (1905), S. 168—170.

Aus den Posener Stadtrechnungen, besonders des 16. Jahrhunderts. — Z., Jg. 20 (1905), S. 249—292.

Die Handschriftensammlung auf Schloß Rogalin. — M., Jg. 7 (1906), S. 126—130.

Senatspräsident Dr. Johannes Meisner †. — M., Jg. 7 (1906), S. 171—173.

Die Posener Gedenkfeier vom 15. November 1906. (Enthüllung d. Gedenktafel am Posener Rathaus f. d. beiden am 15. November 1806 von d. Franzosen erschossenen Bürgermeister Schatzschneiger und Differt.) — M., Jg. 7 (1906), S. 177—179.

Zur deutschen Handwerkerpoesie in der Provinz Posen. — M., Jg. 8 (1907), S. 49—62.

Professor Dr. Albert Pick †. — M., Jg. 8 (1907), S. 78—80.

Joseph Jolowicz †. — M., Jg. 8 (1907), S. 91—94.

Die Poesieen der Seifensieder zu Punitz. — M., Jg. 8 (1907), S. 113—123. Jg. 9 (1908), S. 199—200.

Wiegendrucke aus Posener Büchersammlungen in der Universitäts-Bibliothek zu Uppsala. — M., Jg. 9 (1908), S. 57—65.

Die Rauch'sche Fürstengruppe im Dom zu Posen. Archivalische Beiträge. — Z., Jg. 23 (1908), S. 217—273. — Auch als Sonderdruck (mit 1 Kupferlicht-

druck) erschienen. Posen, Histor. Gesellsch., 1908. (59 S., 1 Tafel.)

Mitteilungen aus der Handschriftensammlung des Britischen Museums zu London vornehmlich zur polnischen Geschichte. (Mitteilungen d. Kgl. Preuß. Archivverwaltung. H. 13.) Leipzig, S. Hirzel, 1909. (2 Bl., 80 S.)

Lageplan der osteuropäischen Kolonialstädte. Vortragsbericht. — Korrespondenzblatt d. Gesamtvereins d. dtsch. Geschichts- und Altertumsver., Jg. 57 (1909), Nr. 3, Sp. 121—123. — Auch abgedruckt i. d. „Protokollen" des Gesamtvereins. Berlin, Mittler & Sohn, 1909. (S. 111—115.)

Andreas Skladny †. (M. Porträt.) — M., Jg. 10 (1909), S. 65—74.

Anzeige des Buches: Codex diplomaticus Silesiae, Bd. 24. — M., Jg. 10 (1909), S. 96—98.

Die Epochen des Hochschulgedankens in der Provinz Posen. — M., Jg. 10 (1909), S. 165—184.

Forschungen auf dem Gebiete der alten Stadtgrundrisse. Vortragsbericht. — Korrespondenzblatt d. Gesamtvereins d. dtsch. Geschichts- u. Altertumsvereine, Jg. 58 (1910), Nr. 3, Sp. 141—142. — Auch abgedruckt i. d. „Protokollen" d. Gesamtvereins. Berlin, Mittler & Sohn, 1910. S. (158—160.)

Anzeige des Buches: M. Jaffé, Die Stadt Posen unter preußischer Herrschaft. — M., Jg. 11 (1910), S. 73—76.

Das alte Piastenschloß zu Posen. (M. Abb.) — Aus dem Posener Lande, Jg. 5 (1910), S. 380—384.

Die deutsche Geschichtsschreibung in der Provinz Posen. — Z., Jg. 25 (1910), S. 199—335. — Auch als Sonderdruck (mit einer Tafel Poträts) der Hauptversammlung d. Gesamtvereins d. dtsch. Geschichts- und Altertumsvereine in Posen, 6. bis 10. September 1910 überreicht v. d. Histor. Gesellsch. f. d. Prov. Posen. (1 Bl., 129 S.) — Ein verbesserter Neudruck (mit einem Register) erschien 1911 im Kommissionsverlage bei Oskar Eulitz in Lissa i. P. (1 Bl., 150 S., 1 Tafel.)

Das Hexenkind. E. Erzählung aus alten Akten d. Stad Gnesen. — Aus dem Posener Lande, Jg. 6 (1911), S. 171—180 — Auch als Sonderdruck erschienen. Lissa i. P., O. Eulitz 1911. (12 S.)

Ein mittelalterlicher Geschichtsschreiber des Ostens (Johannes Dlugosch). — In: Ostdeutscher Almanach. Posen u. Stettin, E. Simon, 1911. (S. 92—94.)

Die Entstehung und historische Entwickelung der Stadt Posen. — Zeitschr. f. Kommunalwirtschaft u. Kommunalpolitik, Posen-Nummer, Jg. 1911, Nr. 9/10, S. 319—321.

Alt- Posen. (M. 1 Abb.) Vortragsbericht. — Korrespondenzblatt d. Gesamtvereins d. dtsch. Geschichts- u. Altertumsver., Jg. 59 (1911), Nr. 6/7, Sp. 283—287. — Auch abgedruckt in den „Protokollen" d. Gesamtvereins. Berlin, Mittler & Sohn, 1911. (S. 210—215.)

Die Entstehung und historische Entwickelung der Stadt Posen. (Mit 5 Abb. u. 1 Plan.) —

In: Die Residenzstadt Posen und ihre Verwaltung im Jahre 1911. (Posen, gedr. bei W. Decker & Co., 1911.) S. 3 bis 17. 4.)

Heinrich Heine in Posen. Ausgegeben als Festgabe d. Kgl. Akademie zu Posen an d. Germanistische Sektion d. 51. Philologentages. [Posen, 2.—6. Oktober 1911.] Posen, Kommissionsverlag v. J. Jolowicz, 1911. (16 S. 4°.)

Der Adler auf dem Rathausturm zu Posen und sein urkundlicher Inhalt. — M., Jg. 13 (1912), S. 1—14.

Das Posener Rathaus. (M. Abb.) — Deutscher Ostmarkenkalender f. d. Jahr 1912, Jg. 7, S. 54—56.

Friedrich der Große und die Juden in der Provinz Posen. Vortragsbericht. — Posener Tageblatt, 26. Januar 1912.

Städtewesen in der Provinz Posen. — In: Die deutsche Ostmark. Lissa 1913. S. 204—220.

Der Posener Stadtbaumeister Johannes Baptista Quadro. Ein Künstlerleben aus der Renaissancezeit. — Z., Jg. 28, S. 161—209, auch S. A. 50 S. 1913.

Die Inventarisation der urkundlichen Quellen zur Landesgeschichte Westpreußens im nicht staatlichen Besitz. Danzig 1914. 4°. 12. S

Das Wappen und das Banner von Danzig. 1914.

Geschichte der Provinz Posen in polnischer Zeit. — Posen 1914. 171 S.

Eine neue Quelle zur Geschichte des polnischen und Posener Handels. — M., Jg. 15, S. 33—36. 1914.

Die Kriegsschicksale der Posener Archive und Bibliotheken. — M., Jg. 16, S. I—II. 1915.

Stanislaus Kujot. — Mitt. d. Westpr. Geschichtsver- Jg. 16, S. 33—34. 1915.

Eine Erinnerung an den südpreußischen Gouverneur von Köhler in Warschau. — Dt. Warschauer Zeitung 1916. (Sonderdruck.)

Die Papiere der Posener Kaufmannsgilde in der Krasińskischen Bibliothek zu Warschau. — M., Jg. 17, 1916. S. 169—179.

Die deutsche Archivverwaltung in Warschau. — Korrespondenzblatt d. G. V. d. dt. Gesch. u. Altertumsver., Jg. 64. 1916. S. 226/27.

Ignatz Baranowski. — Dt. Warschauer Zeitung Nr. 335. 5. 12. 1917.

Der Streit um die Nationalität des Kopernikus. — Dtsch. Warschauer Zeitung, 1917.

Die Krasińskische Bibliothek zu Warschau. — Warschauer Mitteilungen 1917. Nr. 34. 11. August.

Ein Denkmal auf dem Grünen Platz in Warschau. — Ebenda.

Ein Goethebrief in Warschau. — M., 1918. Januar.

Die neue Archivverordnung für das Königreich Polen. — Korrespondenzblatt des G. V. Jg. 66, S. 228—231. 1918.

Tadeus Korzon und die Zamoyskische Bibliothek in Warschau. — Dtsch. Warschauer Zeitung 1918. März.

Bauernschutz in Südpreußen. Warschauer Mitteilungen Nr. 74. 7. Januar, nach den Papieren des Norbertinerinnenklosters zu Plock. 1918. — Wiederabgedruckt in der archivalischen Beilage des „Ostlandes". 25. 11. 1927.

Veröffentlichungen der Archivverwaltung bei dem deutschen Generalgouvernement Warschau.: Bd. I: Die Handschriften des Finanzarchivs zu Warschau zur Geschichte der Ostprovinzen des preußischen Staates. Warschau 1917. 290 S. — Bd. II: Die preußischen Registraturen in den polnischen Staatsarchiven Heft 1 u. 2. Warschau 1918. — Bd. III: Geschichte der Archivverwaltung bei dem deutschen Generalgouvernement Warschau. Berlin 1919.

Geschichte der Stadt Gnesen. Posen 1919. VII, 488 S.

Zur Geschichte des preußischen Staatsarchivs zu Posen. Mai 1919. Korrespondenzblatt des G. V. Auch in M., 1919. Oktober.

Den Manen Kurt Schottmüllers. — Danziger Ztg. 9. Okt. 1919. Nr. 470. — Auch in M. Januar 1920 S. 80.

Das Deutschtum in Posen. — Die Woche. 1919.

Erinnerungen aus Warschau. — M., Januar 1920. Jg. 20, H. 5, S. 65—76.

Die deutsche Archivverwaltung bei dem Generalgouvernement Warschau und ihre wissenschaftlichen Veröffentlichungen. In: Forschungen zur Brandenburg. und Preuß. Geschichte. Bd. 32. 1920.

M. Laubert: Eduard Flottwell. (Besprechung). — Ebenda. Bd. 33. 1921.

Rodgero Prümers. — Korrespondenzblatt d. dtsch. Geschichts- und Altertumsreine. 1921.

Rodgero Prümers †. — Ostland Nr. 14. 18. Juli 1921.

Rodgero Prümers †. — Histor. M. f. Großpolen. Juni/Juli 1921. 21. Jg. S. 113-118

Das Erzbistum Magdeburg und die erste Organisation der christlichen Kirche in Polen. — P. Kehr. Besprechung i. d. Brandenburg-preuß. Forschungen. Bd. 34. 1921.

Historische Abreißblätter. — Ostmarkenkalender. 1922.

Hans v. Beseler als Förderer deutscher wissenschaftlicher Bestrebungen in Polen. In: „Der Anker", 1922. Nr. 33. 25. August.

Aus der Geschichte des Nationalitätenkampfes im 15. Jahrhundert. — Dtsch. Wissenschaftl. Zeitschr. für Polen. Posen 1923. S. 1—6.

Bismarck, Fontane und Sienkiewicz. Vossische Zeitung 1923. 29. Juli.

Philipp Bloch, sein Leben und Wirken. — Februar 1924. Breslau, Schatzky. — S. A. aus: Monatsschr. f. d. Wissensch. des Judentums.

Verscholl ne deutsche Städtenamen in der Provinz Posen. — Ostdeutscher Heimatkalender 1925. S. 40 f. Wiederabgedruckt in: Entrissene Ostlande, Leipzig 1927.

Bespr. v. Laubert: Die Verwaltung der Provinz Posen 1815—47. — Monatsschr. f. d. Wissenschaft des Judentums 1925. H. 1, S. 123.

Der Oberpräsident v. Zedlitz-Trützschler. (Aus den Lebenserinnerungen.) — In: Ostdeutscher Heimatkalender 1926.

Bespr. v. Laubert: Die preußische Polenpolitik von 1772—1914. — Histor. Gesellsch. für Posen. Mitteilungen, hrsg. v. der Vereinigung der reichsdeutschen Mitglieder. 1. Heft, Berlin 1925. S. 54.

Die Geschichte des Streites um die Nationalität des Kopernikus. — Ebenda. S. 1—26.

Deutsche Kulturarbeit in der Ostmark. — Erinnerungen aus 4 Jahrzehnten. Berlin, Reimar Hobbing. 1926. VII, 329 S. Mit einem Porträt.

Deutsche und Polen im Sprichwort der Ostmark. — Ostdeutscher Heimatkalender 1927. S. 71 f.

Aus Warschauer Archiven. — Mittlgn. des Gesamtarchivs der deutschen Juden. Berlin 1926. S. 5—14.

Die Entwicklung des Stadtbildes von Posen. — In: Ostmark-Archiv und Heimat-Museum. Beilage zum Ostland, Jg. 1927. 21. Jan. u. 11. Febr. 1927.

Die histor schen Grundlagen für das Deutschtum im Posener Lande. — Ostdeutscher Heimatkalender 1928. S. 97.

Die mittelalterlichen Wanderungen der deutschen Juden nach dem Osten. K. C.-Blätter 1927. Monatsschr. der im Kartell-Convent vereinigten Korporationen. 17. Jg., Heft 3, S. 103 ff.

Bespr. v. Laubert: Die Verwaltung der Provinz Posen. — Histor. Zeitschr., Bd. 136, S. 357.

Bespr. v. Kurtzig: Ostdeutsches Judentum. Tradition einer Familie. Stolp 1927. Deutsche Literaturzeitung 1928. H. 3, S. 144—145.

Bespr. v. Wierzbowski: Vademecum. II. Aufl. — Histor. Zeitschr. 1927. S. 354.

Bespr. v. Brandenburger-Laubert: Geschichte Polens. — Histor. Zeitschr. Bd. 137, S. 568.

Die deutsche Kolonisation und der große Mongoleneinfall in Ost-Europa. — Ostdeutscher Heimatkalender 1929. 8. Jg., S. 45—48.

Arthur Kronthal als Posener Geschichtsforscher. — Ostland, 22. Nov. 1929.

Eine Erinnerung an den südpreußischen Gouverneur, General v. Köhler in Warschau. — Ostdeutscher Heimatkalender 1930. 9. Jg. S. 57—59.







Raimund Friedrich Kaindl

Raimund Friedrich Kaindl.

„Persönliche Bescheidenheit und selbstlose, unbedingte Hingabe an die große Sache des Volkstums waren der Inbegriff und der Ausdruck seiner charaktervollen Persönlichkeit. Als Gelehrter stellt er ein Vorbild jenes Typs dar, dem die Wissenschaft Dienst am eigenen Volk bedeutet.“

[Dr. K. B. Wasch in der „Germania“ vom 19. 3. 1930.]

Am 14. März 1930 hat Hofrat Dr. R. F. Kaindl, o. ö. Professor der österreichischen Geschichte und Vorstand des historischen Seminars an der Universität in Graz im Alter von 64 Jahren seine Augen für immer geschlossen. Mit ihm schied ein Gelehrter und Forscher aus dem Leben, dessen ganzes Schaffen und Wirken der Geschichte des deutschen Volkes, insbesonders der des Grenz- und Auslanddeutschtums galt.

Kaindl wurde am 31. August des schicksalschweren Jahres 1866 in Czernowitz, der Hauptstadt der Bukowina, als Sohn einer echten, deutschen Kolonistenfamilie des Ostlandes geboren. Sein Großvater, der Bäckermeister Josef Kaindl, war aus Niederösterreich in die Bukowina eingewandert, sein Vater Anton war unter schweren Opfern Lehrer geworden, betätigte sich aber neben seinem Berufe und musikalischen und malerischen Liebhabereien in echter Kolonistenart, die im Neuland Vervielfältigung jedes Einzelnen forderte, als Mühlenbauer und Gründer einer Kachelofenfabrik. Das Geschlecht seiner Mutter — die Winkler — stammte vom Rhein, aus Frankfurt a. M. Der Vater hatte seinen Sohn, um ihm ein gutes Fortkommen zu sichern, zum Advokaten bestimmt, aber er selbst legte gleichzeitig in die jugendliche Seele die Wurzel jener Triebe, die den phantasievollen Knaben schon frühe diesem „nüchteren Studium“ entfremdeten. Dazu kamen die mannigfaltigen Anregungen, die das buntbewegte Leben und Treiben der Stadt, des Landes und seiner Bevölkerung mit all ihren Gebräuchen, Sitten und Spielen auf den jungen Raimund ausübten, die Fülle vorzeitlicher und geschichtlicher Denkmäler und Erinnerungen und das eigenartige Völker- und Nationengemisch von Polen, Rumänen,

Slowaken, Ukrainern, Ungarn, Lippowanern, Armeniern, Zigeunern und Huzulen — der Schwaben, Deutschböhmen und Zipser nicht zu vergessen —, und aus dem Knaben, der aus eigenem Antrieb so manche gehörte Geschichte oder Sage aufzeichnete, und dem Gymnasiasten, der sich vor allem für das Volk, seine Bräuche und Überlieferungen interessierte, wurde der Student, den gerade die Heimats- und Landesgeschichte sowie die Geschichte der deutschen Kolonisten und Kulturarbeit besonders fesselte. 1891 wurde Kaindl an der Czernowitzer Universität zum Doktor der Philosophie promoviert, nach weiterem Studium in Wien habilitierte es sich 1893 in seiner Heimatstadt für österreichische Geschichte, war zugleich als Lehrer an verschiedenen Schulen tätig; 1901 als Nachfolger des Professors Zieglauer zum außerordentlichen, 1904 zum ordentlichen Professor ernannt, wurde er im Jahre 1912 mit der höchsten akademischen Würde, dem Rektorsamt, betraut. Bei Ausbruch des Krieges war er Prorektor, mußte aber angesichts der Gefahr, von den Russen gefangen und verschleppt zu werden, am 20. September 1914 flüchten. 1915 nahm er den Ruf an die Grazer Universität an, wo er bis zu seinem Tode wirkte.

Dieser äußere Lebensgang des Gelehrten, der sich in den normalen Bahnen des Daseins eines akademischen Lehrers bewegte, erhält erst durch den inneren Entwicklungsgang des Mannes seinen Wert, seinen Charakter. Und hier lassen wir Kaindl selbst sprechen:*) „Meine Entwicklung hängt so ganz mit meiner Umgebung, den Zeitverhältnissen und den von ihnen ausgehenden Einflüssen zusammen, daß ich mir gar nicht vorstellen kann, welche Bahnen ich unter anderen Umständen eingeschlagen hätte. — Wo man hinblickte, war hier wie für die materielle so für die geistige Arbeit Neuland. Überall Interessantes, und doch so wenig erforscht und geschildert. Und wo man zugriff, zog die Arbeit unendliche Kreise. Da liegt die Erklärung meiner Vielseitigkeit, die mir freilich auch den Vorwurf der Zersplitterung meiner Kräfte zuzog. Aber das eine ging nicht ohne das andere. — Sobald die heimische Universität mir das Tor geöffnet hatte, wandte ich mich der heimatlichen Geschichte und Landeskunde zu, dann der Geschichte der deutschen Einwanderung und der deutschen Kulturarbeit. — Die deutsche Siedlungsgeschichte führte mich aber in immer weiteren Kreisen durch alle Karpathenländer über Österreich in die alte Heimat; denn überall mußten die Zusammenhänge und alten Beziehungen aufgedeckt werden. Ich wählte Germanistik, Geschichte und Geographie. Diese Fächer entsprachen meinem Interesse, von

*) In: Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, herausgegeben von Dr. Sigfrid Steinberg, Leipzig 1925, Bd. I, Seite 171 ff.

ihnen erhoffte ich Forderung und Befriedigung. Die Germanistik kam meinen schöngeistigen Bestrebungen entgegen (die freilich von der Wissenschaft im Sturm verdrängt wurden), ferner der Volksforschung. Ohne daß ich etwas von dem Begriff der Volkskunde gewußt hatte, war ich in ihren Bann durch die Umwelt geraten. Die Geographie und vor allem die Geschichte bahnten mir den Weg zu meinen vielgestaltigen selbständigen Forschungen. Die merkwürdige Durchdringung und Wechselwirkung der verschiedenartigen Völkerschaften in meinem kleinen Heimatlande, von der Vorzeit mit ihren Funden bis zu den lebenden Resten der primitiven Kulturen und bis zur modernsten Entwicklung unter deutschem Einfluß, führte zur Verbindung von Volkskunde und Geschichte. Ich erkannte in der Volkskunde eine Hilfswissenschaft der Geschichte. Damit ist die Vielheit meiner Beschäftigung erklärt und charakterisiert. Im Neuland mußte jeder sich vielfach betätigen Die Geschichte der Heimatstadt und des Heimatlandes mußte von der Urzeit an aufgebaut werden, und da die Bukowina keine geschichtliche Individualität war, so griff die Forschung in die Nachbargebiete: moldauische, polnische und ungarische Geschichte wurden herbeigezogen. Dabei mußte oft erst Quellenkritik betrieben werden. Vorgeschichte und Geschichte, Geographie und Volkskunde gingen Hand in Hand. Mit dem wachsenden Interesse an der deutschen Ansiedlungsgeschichte bekam die österreichische und deutsche Geschichte ihre volle Bedeutung. Auch deutsche Rechtsgeschichte mußte ich nun betreiben, da überall im Osten sich deutsche Rechtseinrichtungen zeigten. Und wie die Vielheit dieser Bestrebungen durch die Verhältnisse in den Karpathenländern hervorgerufen wurde, so haben diese auch auf meine Auffassung der österreichischen und deutschen Geschichte entscheidend eingewirkt. Ich erkannte die Wichtigkeit des völkischen Gedankens, die Bedeutung des großdeutschen und den Nachteil des kleindeutschen Standpunktes. Die örtlichen Verhältnisse haben diese Anschauung angebahnt, die Zeitverhältnisse und der allmählich gewonnene größere geschichtliche Gesichtskreis ihre Ausbildung gefördert."

Diese Worte Kaindls selbst zeigen in klarster Weise, wie seine ganze wissenschaftliche Tätigkeit in ihrer gewaltigen Fülle und weitgreifenden Umfassung das Resultat einer naturgegebenen und genetischen Entwicklung war, die ausgehend von der Keimzelle „Bukowina" in immer weiter gezogenen konzentrischen Kreisen „Moldau — Polen — Ungarn — Böhmen — Karpathendeutschtum" schließlich das ganze gewaltige Problem der „österreichisch-deutschen Geschichte" in der Fragestellung „Großdeutsch-kleindeutsch" erfaßte. Um diese so gewaltig gespannten Bogen zu

ziehen, machte sich der Forscher neben der reinen Geschichtswissenschaft auch die Rechtshistorie, Volkskunde,*) Ethnologie, Ethnographie und Vorgeschichte dienstbar, um sie seinem Volke zu vermitteln, ging er die Wege des Gelehrten, des Volksführers, des Politikers und Dichters, immer von dem Streben beseelt, die Wirklichkeit und Wahrheit der Historie und die eigene Erkenntnis über das schulmäßig überlieferte Wissen zu stellen, immer getreu der sozialen Forderung, die er selbst an das Forschertum stellte, „daß der Mann der Wissenschaft in der Zeit der Not in aller erster Linie seinem Volke dienen muß."

„So bilden meine Arbeiten eine lange, sich natürlich entwickelnde Reihe, beeinflußt von den örtlichen und zeitlichen Verhältnissen, trotz ihrer Mannigfaltigkeit ein zusammenhängendes Ganzes, wenn man von einigen Abhandlungen absieht, die aus Prüfungsarbeiten oder Institutsübungen hervorgegangen sind. (So die germanistischen Prüfungsarbeiten: Gebrauch der Fremdwörter bei Gottfried von Straßburg [Germania 1892, Bd. 37] und: Die französischen Wörter bei Gottfried von Straßburg [Zeitschr. f. roman. Philol., Bd. 17]. Ebenso die philosophisch-pädagogische Arbeit: Wesen und Bedeutung der Impersonalien [Philos. Monatshefte, Bd. 28]. Ferner im Zusammenhang mit Übungen im Institut für Geschichtsforschung (Wien): Über den Verschluß päpstlicher Dokumente im 13. Jahrhundert. [Römische Quartalschrift f. christl. Altertumskunde. Rom 1894. Bd. 7.]). Auch die wenigen schöngeistigen Arbeiten, die veröffentlicht wurden, stehen mit meinen sonstigen Bestrebungen in innigem Zusammenhang. Sie weisen auf meine Studien und dienen völkischen Zielen. Die große Zahl meiner Veröffentlichungen erklärt sich leicht aus meinem Doppelziel. Was der Forscher zustande brachte, sollte und mußte in die breitesten Schichten kommen, wenn es der Zeit dienen sollte." (a. a. O. Seite 195).

Wenn ich im Folgenden nun den Versuch unternehme, nur das Wichtigste aus dem Lebenswerk Kaindls kurz andeutend zu zeichnen — alles auch nur zu erwähnen, würde in diesem Rahmen völlig unmöglich sein —, so sei zunächst des Gelehrten und Forschers gedacht. Den Weg dazu hat er uns selbst in der

*) Kaindl war einer der ersten Gelehrten, die die Bedeutung der Volkskunde für die Geschichtsforschung erkannten und mit Nachdruck auf ihre Bedeutung hinwiesen. (Vgl. seine Schriften: Die Volkskunde, ihre Bedeutung, ihre Ziele und ihre Methode. Wien 1903. — Völkerkunde, Volkskunde und Völkerwissenschaft. Österr. Rundschau 1905. Bd. 4. — Geschichte und Volkskunde: Inaugurationsrede. Czernowitz 1913. —)

Gruppierung seiner literarischen Produktion am Ende seiner Selbstbiographie gewiesen.

Mit dem Jahre 1888 beginnt seine wissenschaftliche Publizistik, der Erforschung seines Heimatlandes, der Bukowina, gewidmet: Geschichte der Bukowina (3 Teile. Czernowitz 1888 ff· 2. Aufl. ebenda 1896 ff.). Neben der Geschichte des Landes [Kurze Landeskunde der Bukowina. Czernowitz 1895; — Die Bukowina in den Jahren 1848/49. Österr.-Ungar. Revue (Wien) 1900, Bd. 25; — Die Bukowina im Jahr 1809. Jahrbuch d. Bukow. Landesmuseums 1896, Bd. 4; — Unser Heimatland Bukowina. Wien 1912. 2. Aufl.: Wien 1914.; —] befaßte er sich mit der Geschichte seiner Heimatstadt und schenkte ihr — die ihr Aufblühen deutschösterreichischer Arbeit verdankte — zu ihrem 500jährigen Jubiläum die erste vollständige Geschichte der Stadt Czernowitz (1908). Dem Ansiedlungswesen und der geographischen Verteilung dieser Siedlungen in der Bukowina widmete er eingehende Untersuchungen [Über die Besiedlung der Bukowina. Mitt. der geogr. Gesellschaft. Wien 1891; — Die Verteilung der Siedlungen in der Bukowina. Ebenda 1891; — Das Ansiedlungswesen in der Bukowina. Innsbruck 1902], wies auf die Verdienste Kaiser Josefs II. für das Land in der Arbeit hin: Kaiser Josef II. in seinem Verhältnis zur Bukowina (Jahrb. d. Bukow. Landesmuseums 1896, Bd. 4). und behandelte in seinem Habilitaitonsvortrag (1893) die Erwerbung der Bukowina durch Österreich. Neben diesen allgemein geschichtlichen Forschungen zog er das ganze bunte Völkergemisch des Buchenlandes — vor allem unter dem Gesichtswinkel des Volkskundlers — in den Kreis seiner Untersuchungen [Die ethnographische Zusammensetzung der Bevölkerung der Bukowina. Petermanns Geogr. Mitt. Aug. 1915; — Die Ruthenen in der Bukowina. 2 Teile. Czernowitz 1889/90; — Die Huzulen. Ihr Leben, ihre Sitten und ihre Volksüberlieferung. Wien 1893], befaßte sich als Rechtshistoriker mit dem Untertanswesen in der Bukowina (Archiv. f. öster. Geschichte LXXXVI, 1899) und brachte wertvolle Erkenntnisse bei, für die Vorgeschichte des Buchenlandes [Forschungen auf dem Gräberfelde in Unter-Horodnik und in der neolithischen Ansiedlung mit bemalter Keramik in Szipenitz. Jahrb. d. Zentralkommission f. Kunst und hist. Denkmale (Wien) 1903. Bd. 1; — Neue Forschungen in Szipenitz. Ebenda 1904. Bd. 2; — Eine neue Fundstelle mit bemal-

ten Tongefäßen (Sereth i. d. Bukowina). Wiener prähist. Zeitschr. 1922;].

So entstand eine gewaltige und umfassende Monographie der Bukowina, in der Kaindl seiner Heimat, ihrer Geschichte und ihren Bewohnern ein Denkmal setzte, wie es schöner kaum gedacht werden kann.

Von seinem Heimatlande ausgehend, zogen nun Kaindls Studien ihre immer weiter ausgreifenden Kreise. Die Geschichte der Nachbargebiete Ungarn, Polen und Böhmen ist es, die schon sehr früh Kaindls Interesse fand. Um nur einige Titel zu nennen: Beiträge zur älteren ungarischen Geschichte. Habilitationsschrift. Wien 1893; — Studien zu den ungarischen Geschichtsquellen. Archiv f. österr. Geschichte 1894—1902. Bd. 81—91; — Studien zur Geschichte des deutschen Rechtes in Ungarn und seinen Nebenländern. Ebenda 1908. Bd. 98; — Polen. Mit einem geschichtl. Überblick über die polnisch-ruthenische Frage. Leipzig 1916. 2. Aufl.: 1917; — Polen. Quellensammlung f. d. gesch. Unterricht. Leipzig 1918; — Zur polnischen und ruthenischen Frage. Aufsatzreihe. Die Grenzboten 1916—18; — Zur Lage in Polen. Öster. Rundschau, Dez. 1922; — Beiträge zur Geschichte des deutschen Rechtes in Galizien. 12 Ab. Archiv f. österr. Gesch. 1906—1908. Bd. 95—100; — Zur Geschichte des deutschen Rechtes im Osten. Zeitschrift d. Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Germ. Abt. 1919, Bd. 40; — Böhmen. Zur Einführung in die böhmische Frage. Leipzig 1918; — Quellenbuch zum Sprachenstreit in Böhmen. Reichenberg i. B. 1925; — Die Kreisverfassungen in Böhmen. Deutsche Arbeit Okt. 1918.

Auch hier wiederum begegnet uns eine Vielseitigkeit der Kaindlschen Forschungen, die niemals oberflächlich, sondern immer exakteste Wissenschaftlichkeit mit künstlerischer Darstellung zu verbinden weiß und sich durch die tiefe und volle Fähigkeit des sich Einfühlens in Art und Wesen der Kultur der nichtdeutschen Völker des östlichen Mitteleuropas Anerkennung und Schätzung, weit über das Gebiet der deutschen Wissenschaft hinaus, sicherte.

Wie sehr aber alle diese Studien mit Kaindls Erforschung des Deutschtums in den Karpathenländern zusammenhängen und gewissermaßen zu ihr als Endziel hinstreben, beweist sein Hauptwerk, die dreibändige „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern“ (Gotha 1906—1910), wodurch

er sich den Titel des „ersten systematischen Erforschers des Ost- und Südostdeutschtums" erwarb. Mit größter wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit schuf er hier ein Sammelwerk, in dem die Geschichte der Deutschen in Galizien, Ungarn, Siebenbürgen, in der Bukowina und in Rumänien, ihre kulturelle Sendung, erst als Städtegründer und Erschließer des östlichen Handelsgebietes, dann als weite Strecken urbarmachende Ackerbauer, schließlich als Beamte und Lehrer in dem gewaltigen Zeitraum von mehr als tausend Jahren, unter Heranziehung einer geradezu unübersehbaren Literaturmasse und Aktenfülle und unter Verwertung der auf zahlreichen Reisen gewonnenen Eindrücke dargestellt wird und „das man als das beste Werk ansprechen kann, das überhaupt über einen größeren auslanddeutschen Lebensraum geschrieben worden ist und das in seiner Monumentalität ein dauerndes Schriftumsdenkmal bleiben wird."

Daneben treffen wir ein ganz gewaltiges Schrifttum, das ausschließlich dem Ostland- und Karpathendeutschtum gewidmet ist und dessen Fülle unsere Bewunderung und unser Staunen erweckt. Auch hier können nur einige Titelangaben — von der Menge propagandistischer Aufsätze ganz abgesehen — gebracht werden, um neuerdings die Vielseitigkeit des Forschers aufzuzeigen: Die Ansiedlung der Deutschen in den Karpathenländern. Prag 1917; — Geschichte der Deutschen in Ungarn. Gotha 1912; — Die Deutschen in Galizien und der Bukowina. Frankfurt-Wien 1916; — Bei den deutschen Brüdern in Großrumänien. Wien 1924; — Die Deutschen in Osteuropa. Leipzig 1916; — Deutsche Literatur in Galizien und der Bukowina bis 1848. Nagl-Zeidler, Deutschösterreichische Literaturgeschichte. Wien 1915, 2. Bd., Seite 99 ff.; — Deutsche Lieder aus der Bukowina. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (Berlin) 1905 und Zeitschr. f. österr. Volkskunde (Wien) 1907; — Das deutsche Ansiedlerhaus in Galizien. Globus 1910. Bd. 97. u. v. a.

Im 3. Bande seines Hauptwerkes faßt Kaindl im Vorwort das Ergebnis seiner Forschungen gewissermaßen zusammen: „Die Deutschen in allen diesen Ländern bilden ein organisches Ganzes, ihre Geschichte und ihre Geschicke sind eng verknüpft. Zusammen blühten sie im Mittelalter, in die gleiche Zeit fiel ihr Niedergang. — Die Ereignisse von 1866 haben die Reichsdeutschen erstarken lassen, dagegen wurde die Stellung der Deutschen in Österreich und vor allem in den Karpathenländern geschwächt, und sie wurden einer weit stärkeren Masse von Gegnern gegenübergestellt. — Für die Karpathendeutschen muß aber ihre gemeinsame Herkunft, ihre

gleiche historische Entwicklung und ihre gleiche Lage eine ernstliche Mahnung sein, sich eng aneinander zu schließlich."

Diese Worte sind nicht nur lediglich ein Ergebnis, sondern beinhalten auch ein Bekenntnis und Programm, in dessen Dienst sich der Volksführer und Politiker Kaindl voll bewußter Überzeugung stellte. Und wie seine Forschungen, von der Bukowina ausgehend, immer weitere Kreise zogen, so wuchs auch der Führer immer weiter über die Grenzen seiner Heimat hinaus. Der „Verein der christlichen Deutschen in der Bukowina" zählte Kaindl zu seinen eifrigsten und verdienstvollsten Mitgliedern, und seine zahllosen Verdienste brachten es mit sich, daß er 1906 von seinen Volksgenossen in den Czernowitzer Gemeinderat entsendet, 1911 zum Obmann des Vereines gewählt wurde. Von da aus gingen seine Bestrebungen, alle Karpathendeutschen in einer großen Organisation zu vereinigen, und ihre Tagungen (Czernowitz 1911, Ruma 1912, Wien 1913, Biala 1914) — ausschließlich Kaindls Werk — bewiesen glänzend die Richtigkeit und den Erfolg seiner Tätigkeit. Auch während des Krieges und der ersten Nachkriegsjahre war er unermüdlich für seine Heimat sorgend tätig, und Tausenden von Flüchtlingen — auch vielen Nichtdeutschen — half er durch seine Fürsorgetätigkeit aus ärgster Not und lenkte durch fortwährende und unermüdliche Aufklärungsarbeit [es seien nur genannt: Eine Lanze für das Karpathendeutschtum. Kunstwart, Juni 1917; — Völkische Hilfe für das Karpathendeutschtum. Ebenda. Juli 1918; — Unsere Volksgenossen in den östlichen Nachfolgestaaten 1918—1922. Österr. Rundschau. Okt. 1922; — daneben seit 1896 Aufsätze in den verschiedensten führenden Zeitschriften und Zeitungen] die Aufmerksamkeit der breiten Öffentlichkeit auf das Ostdeutschtum hin.

Allerdings ist ja heute Kaindls Gedanke vom Zusammenschluß des Deutschtums im Osten infolge der durch die Nachfolgestaaten geschaffenen veränderten politischen Lage nicht mehr ausführbar, und es mußten neue Wege (Minderheitentagungen in Genf) gesucht werden, aber das bleibende Verdienst dieser seiner Lebensarbeit ist nicht nur die Vermittlung der Kenntnis vom Ostlanddeutschtum an das übrige Europa, sondern die Schaffung jener Grundlagen, auf denen heute das deutsche Leben in den Donaustaaten sich aufzubauen vermag.

Kaindl war in seinen Forschungen über das Ostlanddeutschtum zu der bereits oben erwähnten Erkenntnis gekommen, daß mit dem Jahre 1866 der Niedergang des Deutschtums im Osten beginne. Diese Vorgänge erkannte er als eine deutliche Folge der

politischen Verhältnisse des Deutschen Reiches und Österreichs und führten ihn schon frühzeitig — man vergleiche hierzu die Tagebuchaufzeichnungen des jungen Studenten in seiner Selbstbiographie — zur Verteidigung des großdeutschen Standpunktes, „zugleich zur Prüfung des kleindeutschen und zu dessen Ablehnung". Diese Gedankengänge eines echten Altösterreichers, der die Kultursendung Deutschösterreichs nicht nur erfaßte und wissenschaftlich erkannte, sondern auch innerlich erlebte, fanden ihren Niederschlag in dem Werke: „Österreich — Preußen — Deutschland. Deutsche Geschichte in großdeutscher Beleuchtung" (Wien 1926), worin er eine kritische Revision der seit Treitschke zur Vorherrschaft gelangten kleindeutschen Geschichtsauffassung vornahm, viele Unsachlichkeiten dieser stark preußisch betonten Geschichtsschreibung aufzeigte und erfolgreich mit einer ganzen Reihe antiösterreichischer Vorurteile aufräumte. Die Erregung, die dieses Werk, besonders im Gegenlager, hervorrufen mußte, hatte Kaindl deutlich vorausgesehen, daher sein freimütiges Bekenntnis: „Als nach 1918 es sich zeigte, daß man im Deutschen Reich die Deutschösterreicher in großen Kreisen unterschätzte und ihren Anschluß an Deutschland mißbilligte, sah ich mich zum offenen Kampf gegen diese kleindeutsche Einstellung veranlaßt und berechtigt. Ich habe diesen Kampf aufgenommen, obgleich ich wußte, daß er mich um einen Teil der Sympathien bringen werde, die man mir wegen meiner bisherigen Deutschtumsarbeiten geschenkt hat. Aber ich habe das getan, weil das Wohl meines Volkes es erforderte. Das deutsche Volk und alle seine Ableger können nur gesunden, wenn eine wahrhaft großdeutsche Gesinnung uns verbinden wird." Und wie diese großdeutsche Gesinnung, bedingt durch die nach 1918 geschaffenen Verhältnisse, sich außenpolitisch auszuwirken habe, erhellen seine programmatischen Worte: „Je weiter ich in meinen geschichtlichen Arbeiten und völkischen Bestrebungen fortschritt, desto mehr erkannte ich, daß die Unterschätzung anderer nationaler Bestrebungen und Völker ein großer Fehler ist. Die Durchringung zu diesem Standpunkt ist in einer Zeit stetiger Kämpfe und Reibungen nicht leicht. Mit der Gewinnung dieses Standpunktes mußte sich allmählich die Föderalisation als das geeignetste Mittel zur Versöhnung der Gegensätze ergeben. Wer es weiß, wie sehr wir Deutsche in dem Gedanken, daß nur die Zentralisation unser Heil sein könnte, heranwuchsen, wird es begreifen, daß die Hinwendung zur föderalistischen Gestaltung nur unter den gewichtigen Einflüssen der großdeutschen Überlieferung, verbunden mit den Erfahrungen der letzten Zeiten, durchdrang. In der Föderalisation scheint mir die Zukunft Mittel- und Südosteuropas zu liegen. Den Weg dazu soll die wirtschaft-

liche Verbindung der kleinen, für und an sich unlebensfähigen Wirtschaftsgebiete bilden. Es ist die alte großdeutsche Idee (im weiteren Sinne), den Zeitverhältnissen angepaßt. Man wird der Föderalisationsidee in Zukunft mehr Gerechtigkeit willfahren müssen." Und die Zeit hat zum Teil erwiesen und wird es noch tun, wie klar hier Kaindl gesehen, wie folgerichtig seine Gedankengänge von der Lösung des mittel-südosteuropäischen Problems sind.

Um den Kreis unserer kurzen Betrachtung des Lebenswerkes des Gelehrten, Volksführers und Politikers Kaindl abzuschließen, sei hier seines letzten großen Werkes gedacht: Geschichte und Kulturleben Deutschösterreichs. Von den ältesten Zeiten bis 1526. Auf Grundlage der „Geschichte Österreichs" von F. M. Mayer. (Wien-Leipzig 1929). Es war dem Verewigten vergönnt, das Erscheinen dieses Werkes von größter Bedeutung mitzuerleben, das in festumrissener Form die Geschichte der Deutschen innerhalb der Grenzen des neuen österreichischen Staates bietet und in meisterhafter Art „die Verdienste des deutschösterreichischen Stammes im Gesamtleben des deutschen Kulturgeschehens" darstellt. Es wird ihm den Ruhm eines „Geschichtschreibers des deutschen Volkes" für immer sichern.

Gilt dem Gelehrten Kaindl unsere Verehrung und Bewunderung, so gehört unsere Liebe dem Dichter. Zwei Romane sind die hervorragendsten Werke seiner dichterischen Tätigkeit. „Die Tochter des Erbvogts" behandelt das Kleinpolen des XIV. Jahrhunderts, das Ringen der deutschen Städte, Krakau an der Spitze, um ihre Anerkennung und Krakaus Fall, — ein geschichtliches Geschehen, in dem das Liebespaar der Haupthandlung deutschen Geist und deutsches Wesen symbolhaft verkörpert. Wie dieser, greift auch sein zweiter Roman „Lose der Liebe" zurück in die Welt des XIV. Jahrhunderts und hat das Schicksal des polnischen Fürstenpaares Hedwig und Wilhelm, das dem Staate und seiner Herrscherpflicht sein Liebesglück opfern muß, zum Inhalt, durchflochten mit Bildern aus dem deutschen Leben der Ostmark. Um diese beiden Hauptwerke ranken sich, in Zeitungen und Büchern verstreut, eine Reihe kleinerer Erzählungen: „Hilde und Helge", ein Weihnachtsmärchen, „Gotenland verloren", „Getreu bis in den Tod" „Die drei Getreuen", „Schwabenstreiche" u. a. Auch Festspiele (1908 zur Kaiserfeier in Czernowitz, 1910 zur Weihe des deutschen Hauses in Czernowitz), Festreden und eine Reihe von Gedichten stammen aus seiner Feder.

Wie seine wissenschaftlichen Werke, wie seine Führertätigkeit, galt auch sein Dichten seinem Volke, und die deutsche Literatur-

geschichte wird ihm als den bedeutendsten Erzähler der Karpathendeutschen ebenso wie dem Historiker die übrige wissenschaftliche Welt ein dauerndes und ehrendes Gedenken bewahren.

Wilno-Graz, im Sommer 1930. F. A. Doubek.

Polemik.

Dr. W. Maas — D. A. Müller.

Berlin, 18. 7. 1930.

Sehr geehrter Herr Dr. Lattermann!

Auf Seite 193 des Heftes 19 der von Ihnen herausgegebenen Deutschen Wissenschaftlichen Zeitschrift für Polen bespricht ein Herr A. M. meine Schrift „Wandlungen im Posener Landschaftsbild zu preußischer Zeit". Im allgemeinen halte ich Antworten auf Besprechungen für sinnlos. Da ich aber an Ihrer Zeitschrift weiter mitarbeiten will, könnten, wenn ich nichts erkläre, die Leser glauben, ich stimme den Ausführungen von A. M. bei. Dies ist aber keineswegs der Fall.

1. Viele Verweisungen erklären sich dadurch, daß ich meine Arbeit „Beiträge zur Siedlungsgeographie des Posener Landes" habe in zwei Teilen („Die Entstehung der Posener Kulturlandschaft" und „Wandlungen im Posener Landschaftsbild zu preußischer Zeit") in Posen 1927 und Stuttgart 1928 erscheinen lassen müssen, wogegen ich mich, wie Sie wissen, verzweifelt gewehrt habe, was ich aber nicht verhindern konnte.

2. Meine Darstellungsweise gefällt Herrn A. M. nicht. Das ist eine Geschmacksfrage, die Wiener Geographischen Mitteilungen schreiben über dieselbe Schrift: „Man hat seine helle Freude daran, wie es dem Verfasser gelungen ist, einen spröden Stoff interessant und seine Darstellung wirklich spannend zu machen."

3. Ich habe niemals Protestanten und Deutsche, Katholiken und Polen einfach einander gleichgesetzt. Ich habe bei der Besprechung der räumlichen Verbreitung (wichtig!) ausdrücklich erklärt, daß es in Posen Deutsch-Katholiken gibt — ich führe sogar die Orte und Kreise mit Zahlenabgaben an (und H. Witte in Petersmanns Mitteilungen belobt mich dafür) — und ebenso in Südposen protestantische Polen. S. 18 führe ich zustimmend die Meinung von Laubert, es wären 10% Deutsche unter den Katholiken gewesen, an, S. 20 berechne ich sie auf mindestens 10,86%. Die Bemerkung von A. M. ist also böswillig.

4. Herr A. M. nennt mich einen Dilettanten. Dies Wort hat im Deutschen zwei Bedeutungen. Einmal im Sinne Goethes als Gegensatz gegen den Nurfachmann. So will ich es akzeptieren.

Herr A. M. aber hatte wohl die andere Bedeutung, kein selbständiger fachgerechter Forscher, im Auge. Herr Laubert hatte schon erklärt, der Historiker erführe aus meiner Arbeit nichts Neues. Man hat das freilich bisher auch noch nie von einer geograph. Arbeit verlangt! Wenn ich alles hätte selbst erforschen wollen, so hat wohl Herr Geheimrat Volz recht, der mir schrieb, allein das zu machen, geht wohl über Menschenkraft. Aber ich bescheinige Herrn A. M. gern, ich bin nicht Fachhistoriker, Fachnationalökonom, Fachjurist, Fachgermanist, Fachslavist, Fachkunsthistoriker, Fachagronom, Fachsoziologe. Das alles müßte ich nämlich für die ,,Wandlungen" sein, während für die ,,Entstehung" noch einige Fächer hinzukämen.

5. Ich bin aber Geograph. Und da ist folgendes mitzuteilen: Der Geographieprofessor Fritz Jaeger bezeichnete diese Dissertation als eximium, zu deutsch ausgezeichnet, erklärte, sie beweise eine Beherrschung aller geographischen Methoden, sie wurde in die sehr angesehene Sammlung ,,Forschungen zur Deutschen Landes- und Volkskunde" aufgenommen, die Geographische Zeitschrift zu Heidelberg, die ehrwürdigen Petermanns Mitteilungen, der Geographische Anzeiger, das Berliner, Wiener, Londoner und Pariser geographische Organ lobten sie, zum Teil sogar sehr. Das genügt mir, mit und ohne Herrn A. M.

6. Wenn ich bei der Besprechung des für den Erfolg der preußischen Ansiedlungstätigkeit so unerhört wichtigen Bewußtwerdungsprozeß der polnischen Bauern auf die analogen Prozesse des ,,Erwachens der geschichtslosen Nationen" in anderen Ländern, Nachbarstaaten Polens, hinweise (Seitenzitate von A. M.) so kann nur ein Fachmann im Sinne Goethes erklären: ,,Das gehört nicht zum Thema". Man sieht ordentlich den aufgehobenen Schulmeisterfinger.

Genehmigen Sie, sehr geehrter Herr Dr. Lattermann, auch bei dieser Gelegenheit den Ausdruck vorzüglicher Hochachtung.

Ihr sehr ergebener

Dr. Walther Maas.

Sehr geehrter Herr Dr. Lattermann!

Die Entgegnung des Herrn Dr. Maas, für deren freundliche Zusendung ich Ihnen bestens danke, habe ich mit großem Interesse gelesen. Zu ihr im einzelnen Stellung zu nehmen, finde ich keine Veranlassung; ich müßte die Arbeit noch einmal besprechen, und ich glaube nicht, daß jetzt, nachdem ich von Herrn Dr. Maas erfahren habe, wie andere über sie denken, mein Urteil wesentlich anders ausfallen würde als letzthin. Es bleibt somit Herrn Dr. Maas anheimgestellt, mich zu denjenigen Rezensenten seiner Arbeit zu zählen, die in ihr nicht gerade ein eximium sehen und bei ihrer Lektüre von einer hellen Freude wenig verspüren.

Über die verschiedenen Auslegungsmöglichkeiten der Begriffe Dilettant und Fachmann möchte ich mich mit Herrn Dr.

Maas ebenfalls nicht unterhalten, denn es könnte sich dabei leicht für beide Seiten die Möglichkeit ergeben, sich hinter Goethe zu verschanzen. Dagegen nehme ich gern zur Kenntnis, daß Herr Dr. Maas nicht Fachhistoriker, Fachnationalökonom, Fachjurist, Fachgermanist, Fachslavist, Fachkunsthistoriker, Fachagronom, Fachsoziologe und was weiß ich alles ist; eine Zusammenstellung seiner wissenschaftlichen Verweisungen auf eigene Arbeiten und Artikelchen, nicht bloß in seinen „Wandlungen", könnte nämlich eine gegenteilige, falsche Meinung leicht aufkommen lassen.

Herr Dr. Maas vermutet in mir einen Schulmeister, und er trifft, wie Sie wissen, ins Schwarze. Hier hat ihn sein guter Instinkt nicht verlassen. Zu einem dahingehenden Schluß jedoch liegen zwingende Gründe nicht vor: nicht nur Schulmeister stellen Abschweifungen vom Thema fest und verurteilen gedankliche „Sprünge". Weil aber Herrn Dr. Maas mein aufgehobener Schulmeisterfinger so viel Spaß macht, so will ich ihn diesmal auf den die untere Hälfte der 32. Seite seiner „Wandlungen" füllenden Absatz als auf ein Beispiel hinweisen, wie man, ohne sich etwas Böses zu denken, in einem Atemzuge von der Form des Ansiedlerdorfes über die Obstbaumanpflanzungen durch die Ansiedler und, weiter zurück, über Obstbaumanpflanzungsanordnungen Flottwells auf die Obstbaumkulturpolitik im alten Polen und ihre Rückwirkung auf den polnischen Volkscharakter gelangen kann, um zuguterletzt bei der Blumenliebhaberei der Ukrainer zu landen.

Der Vorwurf der Böswilligkeit, den Herr Dr. Maas gegen mich erhebt, geht am Ziel vorbei.

Mit den besten Grüßen verbleibe ich

Ihr ergebener

Dr. August Müller.

Bromberg, den 5. Dezember 1930.



Bittschreiben

der Evangelischen Labischins nach Danzig.

Mitgeteilt von D. Dr. Theodor Wotschke.

Gott hat das Winseln und Girren der ehemals zu polnischen, besonders aber zu Zeiten der Konföderation überaus sehr gedrückten und verfolgten ev. luth. Christengemeinde hierselbst endlich erhört, sich unser in Gnade angenommen und dem väterlichen Schutze unseres allergnädigsten Königs uns kindlich anvertraut. Wir preisen die weiseste Vorsehung, erkennen hieraus, daß Gott sich unser erbarmet und zu Verherrlichung seiner Ehre uns nicht hat gänzlich unterdrücken und ausrotten, vielmehr siegen lassen. Da wir nun hierfür unser schuldiges Dankopfer und das Te deum laudamus in öffentlicher Versammlung durch eine in und bei hiesiger Stadt befindlichen Anzahl von mehr als 4000 ev. luth. Christen bis jetzo nicht anders als unter freiem Himmel, jedennoch unter vielen Freudentränen anstimmen, daselbst auch Vollamt und Kommunion von unseren Predigern gehalten werden müssen, so sind wir nächst göttlicher Hilfe im Begriff, eine ev. Kirche zu erbauen, zu der wir auch die Erlaubnis von unseres Königs Westpreußischer Regierung erhalten haben.*) Da wir nun aber durch die vielen Unruhen in vorigen Zeiten dergestalt entkräftet, daß wir außer Stande sind, den Bau der Kirche zu vollführen, haben wir Ew. Hochwohl- und Hochedelgeboren hiermit und im Namen der ganzen ev. luth. Gemeinde untertänigst und gehorsam anflehen wollen, unseren Zustand in Erbarmung zu erwägen und gnädigst zu vermitteln, daß in dasiger Stadt eine Kirchen- und Hauskollekte gesammelt und das von mitleidenden Herzen zusammengebrachte uns durch Überbringer dieses als hierselbst angesessenen, sicheren und vereideten zwei Bürgern übermacht werde...

Labischin, den 27. Sept. 1779. Pohl, Polizeibürgermeister und Obervorsteher hiesiger ev. luth. Kirche. Pardon, Vicebürgermeister und Vorsteher. Bartsch, Vorsteher.

---

*) Der Finanzrat Brenckenhoff hatte als Verwalter der Herrschaft Labischin die Erlaubnis zum Kirchenbau gegeben.



Besprechungen und Inhaltsangaben.

Jahresberichte für deutsche Geschichte. Unter redaktioneller Mitarbeit von Staatsarchivrat Dr. Viktor Loewe herausgegeben von Albert Brackmann und Fritz Hartung. Leipzig, K. F. Koehler. Seit 1927. 1. Jahrgang 1925. XVI, 752 Seiten, geheftet 38 RM. (1927). 2. Jahrgang 1926. XVI, 805 Seiten, geheftet 40 RM. (1928). 3. Jahrgang. XVI, 800 Seiten, geheftet 40 RM. (1929).

Nachdem die bis zum Weltkrieg erscheinenden Jahresberichte der Geschichtswissenschaft eingegangen waren, wurde die Lücke zunächst durch die schmächtigen Jahrbücher der deutschen Geschichte, die also nicht mehr die Gesamtgeschichte umfaßten, so gut es bei der Not der Zeit gehen wollte, ausgefüllt. Schließlich ist es erfreulicherweise möglich gewesen, wieder zu Berichten des angezeigten stattlichen Umfangs, aber unter Beibehaltung der Beschränkung auf die deutsche Geschichte zurückzukehren, deren Redaktion bei Dr. Loewe in bewährten Händen liegt.

Die Einzelbände sind in die Hauptteile Bibliographie und Forschungsberichte zerlegt und durch Nummerverweisungen miteinander verknüpft. Innerhalb dieser werden unterschieden: Allgemeiner Teil; Allgemeine deutsche Geschichte in zeitlicher Reihenfolge; die einzelnen Zweige des geschichtlichen Lebens; Schrifttum zur Geschichte angrenzender Gebiete; dasselbe zur Geschichte des Auslanddeutschtums. Einige noch dastehende überflüssige Fremdworte habe ich hierbei verdeutcht. Im 2. Teil kommt noch ein Abschnitt Einzelgebiete hinzu. Besonders erfreulich ist, daß die Teile über die Nachbarländer und die Auslanddeutschen gegenüber den ziemlich dürftigen Anfängen im 1. Jahrgang weiter ausgebaut und aufgeteilt worden sind und daß im letzten Band auch die Arbeiten zur deutschen Geschichte in den nordischen, russischen, polnischen, tschechischen, madjarischen, südslawischen Sprachen ausgiebig berücksichtigt worden sind.

Unter diesen Umständen ist es erklärllch, daß die Jahrbücher auch in vorliegender Zeitschrift angezeigt werden. Die Abschnitte Schlesien hat E. Randt, West- und Ostpreußen E. Keyser, Posen in Jahrgang I und II M. Laubert, in Jahrgang III A. Lattermann bearbeitet. Letzterer betreut auch den aus dem früheren Gesamtteil über das Auslanddeutschtum herausgeschälten über das Deutschtum in Polen (Im Inhalts-Verzeichnis ist versehentlich Seite 719 statt 717 angegeben). Bei den meisten Arbeiten konnte auf Besprechungen in vorliegender Zeitschrift hingewiesen werden. Da für die Anlage des Werkes die Grenzen von 1918 maßgebend für die Gebietseinteilung sind, auch zeitlich

dieses Jahr den Abschluß bildet, sind Arbeiten über die abgetretenen preußischen Ostgebiete und Östereichisch-Schlesien im Abschnitt Einzelterritorien verzeichnet, letzteres mit Böhmen und Mähren zusammen, so daß nur Kongreßpolen, Galizien und die ukrainisch-weißrussischen zu Polen geschlagenen Gebiete für den Abschnitt Polen übrigbleiben. Unverhältnismäßig umfangreich sind die Berichte über Arbeiten in polnischer Sprache v. F. H. Schmid (für 1925 und 1926 zusammen in Jahrgang II, Seite 691—733, für 1927 Jahrgang II, Seiten 650—688). Bei der geringen Kenntnis gerade dieser für die gesamte ostdeutsche Entwicklung wichtigen Sprache unter den deutschen Geschichtsforschern ist das aber wohl gerechtfertigt, wenn auch dem gegenüber die andern Sprachen etwas stiefmütterlich wegkommen. Mit Recht weist der gründliche Kenner der polnischen Geschichtsschreibung darauf hin, daß die Vernachlässigung dieser, die auch die längst deutschen Grenzgebiete wie Ostpreußen, Pommern, Mark und Schlesien eifrig in den Kreis ihrer Untersuchungen zieht, allmählich aufhören müßte. Was würde man dazu sagen, wenn ein Deutscher über einen französischen Stoff ein dickes Buch schreiben wollte, ohne von dieser Sprache eine Ahnung zu haben? Über polnische Dinge aber erscheinen immer noch Werke, die das in dieser Sprache vorhandene Schrifttum überhaupt nicht berücksichtigen, wofür Verfasser einige Beispiele gibt. Erfreulich ist auch, daß er einige chauvinistisch-deutschfeindliche unwissenschaftliche Darstellungen als solche bezeichnet, wenn man auch diesen Hinweis bei manchen Werken vermißt, wo er ebenfalls noch stehen müßte.

Eine völlige Einheitlichkeit ist naturgemäß bei einem so großen Mitarbeiterkreis — der letzte Band zählt deren 70 — nicht zu erzielen gewesen. Aber in den Grundlinien ist ein Fortschreiten in dieser Richtung zu erkennen, und so liegen auch schon viele anerkennende Stimmen von deutscher und fremdvölkischer Seite vor, denen wir uns voll anschließen können. Unverständlich ist uns jedoch, weshalb die doch größtenteils deutschsprachige Schweiz nur bis 1499 und die „belgisch-niederländische Geschichte" nur für das M. a. — der Name des künstlichen Staatsgebildes Belgien, der doch erst seit 1830 wieder ausgegraben ist, stört hier — berücksichtigt worden sind. Daß die Schweiz und die Niederlande sich (übrigens doch erst 1648 endgültig) vom Reich getrennt haben, sollte kein Grund dafür sein, sie auszuschließen. Gegenüber diesem überängstlich-engherzigen Standpunkt könnte man von den Polen lernen: Diese behandeln selbstverständlich die im Westen und Norden angrenzenden Gebiete, z. B. Schlesien, das seit 600 Jahren schon politisch von Polen getrennt und sprachlich größtenteils deutsch ist, oder Ostpreußen, das nur knapp 200 Jahre Lehensherzogtum gewesen ist, mit, betrachten die nur noch in der Minderheit masurischen Südgebiete, trotzdem die Bewohner nichts von Polen wissen wollen — ebenso wie die Holländer trotz nur geringer sprachlicher Verschiedenheit keine Deutsche mehr sein wollen — selbstverständlich als mindestens zum erdkundlichen Begriff Polen zugehörig. Auch im Osten dehnen sie den Begriff Polen so weit aus, wie der polnische Kultureinfluß oder der Machtbereich des alten polnisch-litauischen Doppelstaates in den Zeiten seiner größten Ausdehnung gereicht

hat (vgl. über diese Dinge den lehrreichen Aufsatz von Dr. Felix Deutsch: Die polnische Wissenschaft im Dienst der Propaganda, Grenzmärkische Heimatblätter, Schneidemühl, Mai 1929). Ähnlich sollte auch in der deutschen Geschichtswissenschaft nach Überwindung der unglücklichen kleindeutschen Gleichsetzung des erdkundlichen Begriffs Deutschland mit dem im Lauf der Jahrhunderte arg zusammengeschmolzene Deutschen Reich verfahren werden. Man brauchte ja nicht gleich so weit zu gehen wie der Posener Prof. Dr. Zygmunt Wojciechowski, der es fertigbringt, auf Grund der Tatsache, daß einmal unter Boleslaus dem Kühnen die Lausitz einige Jahre lang für Polen erobert worden ist, nun eine Bücherkunde zur wendischen Geschichte als zur polnischen Geschichte zugehörig zu beschlagnahmen, — nach dem polnischen Muster gehörte z. B. ziemlich die ganze west- und südeuropäische Geschichte zur deutschen, da zeitweise im M.a. diese Gebiete dem deutschen Universalreich lehnspflichtig waren, selbst Zypern u. dergl. — aber etwas mehr Großzügigkeit wäre auf deutscher Seite doch zu wünschen. Vom Gesichtspunkt einer klaren Scheidung zwischenmVolkstu und Staat wäre auch zu wünschen, statt von einer ungarischen von einer madjarischen Sprache zu reden. Verdiente weiter das Sprachgebiet des zweitgrößten slawischen, mit seinen über 40 Millionen Köpfen die Polen weit überragenden ukrainischen Volkes keinen eigenen Abschnitt? Ein in Arbeit befindliches Buch wird demnächst beweisen, daß auf dem Boden dieses Volkes die Deutschen die gleiche Kulturträgerrolle gespielt haben wie auf dem Boden des poln. Ein weiteres Bedenken betrifft die zeitliche Begrenzung. Soll dauernd das Jahr 1918 den Abschluß bilden? Wir schreiben bereits beinahe 1931, und in der Zwischenzeit hat sich sehr vieles Wichtige ereignet — erinnert sei nur an die unheimlichen volkmäßigen Verschiebungen im deutsch-polnischen Grenzgebiet — an dem doch die Geschichtsschreibung nicht achtlos vorübergehen kann. Die Schwierigkeit der neuen Grenzziehungen darf da kein Hinderungsgrund sein; auch früher haben sie stark geschwankt. Wenn man schon einige Jahre auslassen will, um den erwünschten Abstand zu gewinnen, so kann man damit einverstanden sein, aber die Spanne darf nicht zu groß werden. Man wird uns hoffentlich diese Anregungen, die dem naturgemäß weiteren Blick des Auslanddeutschen entspringen, nicht verargen und für Nörgelsucht auslegen. Aber ihre Erfüllung würde den Wert der stattlichen Bände, auf die die deutsche Geschichtswissenschaft stolz sein kann, zweifellos noch stark vergrößern. R.

Karl Völker: Kirchengeschichte Polens Berlin und Leipzig 1930, Walter de Gruyter & Co., 337 S. großen Formats.

Das vorliegende Werk ist das erste in deutscher Sprache, das die gesamte Geschichte der christlichen Kirchen, der katholischen ebenso wie der evangelischen, in Polen von der Einführung des Christentums ab bis zum Neuerstehen des Polnischen Staates zur Darstellung bringt. In dieser Ausdehnung und mit solcher Verwertung auch der neueren und neuesten Literatur hat selbst die polnische Geschichtsschreibung diesem Werke etwas Gleichwertiges nicht an die Seite zu stellen.

Große Vorzüge eignen dieser Darstellung. Vor allem ein anerkennenswertes Bemühen um Unparteilichkeit. Der Ver-

fasser sucht allen Bekenntnissen und Kirchen gerecht zu werden und das Große an ihnen hervorzuheben. Stets geht ferner der kirchengeschichtlichen Darstellung eine Übersicht über die politische Entwicklung in dem betreffenden Zeitabschnitt voraus, gleichsam als Rahmen für das nachfolgende Bild. Ebenso ist der literarische Niederschlag und kulturgeschichtliche Ertrag der religiösen Bewegungen mit Liebe geschildert. Das Ganze beruht auf einer umfassenden Kenntnis und Benutzung des einschlägigen, insbesondere auch des polnischen, russischen, ukrainischen und tschechischen Schrifttums.

Bedenken, die mir die Einteilungsweise und mehrfache Aufstellungen des Werkes erweckt haben, habe ich an anderer Stelle (im Posener Evangelischen Kirchenblatt) näher ausgeführt. Hier seien dieselben nur kurz angedeutet. Der gewaltige Stoff ist von dem Verfasser in 5 Hauptabschnitte gegliedert, und zwar der entsprechend politischen Entwicklung des Landes: 1. Die Anfänge der Polen und die Annahme des Christentums, 2. Die Kirche unter den Piasten (992—1386), 3. Im Zeitalter der Jagiellonen (1386—1572), 4. Im Zeitalter des freien Wahlkönigtums (1572—1795), und 5. Unter den Teilungsmächten (1772—1918). Wenngleich der Verfasser die Geschichte der reformatorischen Bewegung in Polen des Näheren schildert und ihre Bedeutung für das Geistesleben der Nation hervorhebt, so tritt doch m. E. bei dieser Einteilung nicht klar genug hervor, daß diese Bewegung recht eigentlich den Wendepunkt in der Kirchengeschichte Polens bildet.

So umfassend die anderssprachige Literatur verwertet ist, so scheint mir demgegenüber die deutsche, naturgemäß mehr der Geschichte der evangelischen Kirche zugewandte Forschung weniger berücksichtigt zu sein. Damit hängt wohl zusammen, daß der Verfasser in seinem Streben nach Unparteilichkeit gelegentlich zu weit geht und insbesondere — das ist der am meisten zu beklagende Mangel an dem sonst so imponierenden Werk — die in der Gegenreformation in Polen geübte Bedrückung unterschätzt. Allerdings ist es in unserm Lande zu einer solch schnellen und allgemeinen Ausrottung des evangelischen Kirchenwesens wie etwa in Steiermark, Böhmen und Mähren nicht gekommen, aber der in Polen einst mit einem gewissen Raffinement geübte unaufhörliche Kleinkrieg war nicht minder schlimm. — Eigen berührt es, in einem deutschen Werk die polnische Schreibweise auch im Deutschen vorhandener Vornamen zu lesen, z. B. Zygmunt August. Es hängt dies im vorliegenden Falle mit den Bestimmungen des Grundrisses der slavischen Philologie und Kulturgeschichte zusammen, in den die Schrift des Wiener Kirchenhistorikers eingereiht ist. Bei Ortsnamen hätte es sich empfohlen, da, wo eine deutsche Bezeichnung vorhanden ist, diese jedesmal in Klammern beizufügen. Kleine Irrtümer in bezug auf die Ortsnamen und ihre Schreibung sind bei der weiten Entfernung des Verfassers von den Stätten seiner Darstellung begreiflich. Jedenfalls bietet diese erste zusammenfassende Kirchengeschichte Polens, mag sie in einzelnen Punkten auch noch zu berichtigen oder zu ergänzen sein, im ganzen eine vortreffliche Orientierung und eine Grundlage zu weiteren Studien.

D. Bickerich.

Grossert: Evangelium und Deutschtum im Filehner Gebiet unter polnischer Grundherrschaft (912—1789). 1929, verlegt vom Kreisausschuß des Netzekreises in Schönlanke. 102 S.

Das Filehner Gebiet, etwa in der Mitte zwischen Driesen und Czarnikau gelegen, im Nordwesten von der Drage begrenzt, war schon in alten Zeiten Grenzgebiet, die im J. 912 gegründete Burg Felen eine poln. Grenzfeste gegen die Preußen und Pommern. In der ersten Hälfte des 13. Jh. begann die deutsche Besiedlung des bis dahin wüsten Landes mit der Anlegung der Dörfer Bosko und Dratzig, südl. der Netze (1227) und der Erbauung der Stadt Filehne (1230) und wurde unter der Erbherrschaft der Czarnkowski und Kostka am Ende des 16. und in den ersten Jahrzehnten des 17. Jh. mit der Begründung einer ganzen Reihe von Dörfern auch nördl. der Netze im wesentlichen vollendet. Unter den Górka war in die beiden damals erst bestehenden Gotteshäuser des Gebiets, die Pfarrkirche von Filehne und die Filiale von Bosko, evg. Gottesdienst eingeführt worden, ihre Nachfolger jedoch, die Czarnkowski (seit 1592), machten die Kirche wieder kath. Aber die alten dt. Siedler wahrten ihr evg. Bekenntnis und, da die neuen Ankömmlinge gleichfalls evg. waren, entstanden bis 1643 fünf luth. Pfarreien, denen 1745 noch Filehne (seit 1680 Kirchengemeinde) als eigener Pfarrort an die Seite trat, mit insgesamt 15 Bethäusern. Unter dem Schutz mildgesinnter Erbherrn, unter denen in der Folge besonders die Grudziński und Sapieha hervorragen, erhielt sich in diesem Gebiet das evg. Bekenntnis ebenso wie das Deutschtum ohne ernstliche Anfechtung, wenn auch in den kirchlich-rechtl. Einschränkungen der Zeit. Von den 15 Bethäusern wurde den Evg. ein einziges, das von Caminchen, genommen (1757), bis mit der preuß. Besitzergreifung (1772) völlige Glaubensfreiheit eintrat.

In der vorliegenden Schrift des Pfarrers Grossert von Gr. Kotten ist die geschichtl. Entwicklung des Gebiets und insonderheit des evg. Kirchenwesens in ihm mit großer Sachkenntnis und Klarheit, offenbar aus langjährigen gründlichen Studien heraus, dargestellt. Auch wer mit den Geschicken der evg. Kirchengemeinden und der dt. Siedlungen im ehem. Polen vertraut ist, findet in diesem Werk wertvolle Besonderheiten, charakteristische Einzelzüge. Kirchengeschichtlich ist vor allem das Umschreiben des Propstes von Filehne an die evg. Prediger des dortigen Gebiets vom J. 1764 hervorzuheben, das bei allem Wohlwollen eines offenbar mildgesinnten kath. Geistlichen die damalige Rechtslage klar ans Licht stellt (S. 68—72). Auch das kulturelle und wirtschaftl. Leben der Siedlungen und die innerkirchlichen Sitten und Ordnungen sind mit großer Sorgfalt geschildert. Ein paar kleine Bemerkungen seien im Folgenden gestattet. Dass Sigismund Grudziński die Herrschaft Filehne erst 1651 erworben habe (S. 27), dürfte angesichts der Tatsache, daß ihn bereits das von ihm unter dem 24. 5. 1642 für die evg. Kirche in Flatow ausgestellte Privileg Besitzer auch von Filehne nennt, zu bezweifeln sein. Freilich sind das Privileg der Stadt Filehne vom 5. 5. 1642 und das der dortigen Schützengilde von Trinitatis 1645 noch von dem letzten Kostka, eine Urkunde vom 15. 3. 1647 betr. den Mischker Mülier von Ludwig Weiher als Erbherrn unterzeichnet.

Daher ist anzunehmen, daß der unablässig auf Vergrößerung seines Landbesitzes bedachte Grudziński um 1642 erst einen Teil der Herrschaft Filehne und zwar ohne die Stadt, dann um 1651 ihren Rest erkauft hat, zumal ein derartiger Teilverkauf und Teilbesitz oder auch gemeinsamer Besitz in jener Zeit häufig vorkamen. Sigismund Grudziński war vor seinem Übertritt zur kath. Kirche nicht lutherisch (S. 27), sondern brüderisch. Hätte Grossert das Lebensbild dieses Kolonisators („Aus Posens kirchlicher Vergangenheit", Bd. II, S. 91 ff.) gekannt, so wäre der einschlägige Abschnitt seines Werkes noch etwas bereichert worden. — Vorbildlich ist auch die Ausstattung der Schrift. Sie ist mit zahlreichen Abbild. geschmückt, die von Werner Köhler, Berlin-Neukölln, im Auftrage des Kreisausschusses des Netzekreises geschaffen sind. Zu vermissen ist nur eine Karte des Gebiets, die zumal dem nicht ansässigen Leser ein näheres Studium erleichtern würde. D. Bickerich.

Oskar Lange: Lokacja miast Wielkopolski właściwej na prawie niemieckiem w wiekach średnich. [Die Lokation der Städte des eigentlichen Großpolens zu deutschem Recht im M. a.] Lwów-Lemberg 1925. In: Pamiętnik Historyczno-Prawny pod red. Przemysława Dąbkowskiego. Bd. I, H. 5. 76 S., 1 Ka.

Die im Sem. f. poln. Rechtsgesch. bei Prof. Kutrzeba entstandene Arbeit eines Verf. anscheinend dt. Abkunft stellt eine beachtliche Erstleistung dar. Von den meisten früheren dt.-sprachigen Arbeiten, deren Wichtigkeit L. unterstreicht, unterscheidet sie sich dadurch, daß sie auch die östl. der ehem. Prov. Posen liegenden Städte, über die bisher wenig gearbeitet worden ist, mitberücksichtigt, dafür aber natürl. Kujawien nicht. Auch die beigegebne übersichtl. Karte führt über die 21 J. ältere v. E. Schmidt (in seiner Gesch. des Deutschtums im Lande Posen) hinaus, indem sich außer den im 13. u. 14. Jh. gegründeten Städten auch die des 15. Jh. aufführt und zugleich angibt, ob an der Stelle vorher eine Burg, ein Marktflecken u. dergl. (zus. 48), ein Dorf (70) vorhanden war, ob sie neben einem Dorfe gegründet wurde (11) oder ob die Quellen überhaupt keine Siedlung ausweisen (24). In dem Streit um die Kolonisations- oder Entwicklungsanschauung betr. der Städteentstehung nimmt er auch eine Vereinigung beider als möglich an. Die allg. polit. Entwicklung des Staates spiegelt sich darin wieder, daß unter den Stadtherrn die Fürsten allmählich zugunsten der Adligen stark zurücktreten. Über das Stadtrecht sagt er S. 51 f., daß Polen ein einheimisches nie besessen habe, nur gewisse Aufsätze (Markt- u. Burgfrieden). Ob diese aber nicht auch übernommen sind, wird nicht erörtert. „Das poln. Stadtrecht war dt. Recht, ius civile war ius Theutonicum. Daher werden die beiden Ausdrucksweisen synonym." (Hinweis auf das Priv. v. Dolzig). Das reine Magdebg. Recht weist er für 40, das Neumarkter für 14, das Kulmer für 3 Städte nach. Später entstanden Übernahmeketten wie Magdebg. - Breslau - Glogau - Punitz. In einer übersichtl. Aufstellung führt er, zeitlich geordnet, die einzelnen Städte mit Gründungsjahr, Formen des Rechts und der betr. Quellenstelle auf. Gegenüber neuerdings auftauchenden Anschaungen bezg. des Volkstums der Bewohner ist wichtig, daß die Urkunde für

Kostschin ausdrücklich sagt: ,,Praeterea omnia iura, quae alie civitates libere Theutunicarum habent, ipsi eciam habebunt". Der letzte Teil handelt über den Erfolg der Gründungen. Daß diese ,,sehr oft" ganz oder teilweise missglückt seien, ist nach dem beigebrachten Stoff etwas anzuzweifeln. Wenn die Gründung neben dem in der Urkunde genannten Ort entstand und einen andern Namen erhielt — vielleicht erst später — so ist das ziemlich gleichgültig. Geglückt ist sie doch dann (1. Reihe Fälle S. 69 f.). Weiter, wenn z. B. Kriewen 1257 sein Stadtprivileg erhält, 1262 Dorf und erst 1270 wieder Stadt genannt wird, so braucht sich die Gründung nicht so lange hingezogen zu haben. Es gibt noch die Möglichkeit, daß die kleine alte Siedlung und die Stadt nebeneinander bestanden. (2. Reihe S. 70 f.). Wenn es dagegen für Exin in der Lok. Urk. v. 1262 heißt: ,,Cives vero antiqui eadem libertate qua et novi perfruentur", so brauchten das nicht die Einwohner des alten Gaudorfes zu sein sondern es kann sich auch um eine lose Siedlung länger ansässiger Deutscher (vicus Theutonicorum) handeln. Richtig ist, daß etliche der ,,Städte" nur dahinsiechten, teilweise später wieder zu Dörfern wurden. Dabei handelt es sich jedoch meist um Gründungen des 15 Jh., als die Habsucht des Adels sich nicht mehr um den gesunden Gedanken des 13. Jh. kümmerte, daß jede Stadt ihre Bannmeile Lebensraum haben müsse.

Dr. R. St.

Ks. Stanisław Kozierowski: Obce Rycerstwo w Wielkopolsce w XIII—XVI wieku [Fremdstämmige Adelsfamilien in Großpolen im 13.—16. Jahrhundert]. Poznań-Posen, 1929. Fiszer & Majewski. 184. S.

Das Werk des durch seine bienenfleißigen topographisch-hist. Arbeiten bekannten Verf. unterzieht die im M. a. in Großpolen ansäßigen fremdstämmigen Adelsfamilien (435) einer eingehenden genealog. Untersuchung, wobei besonderer Wert auf Herkunft und innegehabte Güter gelegt wird. Der Verf. tut recht daran, seine Untersuchungen erst mit dem 13. Jahrh. beginnen zu lassen (obgleich er auch frühere Erwähnungen, soweit sie als einigermaßen sicher anzusehen sind, berücksichtigt), denn erst seit der Zeit Przemysławs II. steht für derartige Forschungen ausreichendes Material zur Verfügung. Allerdings wäre es auch eine dankbare Aufgabe, der Herkunft und Nationalität der zahlreichen fremden Personennamen nachzugehen, die wir in den Chroniken und Dokumenten der ersten 3 Jahrh. der poln. Geschichte finden; doch müßte eine derartige Arbeit noch andere Forschungsmethoden (Vergleichende Sprachwissenschaft, Heraldik, Folklore) zur Hilfe heranziehen. Die vorliegende Arbeit beschränkt sich, dem Wissensgebiet des Verf. entsprechend, auf die Feststellung der frühesten und der nachfolgedden Erwähnungen; daß versucht wird, durch Zuhilfenahme der brandenburg., schles., böhm. und thüring. Quellen die Herkunft der einzelnen Geschlechter zu bestimmen, bildet eine wertvolle Bereicherung des Buches, doch ändert es nichts an seinem Charakter als zwar gründlich zusammengestellte, aber doch nur einzelne Angaben enthaltende Sammelarbeit. Ergänzt müßten diese Angaben werden durch eine, wenn auch nur einzelne Geschlechter betreffende Forschung, die ihr Ziel vor allem in der Aufdeckung

der nationalen Zugehörigkeit bzw. Entwicklung der eingewanderten Adelsfamilien sieht. In dem Vorwort zu seinem Werk betont der Verf., daß „der Zustrom fremder Rittergeschlechter im M.a. nach Großpolen bedeutend war, und vor allem von Schlesien und der Lausitz, zum kleineren Teil von Pommerellen ausging. Der Herkunft nach größtenteils poln., auch böhm. bzw. elbslaw., zum kleineren Teil dt., jedoch oftmals vollständig germanisiert, haben sich diese eingewanderten Rittergeschlechter im neuen Vaterland die poln. Sprache angeeignet und, obgleich sie zum größten Teil den oberen Klassen zugehörten schnell polonisiert. ..."

Abgesehen davon, daß die sogenannte poln. Herkunft dieser Adelsfamilien unter einem großen Fragezeichen steht (selbst scheinbar slaw. Namen wie Budziszyn, Iławski erweisen sich bei näherer Untersuchung als rein geograph. Namen, die von der Familie zur Bezeichnung ihres Besitztums angenommen wurden) zeugt schon die große Menge rein dt. Namen (Benstede, Buchenhein, Buchwald, Fritz (Frycz), Greifenstein, Grunbberg, Güntersberg, Kalkreuth, Lamprecht, Schweinichen, Owermut, Schenkendorf, Schlichting usw.) dagegen.

Was die angeblich so rasch vollzogene Polonisierung anlangt, so ergeben auch hier Forschungen, die über das topographische und Zusammenfassende hinaus gehen, das Gegenteil der vom Verf. aufgestellten Behauptung. Ich habe bei meinen, das Fraustädter Gebiet betreffenden Arbeiten, die Feststellung machen können, daß ein dt. Adelsgeschlecht wie das der Kottwitz (Kotwycz) selbst nach der Besitzergreifung des Landes durch Kasimir d. Gr. v. Polen noch etwa 200 Jahre lang seine Nationalität behauptete. Erst gegen Ende des 16. Jahrhs. deuten die in den Grodbüchern und dem Gerichtsprotokollen enthaltenen Eintragungen darauf hin, daß diese Familien sich mehr und mehr dem poln. Adel anglichen. Zunächst kommt dies zum Ausdruck durch die Ersetzung des ursprünglichen Familiennamens (Kottwitz) durch den poln. gebildeten Namen des Besitztums (Dłuski, Wilkowski, Krzycki). Es folgen allmählich in poln. Sprache aufgesetzte Erb- und Schenkungsverträge — während die früheren, selbst wenn sie vor dem Starosten abgeschlossen waren, einen rein dt. Text enthielten — bis endlich durch Mischehen und Übernahme von Hofämtern ein mehr oder weniger vollständiges Aufgehen im Polentum erreicht wird. Aber selbst in diesen Fällen haben sich noch fast stets daneben d e u t s c h e Z w e i g e erhalten, wie dies z. B. bei den Kottwitz auf Attendorf, ferner bei den Thoß, den Krakwitz und den Falkenhein beobachtet werden kann.

Festzustellen ist, daß diese jahrhundertelange Behauptung der dt. Nationalität keineswegs nur auf das Fraustädter Gebiet beschränkt war. Auch das in der Nähe von Paradies ansässige Geschlecht der B e n s t e d e ist bis zu Anfang des 16. Jahrh. dt. Nationalität geblieben, was sich durch die in den Klosterbüchern vorhandenen Eintragungen leicht belegen läßt. Ähnlich ging die Entwicklung bei den Schöneich, Unruh (Unrug), Tannfeld u. a. Es wäre für unsere Geschichtsforschung eine Aufgabe, den Prozeß der allmählichen Polonisierung dieser dt. Adelsfamilien nachzugehen. Es kann als feststehend angenommen werden, daß der nach Großpolen eingewanderte dt. Adel noch

längere Zeit an seinem Deutschtum fest hielt und es verstand, sich trotzdem in der staatl. und territorialen Organisation Geltung zu verschaffen.

Bemerkenswert ist noch eine Feststellung: Unterzieht man die in dem Buch aufgezählten Adelsfamilien einer Untersuchung hinsichtlich ihrer Herkunft, so ergibt sich, daß auffallend viele thüring.- sächsischer Abstammung sind. Da gerade diese Geschlechter (Kottwitz, Rotenburg, Tannfeld, Nostitz Liebenow u. a.) verhältnismäßig frühzeitig — zu Beginn des 13. Jahrh. — bei uns auftauchen, ist die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, daß ihre Einwanderung auf die bekannte Schenkung des Władysław Odonic an das Kloster Pforta (1210) zurückzuführen ist, obgleich man bisher annahm, daß die in der Schenkungsurkunde geplante Besiedelung der Südwestecke unseres Landes mit Dt. nicht zustande gekommen ist. Für diese Vermutung spricht weiterhin die Tatsache, daß dieselben Adelsfamilien in Schlesien gleichzeitig oder später, in keinem Falle aber früher als in Großpolen auftauchen und daß die meisten der in Frage kommenden Geschlechter als vorher im Gebiet des thüring. Klosters Pforta ansässig festzustellen sind. Für die Familie der Kottwitz habe ich den Beweis selbst geführt. Auch hier bietet sich noch ein aussichtsreiches Feld für weitere Studien.

Alles in allem ist das vorliegende Buch als gründlich zusammengestelltes Nachschlagewerk zu begrüßen, das für Spezialforschungen eine brauchbare Grundlage abgeben kann.

Loewenthal.

Księga Jubileuszowa Bractwa Kurkowego w Poznaniu 1253—1929 [Jubelgedenkbuch der Schützengilde in Posen 1253(!)—1929]. Posen 1929. Selbstverlag. 200 S. mit vielen Abbildungen. 4°

Der stattliche, anläßlich der Versammlung des Landes-Schützengilden-Verbandes während der Landesausstellung herausgekommene Band, dessen zahlreiche Abbildungen leider wenig befriedigend ausgefallen sind, zerfällt in eine Reihe Teile. In einem Vorwort wird auf die große Entwicklung der entsprechenden Verbände in andern Ländern hingewiesen. Dir. Z. Zaleski berichtet kurz über die Kriegsbereitschaft der früheren Bürger und weist dabei mit Recht darauf hin, daß diese im Polen des 15. u. 16. Jh. eine größere Rolle gespielt haben, als nach der ritterl. Überlieferung anzunehmen wäre. Die unbeliebten Worte „Gründung zu deutschem Recht" vermeidet er durch die Worte „zu autonomem Rechte". „Rynsztunek przechowywano w wykuszu", d. h. „die Aus-rüstung wurde im Weichhaus aufbewahrt". Die beiden Fachausdrücke sind also deutsch: rynsztunek über apoln. rysztunk, wykusz aus mhd. wîkhûs, Stamm wîk wie in Wiking.

Dieser dt. Ursprung wie aller andern städt. Einrichtungen, so auch der Schützengilden wird mit Stillschweigen übergangen, auch in dem großen Aufsatz v. Tad. K. Wieczorkiewicz „Aus der Gesch. der Sch.-G. zu Posen" (S. 17—86). Die Vorrede dazu bringt die üblichen Propagandaphrasen, daß Polen im Ma. „den armen Einwanderern Brot, wahrhaft fürstl. Freiheiten, Wohlstand, väterl. Schutz gewährt, ihnen Städte gebaut und gestattet habe, sich nach dt. Recht zu verwalten", und der Dank sei Verrat gewesen. Es wird einem bald über, immer

wieder darauf hinzuweisen, daß die Dt. außer ihren fleißigen Händen u. organisatorischen Köpfen auch bedeutendes Kapital mit ins Land gebracht haben, sich ihre Städte selbst gebaut haben, daß sie gerufen worden sind, da die Polen u. andere Ostvölker sie keineswegs nur aus gutem Herzen hinhaben wollten, sondern weil sie ihnen mächtige Fortschritte und Vorteile brachten. Der Vorwurf des Verrats bezieht sich auf die Unterstützung des dt. gesinnten Glogauer Herzogs durch den Vogt Primco 1310. Wenn jemand sich, wie das damals geschah, für den ihm angenehmsten unter verschiedenen Thronprätendenten entscheidet, so ist das kein Verrat, und wenn man das schon dem damals dt. Posen ankreiden will, warum macht man den gleichen Vorwurf nicht den poln. Rittern, die damals ebenso verfuhren? Dann kommt aus Propagandagründen ein Abschn. über die preuß. Zeit, in dem natürl. hauptsächl. die den Polen unangenehmen Seiten genannt werden. Man erfährt aber zu seinem Staunen, daß die vielgelästerten Preußen, die doch von Anfang an so rücksichtslos germanisiert haben sollen, bei der Sch.-G. die poln. Kommandosprache fast 100 J. geduldet haben (S. 20), u. das, obwohl bekantl. die Stadt bis 1880 eine zahlenmäßige dt. Mehrheit hatte! Wo kann man etwas ähnliches aus neupoln. Zeit gegenüber nichtpoln. Volkstümern berichten? Auch eine besondere kirchl. Abt., „die alle dem Vaterlande [näml. dem nichtbestehenden Polen] treuen Polen umfaßte" (2. 21) wurde geduldet. Darunter waren recht viele mit dt. Namen. Von Posen „ging der Ruf in die Prov., nach Westpr. u. Schles., zur Überlieferung zurückzukehren, sich zu verpolen u. die Dt. zu entfernen". Auch ein schönes Eingeständnis der „traditionellen Duldsamkeit"! „In der bitteren Erfahrung der Gesch. lebend, wollen und möchten wir an nichts erinnern, was ein Ausdruck der Gnade u. bes. Wohlwollens oder Auszeichnung seitens der regierenden preuß. Monarchen u. dt. Kaiser war. Das waren Erscheinungen des Wohlwollens für unsere Germanisatoren [die poln. befehligen durften!]. Für uns besteht ein ununterbrochener Verlauf der Gesch. im Polentum der Gilde [leider, wie so häufig, nur in der Einbildung]. Deshalb, lieber Leser, frage nicht, wenn Du in dem Abriß der Gesch. nichts weiter findest als nur das, was dem poln. Herzen teuer u. lieb ist." (S. 22). Naiver kann man wohl kaum zugeben, daß man nicht nach wissensch. Sachlichkeit strebt. Selbst ein poln. Kritiker, der Mitarbeiter Z. Zaleski, muß in einer Besprechung, der man im wesentlichen zustimmen kann, sagen, man dürfe das Buch nicht vom Gesichtspunkt der histor. Methode beurteilen (Kronika Miasta Poznania 1929, S. 348).

Dann springt Verf. auf die Anfänge des Schützengildenwesens zurück. Das sei keine dt., sondern eine „französ. bzw. fläm. Erfindung". Von dort soll es „unzweifelhaft durch Kaufleute, die Handelsverbindung mit unserm Lande unterhielten," verpflanzt worden sein (S. 22). [Sonderbar nur, daß die damit zusammenhängende Terminologie deutsch ist!]. Die Städte Magdeburger Rechts, „obwohl sie nicht immer eine unbedingte dt. Mehrheit hatten, hatten doch gewöhnlich einen dt. Vogt, Bürgermeister, Schöffen usw.", die dann üblicherweise so hochmütig geworden seien, oft die königl. Macht zu mißachten und sich ihr zu widersetzen. Nicht die Dt. hätten den Polen das

Licht der Wissenschaft und Kultur gebracht, sondern umgekehrt. Die Vorteile der dt. Siedlung seien nebensächlich gewesen, Polen habe den Dt. mehr gegeben. [Man möchte dem H. Verf. irgend einen Band seines Volksgenossen Aleks. Bruckner schenken!]. Die Handwerker hätten schon vorher bestanden. [Selbstverständlich gab es einige der ursprünglichsten, wie die slaw. Namen krawiec, szewc, kowal zeigen, aber alle Verfeinerungen wie die Organisation stammen ausweislich der Namen doch von den Dt.. ebenso wie zahllose handwerkl. Fachausdrücke, vgl. Heft. 14, S. 149 f.]. Die Kultur sollen die Tschechen u. Ital. ins Land gebracht haben, die Dt. nur v. 1150—1250 daran beteiligt gewesen sein (S. 35) u. dergl. Dinge mehr. Daß unter den zum Beweis der poln. damaligen Kulturhöhe angeführten Leuten einige Dt. sind, stört ihn wenig. „Die Dt. hatten uns nichts zu bringen, als sie die Siedlungin Posen u. Polen nach dem Tatareneinfall begannen."(!) Aus einer Bemerkung über den Kampf v. 1148 schließt er: „Und daß die Rede vom Bürgersäbel ist, beweist, daß die Schützengilde offensichtlich schon damals bestand, denn wenn die Zünfte(!) zum Kampf antraten, mußten sie ihre Mitglieder irgendwo in der Kriegführung schulen. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß die Schützengilde schon vor der Einwanderung dt. Siedler bestand" (S. 36). Dann wird — im Widerspruch zu früher — die Möglichkeit zugegeben, daß die die Gilde mit dt. Kaufleuten Siedlern nach Polen gekommen seien (S. 37). Er schiebt sie ihnen hier zu, um sagen zu können: „Sie bestand zu dem Zweck, um überhaupt eine Stütze gegen die rechtmäßige Oberhoheit des poln. Monarchen zu ermöglichen" (S. 38) in dem wieder — zum wievielten Mal. — angeführten „Aufstand u. Verrat" v. 1310.

Erfreulicher als diese „geschichtl." Ausführungen ist der folgende Teil der Arbeit, ein Abdruck der erhaltenen Privilegien. Das älteste, zugleich von ganz Polen, stammt v. 1417. Als damalige Bürgermstr. u. Ratsherren werden angegeben: Peter Guldner, Heyncze Buchwalt, Stenzel Borsnowski, Walkier Stube, Jurge Markel, Nickel Lindener, Hans Risten u. Casper Fawko, also lauter dt.Mamen außer einem, der aber auch eine verdeutschte Vornamensform aufweist (vgl. die Liste bei Warschauer, Stadtbuch S. 11). Worte im Text werden dt. erklärt wie celstad (Zielstatt), schos. Das Privileg ist in einem Transsumpt v. 1537 erhalten, auf Veranlassung des Ratsherrn Leonardus Cracker [also auch noch Dt. aus Krakau] u. Joh. Zegadlo, der Gildenältesten, die „in ihrem u. der ganzen Gilde Namen, die in dt. Sprache geschriebenen Satzungen" vorlegten. Verschiedene Könige haben dann ihre Bestätigung gegeben. In der weiteren Darstellung werden auch öfters Quellenstellen wörtlich angeführt. 1737 war die Gilde fast völlig verfallen (S. 71). In Notzeiten mußten sie ihre Kostbarkeiten verpfänden. Kurz vor dem Anfall an Preußen waren die Gebäude in einem solchen Zustande, daß eine Ausbesserung unaufschiebbar war. Dazu stiftete der Bruder Tischler Ferd. Winsche (Wunsch, Wintz) den Hauptteil der dazu nötigen Summe (S. 72). Für 1770 werden in einer Niederschrift kurz hintereinander genannt der Kgl. Sekr. und Stadtschreiber Franz Hebdmann, J. Eberle, Frz. Ruske (S. 58), an andern Stellen Rorer, Meierer, Weygt, Hintz, J. Ernst Bobbe usw. Also nicht erst zu preuß. Zeit „lesen wir häufig dt. Namen" (S. 73).

Die schwere wirtschaftl. Lage z. Z. des Übergangs an Preußen schreibt Verf. den „Durchmärschen der Heere der benachbarten Mächte u. den kürzlichen Schwedenkriegen“ zu. Letztere lagen jedoch 3 Menschenalter zurück, und die ebenso verhängnisvollen Bürgerkriege und das Verhalten der eigenen Truppen wird verschwiegen; ebenso zunächst, warum die preuß. Regierung die Zielstatt schloß — nämlich wegen mangelnder Sicherheit, nicht aus Abneigung. Der neue preuß. Magistrat schenkte der Gilde sogar einen neuen Platz, nachdem letztere die vorhandenen Baulichkeiten versteigert hatte. Verf. behauptet, daß die „Preußen nicht einmal in den ersten J. nach dem Wiener Kongreß (1815) auch nur einen Teil von dessen Festsetzungen gehalten“ habe (S. 75), der König sogar nicht eine. Mit dem Abdruck der Art. 3 u. 28 sowie des Zurufs beweist er nicht seine Behauptung, sondern nur, daß er weder M. Lauberts grundlegende Veröffentlichungen über diese Zeit kennt noch die seines Landmannes Dr. Józef Buzek (Historya polityki narodowościowej rządu pruskiego wobec Polaków, Lwów-Lemberg 1909), der den 2. Teil seines Buches überschreibt: „Die Zeit der verhältnismäßigen Gleichberechtigung der Polen im Großherzogtum (1815 bis 1871)“ (a. a. O. S. VII u. 27). Oder aber, es gilt sogar der Spruch: „Sic volo, sic iubeo.“ Wieczorkiewicz schreibt weiter: „Obwohl der Wiener Vertrag nur die polit. Verhältnisse jener Zeit mitbeleuchtet u. wenig mit der reinen Gesch. der Gilde zu tun hat, führe ich diese Einzelheit für die an, die immer in Verblendung in den Preußen Wohltäter sahen, weiter..., um den Dt., die heut gastfreundlich u. gut in Polen behandelt werden, zu zeigen, warum wir den Hakatismus mit all seinen Schattierungen nicht leiden konnten“ (S. 76). Gegenüber solch entwaffnender „Naivität“ kann man nur bescheidentlich darauf hinweisen, daß der dt. Ostmarkenverein 1894 gegründet worden ist, also 79 J. nach Beginn der 2. preuß. Herrsch., dagegen der viel schärfere poln. Westmarkenverein 3 J. nach Beginn der 2. poln. Herrsch., daß weiter 3 J. nach dem Staatshoheitswechsel zu preuß. Zeit nicht die Zahl der fremdsprachigen so dezimiert worden war, wie zu neupoln. Zeit. Wenn solche Vergleiche Herrn W. unangenehm sein sollten — er hat sie selbst heraufbeschworen. Wie gut es weiter den Dt. nach 1918 ging, hat ja Dr. Hermann Rauschning kürzlich anschaulich dargestellt.

Die Posener Gilde dagegen erhielt 1829 eine poln. Satzung. 1833 wurde durch den Stadtpräsentanten Senftleben, der für den Kronprinzen schoß, letzterer Schützenkönig, sandte daraufhin der Gilde einen silbernen Becher und einen Brief zum Zeichen seines Wohlwollens, die Gilde veranstaltete ein Fest und verfaßte darüber eine — poln. Niederschrift. Das ist Herrn W. ein Beweis dafür, daß „den Behörden viel daran lag, der Gilde ein ausgesprochenes dt. Gepräge zu geben“ (S. 79 f.). Ich gestehe, daß ich mit meiner westl. Logik da nicht mehr mitkann. Daß Polen nicht daran teilgenommen haben sollten, stimmt nicht, da auch ein Fajerski unterschrieben hat. Zu Herrn W. Zorn wagte damals, 1834 — 19 J. nach Beginn der 2. preuß. Herrsch. — der Stadtrat Martson als Magistratsdeputierter die poln. Niederschrift „sogar dt.“ (S. 80) zu unterfertigen und 1835 sei sogar eine 2 sprachige gefertigt worden! Dabei hatten damals, da die Mehrzahl der poln. Mitglieder, bekanntlich preuß. Staats-

bürger, dem kongreßpoln. Aufstand zugeströmt waren, auf ganz legale Weise die Dt. die Mehrheit inne und hätten mit Leichtigkeit das Poln. ganz ausschalten können — so wie es mit dem Dt. nach 1918 geschah, als man, u. z. nicht auf die gleiche Art, künstlich poln. Mehrheiten geschaffen hatte, indem sogar Geistliche den Gilden aufgezwungen wurden. Nach dem Sprichwort: „Was ich selber denk' und tu', trau ich auch dem andern zu" kennzeichnend für die neupoln. Gesinnung ist auch folg. Satz v. Herrn W.: „Wahrscheinlich fanden die Beratungen in gemischter Sprache statt, denn man kann sich nicht vorstellen, daß die Dt. ihr Übergewicht als herrschendes Element nicht ausgenutz haben sollten". Daß die Gilde, die doch den Zweck der Stadtverteidigung hatte, dazu überging, nur Bürger der Stadt, nicht auch auswärtige Rittergutsbesitzer aufzunehmen, wird als Germanisierungsabsicht gedeutet. Dabei läßt die dt. Mehrheit noch 1835 den Eid poln. ablegen (S. 82). Verf. merkt scheinbar den schneidenden Gegensatz zwischen diesem Verhalten der schnöder Verdeutschungsabsichten verdächtigten Preußen und dem der wegen ihrer Duldsamkeit gerühmten Polen gar nicht, wenn er eine Textseite weiter schreibt: „Sofort nach der Wiedergeburt Polens wurde die Majorisierung in der Gilde zugunsten des Polentums durchgeführt und bald der unvollständig gewordene dt. Vorstand entfernt." Wie dabei hier und in anderen Städten verfahren wurde, dazu vgl. Rauschning S. 332. „Von fast allen Spuren der Eroberer vermochte sich die Gilde zu befreien" (S. 86). Dagegen die „hakatistischen Preußen" hatten bis zum Schluß ihrer Herrsch. 1918 in einigen Gilden wie Buk, Koschmin, Schroda „ununterbrochen die poln. Kommandosprache", in Wongrowitz poln. Niederschriften geduldet (S. 80). Wieviel Jahre hat es aber nach 1920 — denn in dem J. wurde diese dt.-kath. Stadt, die die Polen abgewehrt hatte, erst in Verfolg von Versailles besetzt — gedauert, bis z. B. Schwetzkau nicht etwa 2 sprachige, sondern reinpoln Kommandosprache hatte? Es würde sich nicht lohnen, auf diese „geschichtl." Arbeit so ausführlich einzugehen, wenn sie nicht so typisch für den in weiten Kreisen herrschenden Geist wäre. Das Urteil über die Logik, Art der Durchführung — ein fortwährendes zeitl. Hin- und Herspringen — Gerechtigk. des Urteils sei nach den angeführten Proben dem Leser überlassen.

Jos. Bilski berichtet weiter kurz über die Wertgegenstände, Urkunden und geschichtl. Erinnerungen. Er nennt dabei Polen für das Jahr 1686 das größte europ. Reich, als ob nicht damals schon Rußl. viel umfangreicher gewesen wäre. Mit Bezugnahme auf die Absicht, die goldene Königskette der Gilde während des Weltkrieges abzuliefern, taucht geschmackvollerweise die häufiger auftretende „kreuzritterliche, ewig hungrige Hydra" auch hier wieder auf. Unter der Reihe der Schützenkönige aus altpoln. Zeit sieht man auffällig viele dt. Namen, wenn auch teilweise in poln. Gewande, im Inventarverzeichnis häufig ein Sternchen: „Mit einem Sternchen bezeichnete Gegenstände werden mit Rücksicht auf ihr rein dt. Gepräge als aus dem Gebrauch gezogen in der Schatzkammer der Schützengilde aufbewahrt" (S. 96), während die Dt. vorurteilslos und pietätvoll genug gewesen waren, ruhig die lange Zeit ihrer Herrschaft hindurch auch die Kette mit poln. Inschriften zu verwenden, und obwohl jetzt

noch eine Reihe dt. Schützenbrüder vorhanden sind, meist sehr alter Mitglieder.

Einen kurzen, aber geschickten Abriß über die Entwicklung des Wirtschaftslebens in Posen seit dem Kriege, der allerdings keinen Zusammenhang mit der Gilde hat, steuert Tad. Kołodziej bei. Einige Sätze darin stellen die Dinge etwas schief dar, z. B. der über die „Schaffung bzw. Unterordnung von Handelsorganen unter das Haupternährungsamt“ (S. 108), daß weiter die Prov. betr. der Ernährungsverhältnisse „auf ihre eignen Vorräte angewiesen war“ (S. 110) — welches Gebiet war da in so günstiger Lage wie diese frühere Kornkammer des Dt. Reiches? — Bei der Erklärung der langen Dauer der Kriegswirtschaft auch nach dem Kriege im abgetretenen preuß. Ostgebiet (S. 110) vermißt man einen wichtigen Grund: die Entdeutschungsabsicht, vgl. Rauschning, S. 138 ff.

Den Abschluß des Werkes bildet ein Verzeichnis der Mitgl. aller Schützengilden des jetzigen Polens, von denen sich die meisten in der ehem. preuß. Ostmark befinden, nur einige wenige in ehedem dt.-sprachigen Städten wie Krakau u. Lemberg. Die erst in preuß. Zeit eingeführte Uniform ist die auch in den dt. Städten übliche, nur ein weißer Adler ist auf den Hüten neu. Kennzeichnend für die Einstellung der poln.-kath. Geistlichkeit ist ihre öfters angegebene Teilnahme an den Gilden. In Sandberg wurde der dortige Propst Siczyński 1928 sogar Schützenkönig (S. 174). Aber in allen Gilden sind die Deutschen „majorisiert“. So hat die ganze Veröffentlichung mehr Wert als eine Beleuchtung des Zeitgeistes denn als Geschichtswerk. Dr. R. St.

Jarosław Leitgeber: Z dziejów handlu i kupiectwa Poznańskiego za dawnej Rzeczypospolitej Polskiej. [Aus der Geschichte des Handels und der Posener Kaufmannschaft im alten Polen.] Nakładem Związku Towarzystw Kupieckich w Poznaniu 1929. [Verl. des Verbandes der Kaufmannsvereine in Posen.] 327 S.

Das Buch beruht im wesentlichen auf der gedruckten Literatur, besonders auf Łukaszewicz (dessen Buch 1838 erschien), aber auch die Akten der Korporation Christlicher Kaufleute in Posen, die man als die Nachfolgerin der alten Kaufmannsinnung ansehen kann und die von ihr viel Material geerbt hat, standen ihm zur Verfügung. Für das 500-Jahrsjubiläum, bzw. das 25-jähr. Bestehen des Verbandes der Kaufmannsvereine in Posen erschien auch das Buch. Der Verf. teilt es in zwölf Kapitel und einen Anhang. Anfänge und Entwicklung des Posener Handels schildert das 1. Kap. Die allgemeinen Privilegien für Handel und Kaufleute in Posen das 2., das Entstehen der Kaufmannsgilde in Posen das 3. Es gab dort die Büdner- (oder Krämer-) zunft, die Gewandschneider- (Tuchhändler-) und die Kaufmannsgilde. Das 4. Kap. bespricht die Krämerzunft. Hierbei erklärt er, es seien lauter Polen gewesen, einige der S. 38 aufgeführten Namen sind aber dt. Das 5. Kap. schildert die Gewandschneidergilde, wobei er die Willkür von 1633 in extenso S. 46 ff. publiziert, während das 6. das Entstehen der Kaufmannsgilde und ihre Privilegien behandelt. Wann die Gilde eigentlich entstand, ist unbekannt, jedenfalls existierte sie schon 1429, wenigstens erwähnt August II. in einem Privileg, daß der Rat von Posen 1429 die Gildenstatuten bestätigt habe (S. 52). Die (poln. verfaßten)

Statuten von 1676, bestätigt vom König Joh. Sobieski, veröffentlicht L. S. 59 ff. Das 7. Kap. trägt die Überschrift „Tätigkeit der Kaufmannsgilde". Eingehend wird hier besonders die Bekämpfung der auswärtigen Konkurrenz, sowie der Juden beschrieben. 1520 verbot der Rat den Juden den Kleinhandel, später wurde ihnen der Häuserkauf verboten, doch vermietete ihnen der Adel gegen gutes Geld seine Wohnhäuser in der Stadt oder verkaufte sie ihnen auch. Die Gilde befaßte sich erst von 1674 an mit der Bekämpfung der Juden, als sich nämlich die Wirtschaftskonjunktur sehr verschlechterte und man einen Sündenbock brauchte. Allmählich half dabei auch der König, der bisher die Juden, da sie ihm ja Jahrgelder zahlten, geschützt hatte. So verschärfte Stanislaus Leszczyński 1707 und 1713 die Bestimmungen über den jüd. Kleinhandel und verbot ihnen den Verkauf auf den Straßen (S. 92). 1726 wendet sich die Posener Kaufleutegilde an die in Warschau, Petrikau und Kalisch, man solle sich gemeinsam an den Sejm gegen die Juden wenden. Die Lissaer hören davon, danken den Posenern für die Initiative, sie sollten auch noch andere auffordern, „damit wir gesamt dies Werk treiben und mit Gottes Hilfe durchführen" (S. 93). Deutsche und Polen waren sich also gegen die Juden einig. Das 8. Kap. soll die Verfassung der Gilde und ihr inneres Leben behandeln. Leider ist hierüber sehr wenig bekannt. Bis 1552 wählte der Rat der Stadt die Ältesten der Zünfte, von da ab wählten diese selbst vier Kandidaten, von denen der Rat zwei zu Ältesten ernannte. 1576 suchte sich der Rat dem zu entziehen. Der König Stefan Batory zwingt ihn dazu. Die zehn Führer der Kaufleute von 1576 sind sämtliche Deutsche. Die Posener Kaufleuteinnung war im Gegensatz zu der Warschauer und Krakauer nicht auch eine religiöse Genossenschaft, da sie „größtenteils aus Fremden, Nichtkath. bestand". (S. 187). In den Akten der Innung selbst herrscht die dt. Sprache vor, außer in der Zeit vom Ende des 17. zur Mitte des 18. Jhd. (S. 190). Um 1460 waren die Kaufleute großenteils poln. (er sagt „überwiegend"), im 16. Jhd. änderte sich dieses. Eine Eingabe an den Rat von 1564 ist in dt. Sprache gehalten und wird, obwohl sie im Namen der Gilde geschieht, fast nur von Leuten mit dt. Namen unterzeichnet „Als nach der Vertreibung der Protestanten (um 1700) die Gilde überwiegend poln. wurde, sank auch ihre Bedeutung und Kraft", schreibt er S. 231. Das Mitgliederverzeichnis von 1713 enthält überwiegend Polen, auch die Innungsakten dieser Zeit sind poln., während von der Mitte des Jhd. an wieder das Dt. überwiegt. Die 33 Mitglieder von 1769 haben fast nur dt. Namen. Das 9. Kap. schildert die Finanzen der Gilde. Ihre Einnahmen bestanden aus Eintrittsgeldern (20 Dukaten), Beiträgen (4 zł im Jahr) Strafgeldern, Gebühren, wobei das Zentnergeld eine große Rolle spielte, und freiwilligen Beiträgen. Die Innung war aber im allgemeinen arm, 1794 besaß sie 2784 zł. Das 10. Kap. sucht den Mitgliederbestand zu berechnen, für das 16. Jhd., die Blütezeit, kommt Verf. auf 70, später etwa 30—60. Im 11. Kap. gibt er eine Tabelle der Ältesten der Gilde, soweit er sie aus den Akten hat ermitteln können. Das 12. Kap. befaßt sich mit den Posener Apothekern. Im Anhang behandelt er einige allgemeinere Probleme: das Stapelrecht, Polens Handel mit Pommerellen, Thorns Handel, Warthe-Schiffahrt und Handelsstraßen, die nach Posen

führten, die goldene Zeit für das poln. Gewerbe und den Handel. Hier stellt er im wesentl. nach Łukaszewicz und Rybarski allerlei interessante Einzelheiten zusammen. 11.—28. IV. 1607 fahren durch Posen aus Wilna, Mohilew usw. 165 Wagen (Kibitken) mit Otter-, Biber-, Marder-, Zobel-, Fuchs-, Wolf-, Bärenfellen (S. 212). Im Schlußabschn. sucht L. die Gründe für den Verfall des poln. Handels im 17./18. Jhd. zu beleuchten, wobei er das Schuldkonto des Adels stärker belastet als dies Rybarski tut. L. ist wohl hier auf dem richtigeren Wege. Das Buch richtet sich an einen weiteren Leserkreis und wird die Aufgabe, ihn in das Verständnis der Posener Handelsgesch. einzuführen, wohl erfüllen. S. 21 und S. 298 ist jedesmal statt Wieluń Wieleń (Filehne) zu lesen. Dr. Walther Maas.

Roman Rybarski: Handel i polityka handlowa Polski w XVI stuleciu. [Handel und Handelspolitik Polens im 16. Jahrhundert.] Posen 1929. 2 Bände. 363 und 344 Seiten. Nakładem Towarzystwa Miłośników Miasta Poznania. Skład główny Gebethner i Wolff.

Das 16. Jahrhundert wird als Złoty Wiek, als goldenes Jahrhundert Polens bezeichnet. Im allgemeinen bezieht sich das wohl auf die politische Machtstellung und auf das Blühen von Kunst und Wissenschaft. Es gilt aber auch für die Wirtschaft. Beim Handel bedeutet es den Höhepunkt, aber auch den Schlußpunkt. Prof. Rybarski hat es unternommen, den Handel Polens im 16. Jahrhundert zahlenmäßig zu untersuchen. Als Grundlage dienten ihm dazu die erhaltenen Zollregister. Und zwar der Sundzoll für die Ausfuhr über Danzig, die auch durch die Angaben des Nogatzollregisters und des Zolls in Włocławek beleuchtet wird. (Über letztere vergleiche auch E. R. Raths: Die Entwickelung des Weichselhandels vom 13.—16. Jahrhundert, Deutsche Blätter in Polen 1927, Juni und ff.) Die groß- und kleinpolnischen Zollstationen bieten weiteres Material. Das Buch ist nicht regional angelegt, sondern nach der Warenstatistik. Nachdem der erste Abschnitt uns über die Technik und die Kosten des damaligen Warentransportes belehrt hat, folgen auf 180 Seiten in 15 Abschnitten Angaben über den Warenhandel. Zunächst werden als wichtigste Exportgüter Getreide, Holz, Asche, Teer, Ochsen, anderes Vieh, Häute und Leder, Felle und Pelze behandelt Es folgen sonstige Rohstoffe, Metalle, Mineralien. Im Laufe des Jahrhunderts werden immer weitere Gebiete Polens an den Getreideexport angeschlossen, weiter weg von Meer und Weichsel. Hinsichtlich Asche und Holz rückt das Produktionszentrum immer weiter in den Osten, damit verschiebt sich auch die Ausfuhr von Danzig nach Riga. Die Honigausfuhr geht zurück. Er kommt besonders aus dem Nordosten und dem Westen, dagegen wenig aus Kleinpolen. Ungeheuer ist der Ochsenexport. Die Hauptausfuhr entfällt auf die Grenzstrecke zwischen Kalisch und Krakau wegen der in Schlesien und Mitteldeutschland liegenden Märkte. Westpolen liefert wegen der dichteren Bevölkerung weniger Ochsen als Kleinpolen, Podolien und die Moldau. Dagegen hatte nur Großpolen Schweineexport. Interessant ist, daß sich Schlesien häufig mit Heringen über Danzig versah, da die Stapelrechte Frankfurts und Breslaus den Odertransport hinderten. Für Häute, Leder, Felle und Pelze war Posen das

Handelszentrum. Hier trafen sich die Lieferanten aus Wilna und sogar Moskau mit den süd- und mitteldeutschen Abnehmern. Hier entstand auch im Laufe des 16. Jahrhunderts ein blühendes Gerbereigewerbe, was sich in dem steigenden Prozentsatz bearbeiteter Häute bei der Verzollung geltend macht. Posen war auch das Zentrum für den Handel mit Johannisblut, czerwiec, das besonders in Großpolen, im Nordosten und Osten gewonnen wurde. Hier wurde die gleichnamige Pflanze angebaut, auf deren Wurzeln die „polnische Cochenille" Margarodes polonicus L sitzt. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verschwindet dieser Farbrohstoff, die Konkurrenz der echten Cochenille aus den Kolonien hatte ihn verdrängt. Trotz der Entwickelung der Tuchmacherei in Großpolen findet ein starker Wollexport aus Polen statt, der in Posen sein Zentrum hat. Weine wurden von allen Seiten eingeführt, Biere aus Schlesien und Danzig. Salz wurde etwa ebenso viel ein- wie ausgeführt. Im Norden von der See Einfuhr, aber das Magazin kleinpolnisches Salzes in Bromberg lieferte z. B. nach Tuchel, Deutsch-Krone, Birnbaum, Bentschen, Posen, Kosten, Peisern, Hohensalza. Der Handel mit Eisen war unbedeutend. Man stellte es meist lokal her, dagegen wurde Stahl eingeführt, besonders aus Schlesien. Blei war Exportgegenstand, Zinn wurde importiert, Kupfer war Transitartikel von Ungarn. Kolonialwaren (Gewürze) konnte Polen vom Westen (Deutschland, Italien) erhalten, aber auch vom Osten von Türken und Tataren. Im Laufe des 16. Jahrhunderts steigt der Konsum, Seite 153—180 handeln von Tuch und Leinwand. Nur die gröbsten Sorten stellte man in Polen selbst her, aber auch solche kamen oft aus Schlesien, bessere Tuchsorten kamen aus Nieder deutschland, Frankreich, Italien, England, Spanien, mittlere aus Böhmen und Meißen. Drei Tuchtransitlinien sind außerdem zu erwähnen: Schlesien — Posen — Danzig, Deutschland — Polen — Osten, Danzig — Krakau — Ungarn. Seidengewebe wurden in Neapel und Venedig mit der Aufschrift Robba per Polonia angefertigt, bessere Sorten kamen von den Türken, die auch Czamlet und muchajer, Gewebe aus Kamel- und Ziegenhaaren lieferten. Leinwand wurde teils im Lande, besonders im Osten hergestellt, stark war aber auch in Westpolen die Einfuhr besonders besserer Sorten aus Köln, Flandern, Schlesien. Einfache Eisenwaren stellte Polen selbst her, bessere und Stahlwaren kamen aus Schlesien, Süddeutschland. Um 1570 waren die Umsätze an Spielkarten in Polen größer als an Bücher (I, 190). So erklärt sich wohl auch der geringe Papierimport nicht durch starke Eigenproduktion, wie Rybarski nach Ptaśnik will, sondern wohl auch infolge geringen Bedarfs. Diese Warenkapitel werden belegt durch die wertvollen Tabellen, Auszüge aus den Zollregistern, Seite 3—268 des 2. Bandes, wobei sich auf Posen die Seiten 46—117, auf die übrigen Zollstationen Großpolens die Seiten 118—171 beziehen. Den Inhalt des 2. Teils des 1. Bandes der Schrift können wir nur beiläufig angeben. Da ist zunächst eine Beschreibung der Wirtschaftsstruktur Polens, dann eine Betrachtung des Anteils der fremden und einheimischen Kaufleute am Handel. Das ist bei den einzelnen Waren verschieden und man wird den Ausführungen des Verfassers darüber wohl zustimmen können. Weniger, wenn er den Anteil der Deutschen in Polen an der polnischen Kaufmannschaft als möglichst gering

darzustellen versucht, wie das ja jetzt Mode ist. Die Liste der polnischen Kaufleute bezieht sich nur auf kleine Orte. Sollte es aus Warschau wirklich nur 5 Kaufmannsnamen, diese freilich alle polnisch, in den Zollregistern geben?*) Das Kapitel über die Preise, die Preisrevolution und den Wert des Gesamtexports bringt zu diesen schwierigen Fragen allerlei neues Material, wie auch die Zusammenstellungen Seite 271—315 des 2. Bandes. Während die importierten Gewebe, Kolonialwaren und dergl. 1520—70 nur um etwa 50—70% sich verteuern, steigt der Getreidepreis um 300%, der Ochsenpreis um 220%, Ochsenhäute, Wolle, Wachs um 200%. Trotzdem jammerte der Adel über die Preissteigerung durch die Kaufleute und beschließt allerlei Maßnahmen dagegen, die der 6. und 7. Abschnitt uns vorführen. Wieweit Rybarski mit seinem Skeptizismus, ob die vom Sejm beschlossenen Preistaxen, Handelsverbote und dergl. wirklich durchgeführt wurden, recht hat, ist Ansichtssache. Auch wenn die einzelnen Bestimmungen nichts fruchteten, der Geist der Handelsfeindschaft, der aus ihnen sprach, wirkte sicher. Das 8. Kapitel stellt die Zollpolitik dar. Die Einfuhr war schwächer belastet als die Ausfuhr. Und hier wieder am stärksten die über die Trockengrenzen, denn der Adel war zollfrei und handelte vor allem über Danzig. Merkantilistische Versuche blieben auf dem Papier, das einzige, was das polnische Gewerbe und die polnischen Städte hätte retten können. Auch die zweimal versuchten Handelsmonopole scheiterten. Daß die Klassenpolitik des Adels es war, die den wirtschaftlichen Niedergang verschuldete, stellt er Seite 357 fest. Als Überspitzung muß man die Ausführungen bezeichnen, daß vor allem die Stellung Danzigs es war, die Polen von der See abschloß und damit das Aufkommen einer modernen Wirtschaftsgesinnung verhinderte. Sie sind wohl etwas ad hoc geschrieben, um das politische Glaubensbekenntnis des Verfassers, der ja national-demokratischer Abgeordneter ist, in Einklang mit seiner historischen Forschung zu bringen. (I, 358). Im 2. Bande finden wir noch Seite 331—340 Zusammenstellungen über Maße und Gewichte — ein dorniges Kapitel! — und Seite 314—317 Angaben über die Salzförderung in Kleinpolen und den Salzhandel. S. 317—321 sind die Eisenhämmer Polens im 16. Jahrhundert zusammengestellt: 207 Eisenhämmer mit 580 Rädern und 1180 Arbeitern ohne die Meister.

Die Krakauer Akademie verlieh dem Verfasser für dieses Buch eine Auszeichnung. Auch wir können es für eins der wertvollsten Bücher erklären, die in letzter Zeit zur polnischen Wirtschaftsgeschichte erschienen. Dr. W. Maas.

Berichtigung.

In meiner Arbeit „Studien zur Wirtschaftsgeschichte des Posener Landes“, III. Steuern und Zölle, gab ich — diese Zeitschrift Heft 17, Seite 153 — ein Verzeichnis der Warthezollstationen. Dabei geschah beim Umbrechen ein Fehler: die bei Wronke stehende Bemerkung „2 mal, 1 mal für die Christen, 1 mal für die Juden“, bezieht sich auf Obornik. Ich entnahm

*) Rob. Ernst Raths, der Weichselhandel im XVI. Jahrh. (Dissert. Marburg) 1927) S. 93 ff. weist eine ganze Reihe deutscher Kaufleute auch aus Warschau auf.

sie Ed. Raczyński, Wspomnienia Wielkopolski, Band I, Posen 1842, Seite 113. Ob sie bedeuten soll, daß ein Teil des Zolles etwa an die jüdische Gemeinde verpfändet war, oder ob es hier neben einem christlichen auch noch einen jüdischen Zollpächter gab, weiß ich nicht und würde den Lesern für Aufklärung dankbar sein. Walther Maas.

Arthur Wagner: Handel dawnego Jarosławia [Der Handel im alten Jaroslau]. Lwów-Lemberg 1929, 25 S. (S.-A. aus Prace historyczne wydane ku uczczeniu 50-lecia Akademickiego Koła Historyków U. J. K. we Lwowie).

Der junge Verf., ein dt. Schüler des kürzlich verstorbenen Prof. Ptaśnik und Assistent am Hist. Seminar der Joh. Kasimir-Universität, gibt im vorliegenden S.-A. einen Ausschnitt aus einer größeren Arbeit über die Gesch. der Stadt Jaroslau in Galizien, der in geschickt zus.-gedrängter Form auf wenigen S. eine Fülle von Stoff bietet. Da J., das an der Kreuzung wichtiger Verkehrswege liegt, früher eine hervorragende Handelsbedeutung hatte, wird also gerade der Kern der Arbeit dargestellt. Die Zeit der Verleihung des dt. Rechts steht nicht fest. Jahrmärkte, die später sehr stark besucht waren, sind schon 1416 — also vor den Krakauern u. Lembergern — bezeugt. Sie fanden 3 mal jährl. statt. Kaufleute der verschiedensten Völker und Länder machten dort ihre Geschäfte; vor allem mit Tuch (15. Jh.), weiter Seide, Wein, Metallwaren, Goldschmiedearbeit, Waren aus dem Morgenland, Getreide u. dergl. wurde gehandelt. Sehr wichtig war ferner der Verkauf von Ochsen bes. nach Dtschl., sowie von Pferden. Den Hauptanteil daran hatten Juden, dann Polen u. Dt., schließl. Ruthenen u. Armenier. Nach den erhaltenen Nundinalia erhalten wir ein Bild des in J. üblichen Judicium nundinale nach Magdeb. Recht, bestehend aus dem index nund. u. dem bedellus. Meist handelte es sich um Schuldsachen. Einige zogen sich über 5 J. hin. Manche wurden durch Rechtsvertreter aus Lemberg u. Krakau, seltener Premisl u. J. erledigt. Eine schwere Krise machte die Stadt infolge der bes. um 1500 gefährl. Tatarennöte durch; 1600 erlebte Sie eine furchtbare Feuersbrunst, 1624 traf beides zus., 1625 wieder ein schreckl. Brand. Unaufhörliche Einfälle der verschiedensten Gegner (Tataren, Türken, Ungarn, Walachen, Kosaken, Schweden, knickten die Handelsblüte der Stadt, die auch durch künstl. Mittel nicht mehr zu erhalten war. Diese Entwicklung ist für die Zeit in Polen-Litauen ja typisch.

Nach dem Eindruck, den man aus diesem Ausschnitt von dem Fleiß und dem Können des Verf. erhält, darf man der Hoffnung Ausdruck verleihen, daß bald die ganze umfangreiche Arbeit gedruckt werden möchte. Lattermann.

Hruby, Frant.: Ladislaus Welen von Zierotin im Kampf um die Heimat und sein Aufenthalt in Elbing 1629/30. Elbinger Jahrbuch Heft 8, 1929, S. 107—129.

Diese Abhandlung, verfasst von dem Direktor des Mährischen Landesarchivs in Brünn, beschreibt die tragischen Schicksale einer böhmischen Exulantenfamilie aus dem Lundenburger Zweige des berühmten Geschlechtes von Zierotin und berührt in etwas auch unsere Landesgeschichte. Das Haupt jener Familie befand sich seit 1636 als Privatmann in Polen, teils in

der Stadt Posen, teils in Scharfenort; und ist 1638 in unserm Lande gestorben, doch ist die Stätte seines Todes nicht bekannt. Die Familie fristete zunächst auf einem kleinen Pachtgut Gogolewo (vermutlich dem im Kr. Schrimm gelegenen Gut dieses Namens) ihr Leben, befand sich dann 1646 in Lissa und zog nach dem westfälischen Frieden nach Schlesien.

D. Bickerich.

Polskie Pomorze. Praca Zbiorowa Instytutu Bałtyckiego pod red. Józefa Borowika. [Das polnische Pommerellen. Sammelwerk des Baltischen Instituts, Herausgeber J. Borowik.] Thorn 1929, 326 Seiten, 2 Karten, 14 Kärtchen, 118 Abb.

Vor einigen Jahren verlangte Prof. Kostrzewski im Kurjer Poznański, die polnischen Gelehrten sollten gemeinsam eine Arbeit verfassen, die den polnischen Charakter Pommerellens dartun sollte, um der „deutschen Propaganda über den Korridor" wirksam entgegenzutreten. Das gewünschte Buch liegt jetzt vor, es ist das obige. Es erschien als Veröffentlichung des Baltischen Instituts in Thorn, das nach § 2 seines Statuts die wirtschaftlichen, politischen und nationalen Verhältnisse des Ostseegebietes unter dem Gesichtspunkt polnischer Interessen untersucht. Ich halte nicht viel von Schriften solcher Institute. Der Staat und die Organisationen des öffentlichen Lebens pflegen dieser Art die Wissenschaft nur dann mit reichen Geldmitteln auszustatten, wenn sie ex post beweisen, was aus politischen Gründen gebraucht wird. Es gibt keine deutsche Wissenschaft, keine polnische Wissenschaft, oder sollte es wenigstens nicht geben. Es gibt für uns nur d i e Wissenschaft. Tendenzen lehnen wir ab, wo wir sie immer finden. Natürlich kann kein Gelehrter aus seiner „Haut" (sei sie nun national oder sozial gefärbt) heraus, aber immerhin: wenn im vorliegenden Werke der Posener Professor M. Rudnicki, weil die Deutschen sagen Indogermanen (und nicht Indoeuropäer) loslegt: „die uferlose Habgier (chciwość pruska oder krzyżacka steht so alle 2—3 Seiten) bedroht alle benachbarten Völker, die das zweifelhafte Vergnügen haben an Deutschland zu grenzen, es ist daher nicht verwunderlich, daß diese stets um ihre Existenz und in ihren Rechten bedrohten Völker sich gegen die Deutschen in der Zeit des großen Krieges 1914—18 verbanden und sich verbünden müssen, um das zu sichern, was sie n o c h besitzen, was ihnen die Deutschen noch nicht wegnehmen konnten", so ist das vielleicht ganz nett für Vorstadtversammlungen aber mit Wissenschaft hat das verzweifelt wenig zu tun. Den polnischen Charakter Pommerellens sucht er aus den Ortsnamen herzuleiten; da aber Rudnicki als Phantast bekannt ist (die ul. Wenecjańska aus dem 17/18. Jahrhundert in Posen wollte er von den Veneti des Tacitus ableiten!) so wollen wir darauf nicht eingehen.

Recht gut sind die physisch-geographischen Verhältnisse Morphologie, Hydrographie, Klima von J. Mikołajski behandelt. Die reiche deutsche und nun auch polnische Literatur gab ihm dazu die Möglichkeit. Sehr schön ist der Abschnitt über die Pflanzendecke, den Prof. Wodziczko aus Posen lieferte. Derselbe steuerte auch ein Kapitel bei über die Naturdenkmäler Pommerellens. Bekanntlich hat von Danzig die Naturdenkmälerschutzbewegung ihren Ausgang genommen, und W. gedenkt

ehrend ihres Vorkämpfers Conwentz. Der bekannte Reiseführerverfasser M. Orłowicz schreibt über Pommerellen als Touristengebiet. Der zweitere größere Teil des Buches „Ludzie" beginnt mit einer Darstellung der vorgeschichtlichen Verhältnisse durch Prof. J. Kostrzewski. Die Lausitzer Kultur (nach ihm slawisch) zerfällt in zwei deutliche Unterabteilungen in der Kaschubei und im Kulmer Land. Er will darin bereits die Teilung der späteren Bevölkerung in Kaschuben und Kujavier sehen. Die Brandgrubengräber der Spätlatènezeit sollen nach seinen neuen Meinungen nicht von den Burgunden herrühren, also nicht vom Norden gekommen sein sondern aus Großpolen. Es folgt eine Arbeit von K. Stolyhwo über die rassische Differenzierung der Kaschuben, die z. T. auf eigenen Messungen, z. T. auf der Arbeit von J. Talko-Hryncewicz: Kaszubi jako grupa antropologiczna (Polska Akad. Um. Krakau 1925) beruht. Typus des durchschnittlichen Kaschuben: Mittleren Wuchs, dunkel, kurzköpfig, die Frauen sind größer und kurzköpfiger als die Männer, der Schädel ist sehr hoch, die Stirn schmal, das Gesicht niedrig, die Nase schmal. Der Lemberger Volkskundler Prof. A. Fischer gibt eine ethnographische Beschreibung. Auf 50 Seiten mit mehr als 35 Abb. behandelt er die materielle, soziale und geistige Kultur der Kaschuben unter reicher Ausnutzung der vorhandenen Literatur. Es ist dies vielleicht das hübscheste Kapitel. Das folgende „Sprachliche Charakteristik" von M. Rudnicki wage ich als Nichtphilologe nicht zu beurteilen. Daran schließt sich eine Betrachtung der geographischen Namen von demselben Autor. In dem 35 Seiten langen Kapitel finden sich Nachweiseversuch daß alle vorkommenden Namen slavisch sind und außerdem solche Blüten wie wir sie hier zitierten. Das Schlußkapitel bildet eine Betrachtung von Wąsowicz über die nationalen Verhältnisse. Er stützt sich hier auf die Zahlen von Stoliński (deren Zweifelhaftigkeit Heidelck Dt. Blätter in Polen 1929 beweist). Nach Abwanderung von 350 000 Deutschen nimmt er 1921 19,0 und 1927 : 9,6% Deutsche in Pommerellen an. Am Schluß eine topographisch-administrative und eine Dialektkarte von Pommerellen. Den Abschnitt Vorgeschichte schließt Kostrzewski mit den Worten: „Unabhängig davon, ob die Theorie über das Slaventum der Lausitzer Kultur sich in der Wissenschaft hält oder nicht, unser Recht auf Pommerellen unterliegt keinem Zweifel. Sowie Pommerellen nur im Zusammenhang mit Polen polnisch an Sprache und Geist blieb, so kann Polen auch nur, wenn es sich auf Pommerellen stützt, die alte Großmachtstellung erreichen und aufrechterhalten." Quod erat demonstrandum, siehe Statuten § 2. Übrigens das vorliegende Buch ist erst der erste Teil des ganzen Werkes. Es sollen folgen Band 2 Geschichte und Kultur, Band 3 Das Wirtschaftsleben, Band 4 Der Zugang zum Meere. Sicher aber wird durch diese intensive Bearbeitung eine Menge Material über dies interessante Gebiet zu Tage gefördert, das sonst unbekannt bliebe. W. Maas.

Hanns Bauer: Alt-Elbinger Stammbücher in der Stadtbücherei Elbing. Elbinger Jahrbuch, Heft 8, 1929, S. 149—205, auch Sonderdruck.

Nach einer kurzen Zusammenstellung der in preußischen Bibliotheken vorhandenen Elbinger Stammbücher bespricht der

Verfasser drei von diesen, die sich im Besitz der Elbinger Stadtbücherei befinden, nämlich zunächst das einen durchaus ernsten Charakter tragende Gedenkbuch des aus Iglau stammenden Elbinger Rektors Mylius (1557—1629), der vorher in Mähren (Gr. Meseritsch) und in der Zips (Leutschau und Kesmark) als Lehrer, bzw. Rektor tätig war. Sodann das teils kernige Sinnsprüche, teils auch lustige oder freche Bemerkungen und viele Malereien enthaltende Kavalierbuch des Junkers Hans v. Bodeck (1582—1658) aus einer ursprünglich rheinischen, dann dem Thorner und Elbinger Patriziat angehörenden Familie, und das wieder ernstgehaltene Stammbuch des früh (1604) verstorbenen Theologen Samuel Meienreis. Aus den Eintragungen werden der Studiengang und die verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen der genannten Personen sichtbar, ihren weiteren Lebensgang ergänzt Bauer aus anderen Quellen. Alle drei Stammbuchinhaber gehörten der philippistischen, kryptocalvinischen Richtung an, die von etwa 1570—1630 unter dem Patriziat der größeren Städte des polnischen Preußen herrschend war. Neben den vielen Eintragungen von Gelehrten und Bürgern dieser Städte finden sich in diesen Stammbüchern auch einige, die Polen betreffen. In dem des Mylius zunächst eine solche des Rektors der polnischen Schule in Kesmark, Paul Schoman. Sicherlich ist in ihm, das sei zur Ergänzung der sonst sehr eingehenden Nachweise Bauers gesagt, der ältere Sohn des bekannten unitarischen Theologen Georg Sch. und ein Bruder des Arztes, Peter Sch. zu erblicken. Die polnische Schule in K. war, wenn diese Stadt auch nicht zu den 13 an Polen verpfändeten Städten der Zips gehörte, sicherlich für Kinder der auf der polnischen Starostei in Lublau angestellten Beamten und der in der Grafschaft ansässig gewordenen polnischen Edelleute bestimmt. Außerdem hat sich im Jarhe 1605 darin ein Andreas Garzyc und ein Sohn des Kastellans von Inowraclaw, Stephan Koscielecki eingezeichnet, der vielleicht ein früherer Schüler des Elbinger Gymnasiums war. In dem Kavalierbuch begegnen uns aus ihrer Straßburger Studienzeit die Grafen Andreas und Raphael Leszczynski, ferner ihr Begleiter, der katholische Stiefsohn ihres Vaters Johannes Radziminski, und Nikolaus Zienowicz, letzterer mit einem deutschen Reimspruch, der als nächstes Ziel seiner Sehnsucht ein „gutt Pfert und Liebeleien“ erklärt, weiterhin aus der Leydener Studienzeit Andreas Rej und Samuel Czaplinius, aus dem Londoner Aufenthalt (1604) der polnische Gesandte Stanislaus Cikowski aus der bekannten unitarischen Familie, der aber, wie Wotschke in seiner Besprechung in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens (Jg. 64, S. 344) berichtigt hat, nicht mit dem gleichnamigen Erbherrn von Schmiegel identisch war, und aus dem Jahre 1609 Andreas Zawisza. Schließlich im Stammbuch des Theologen, in das sich auch Rej und Czaplinius eingezeichnet haben, finden wir noch den damaligen Elbinger Diakonus Joachim Wendlandt, der später reformierter Pastor in Wilna wurde. Außer einem Porträt des Mylius ist auch eine dem Kavalieralbum entnommene bildliche Darstellung einer tragikomischen Szene aus einer Straßburger Studentenbude beigefügt. Das ganze ist nicht bloß von hohem kulturgeschichtlichen Interesse, sondern auch ein wert-

voller Beitrag zur Kirchen-, Schul und Gelehrtengeschichte jener Tage, insbesondere des polnischen Preußen.

D. Bickerich.

Włodzimierz hr. Bem de Cosban: General Józef Bem [Graf Bem von Cosban: General Josef Bem]. Verl. Ossolineum in Lemberg, 1925. 57 S.

Ein kleines, etwas über 4 Bogen starkes, mit einigen Bildern einer Karte und einem Stammbaum des Geschlechts ausgestattetes Bändchen. Es besteht aus 6 Abschn. nebst einem erläuternden Anhang zur Genealogie und zum Lebenslauf des Generals. Im Text behandelt der Verf. in gedrängter, aber sehr übersichtlicher Form die Abstammung und die Jugendzeit des Generals, ferner seine Erlebnisse, als Artillerist im poln. Novemberaufstand und in der Fremde (Spanien, Holland, Belgien, Frankreich), seine schriftstellerische Tätigkeit sowie seine Teilnahme an der revolutionären Bewegung in Österreich. Weiter erzählt der Verf., wie sich Bem nach Ungarn begibt, mit seltenem Erfolg in Siebenbürgen und im Banat kämpft, zum Oberbefehlshaber der ungar. Armee ernannt wird, aber der österr. und russ. Übermacht weichend, sich nach der Türkei zurückzieht, wo er seinen Lebensabend verbringt. Eine Charakteristik Bems als Mensch und Heeresleiter, wie auch seiner polit. Anschauungen schließt das Bändchen ab.

Beim Lesen des Büchleins kann man sich des Gefühls nicht erwehren, daß der Verf., ein jüngeres Glied der Familie, sich das Ziel gesteckt habe, in dem populären Schriftchen den General Bem als einen Helden darzustellen. Von den Polen wird er auch wirklich neben Kościuszko und Josef Poniatowski zu den Nationalhelden gezählt. Da das Büchlein i. J. 1925 erschienen ist, wird darin nicht erwähnt, daß die sterblichen Überreste Bems, ebenso wie die des Romanschriftstellers Sienkiewicz und des Geschichtsforschers Lelewel, nach Polen überführt worden sind. Denn dieser als Wunsch des Autors gehegte Gedanke wurde 1927 zur Wirklichkeit. Die Gebeine Bems, der in der Türkei zum Islam übergetreten war, wurden vom türkischen Friedhof in Aleppo in Syrien nach seiner Geburtsstadt Tarnow gebracht.

Eigenartig sind die Ausführungen im 1. Kap., das die Stammtafel des Generals behandelt. Hier sucht nämlich der Verf. nachzuweisen, daß Bem eher alles andere als ein Dt. sei. Die Ahnen, lesen wir, gehörten einem „pommerisch-preuß." Adelsgeschlechte an. Im 13. u. 14. Jh. waren es die Freiherren von Boemsdorf, von denen ein Glied, Arnold Bem (die frühere Schreibweise = Böhm, Behm) 1420 Starost von Dt. Krone war. Nach ihrem Stammgute nannten sie sich Głuchowski. Da die Familie Güter unweit Danzig erwarb, erhielt sie auch das Danziger Bürgerrecht. Im 16. Jh. wird Peter Bem, Danziger Stadtältester, in den poln. Adelsstand erhoben. Dem alten Familienwappen mit einem Greif wird das Wappen Junosza (bildlich als Widder) angereiht. Das Geschlecht kämpft im Laufe der nächsten Jh. im poln. Heer, aber stets in „fremdländ. Militärformationen" (cudzoziemski autorament). Einige von den Vorfahren des Generals Josef Bem ließen ihr Leben auf den Schlachtfeldern. Ein Joh. Bem, der bei Berestetschko

fiel, war mit der Ungarin Johanna aus dem alten gräfl. Geschlecht Thomasi-Cosban verheiratet. ,,Der Ehe des Joh. Bem, eines pomm. Polen" (wörtlich zitiert S. 8) mit der Gräfin Johanna de Thomasi-Cosban entsproß Friedrich Wenzel, der Urgroßvater des poln. Generals. Er war Mundschenk von Marienburg. Sein Sohn Jakob war mit Christine Esterhàzy vermählt, und Graf Josef, der Sproß aus dieser Ehe, ist der Vater des außerehelich geb. Andreas Bem (die Mutter war ein junges ital. Mädchen), dessen Sohn endlich der poln. General ist.

In der Ahnenreihe des Generals finden wir mütterlicherseits 1 Italienerin, 2 Ungarinenn, 3 Polinnen, aber auch 2 Deutsche (Ferber und Baronin v. Fölkersam). In drei Fällen der ältesten Ahnenreihen sind die Frauen nicht bekannt. Es ist aber anzunehmen, daß in jener Zeit die Freiherren von Bemsdorf und späteren Patrizier in hohen Amtsstellungen des dt. Danzig auch mit Dt. vermählt waren. Es muß auch darauf hingewiesen werden, daß den Greif im Wappen ein sehr altes pommersches Geschlecht führte, die Dragen oder Greife hießen. Drag aber ist ein skandin. Wort = Drache (Piekosiński, Rycerstwo polskie, Bd. I, S. 175). Das Geschlecht, das den Greif im Banner führte (bei den Normannen war dieses Ungetüm als Kriegs- und Kampfessymbol allgemein), hat um die Zeit der Entstehung der modernen europäischen Staaten, vom Norden kommend, das Land der Wenden (Abotriten im heut. Holstein u. Mecklenburg) eingenommen, sich hier angesiedelt und es beherrscht. (Ebenda SS. 45 u. 173). Danach zu urteilen, mußten auch die Herren von Bemsdorf nicht slaw. (auch nicht pomm.-preuß.),sondern skand.-germ. Geblüts sein. Was das Geschlecht der Thomasi-Cosban, verwandt mit den Haiderwary, (der Verf. weist auf diese Verwandschaft hin) und das Geschlecht der Esterhazy anbetrifft, so ist ihre nichtgerm. Herkunft ebenfalls nicht erwiesen. Denn das madj. Volk, ursprünglich vorwiegend ostbalt. Rasse mit asiat. Einschlag, hat seit seiner Seßhaftwerdung sehr viel fremdes Blut, darunter nord., in sich aufgenommen. Es war schon vor dem Einbruch in Europa mit den zur nord. Rasse gehörenden Saken oder Skythen vermischt. Der Süden Rußlands, in dem sich die Madjaren aufhielten, war auch das ehemalige Gotenreich. Nach ihrer Festsetzung in Ungarn erhielten sie durch Assimilierung der germ. Stämme aus der Zeit der Völkerwanderung neuen Zufluß an nord. Blute. Nach Kollarits ,,Rassenbestandteile des heutigen Ungarntums" (Archiv f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie, 19. Bd., 4. H., 1927) ist die nord. Rasse im N., W. u. O. Ungarns ziemlich stark vertreten, besonders in solchen Familien, deren Namen auf dt. oder slaw. Ursprung schließen lassen. Ob die Familien Thomasi, Hedervàry und Estherházy mit irgend einer dt. oder slaw. Form verwandt sind, entzieht sich meiner Beurteilung, doch ist es bekannt, daß die Stammessitze der beiden ersten Familien im W., die der Esterhàzy im NW. Ungarns lagen. Nach Otto Hauser ,,Die Germanen in Europa" waren Hungàdi und Rakóczi, Bathóri, Pazmàny, Forgàcs — madjarisierte Germanen, der General Görgey, der durch seine Kapitulation bei Villágos auch Josef Bem veranlaßte, die Waffen zu strecken und die türkische Grenze zu überschreiten — ein Zipser Sachse. Da alle diese Namen, auch die vieler berühmten Künstler und Gelehrten Ungarns (Tondichter Liszt, Maler

Munkàcsy-Lieb, der Geograph Kunfalvy-Hundsdorfer, Dichter Herczeg-Herzog u. v. a.) mehr oder weniger madjarisiert sind, kann nur schwer festgestellt werden, wer unter ihnen der Herkunft nach kein Madjare ist. Sonderbar erscheint daher, wenn der Verf. gegen Ende des 1. Kap. zu folgendem Schluß gelangt: ,,Durch seine Mutter Goluchowska hatte daher unser General rein poln. Blut, durch den Vater eine Mischung poln. und madj. Bluts, das in ihm dominierte, mit einem Rest von pomm.-preuß. Blute". Nach der sonderbaren Ansicht des Autors floß also kein einziger Tropfen germ. Blutes in den Adern des Generals, der von seinen Ahnen den dt. Namen Böhm ererbte, der auch die größten Siege u. seinen Ruhm den Szeklern, einem madj. Stamm mit dem stärksten nord. Einschlag, verdankt, in deren Hauptstadt Maros Vasarhely (Siebenbürgen) ihm 1880 ein Denkmal errichtet worden ist. M. Kage.

Bernard Szarlitt: Polskość Nietzschego i jego filozofji [Das Polentum Nietzsches und das poln. Wesen seiner Philosophie]. Verl. J. Mortkowicz in Warschau 1930, 107 S.

Der Verlag, der i. J. der 30. Wiederkehr des Todestages Nietzsches eine neue Ausg. der vergriffenen Gesamtwerke des Philosophen in poln. Übersetzung herausgibt, schickt dieses Bändchen voraus, um die Aufmerksamkeit der poln. Öffentlichkeit auf den großen Dichter und Denker zu lenken und ihre Teilnahme zu gewinnen. Viel Neues bringt die aus 4 Abschn. — Nietzsche als Mensch, als Meister des Wortes, als Denker und Dichter und als Pole — bestehende Abhandlung nicht. Der letzte Abschn., in dem der Verfasser von der poln. Abstammung N. s spricht, ist für uns der wichtigste. Die Beweisführung ist einfach. In der Familie lebte die Überlieferung von ihrer undeutschen Herkunft fort. Friedrich N. war schon als Knabe auf die poln. Abkunft stolz. Es schien ihm auch später, als sei er im Grunde seines Wesens immer Pole geblieben. Ein kleines Heft poln. Mazurken, welche er in seiner frühen Jugendzeit komponierte, trug die Aufschrift: ,,Unserer Altvordern eingedenk!" Der besonderen Mischung seines Blutes aus entgegenstrebenden Elementen glaubte der Philosoph die Einzigartigkeit seiner in jedem Sinne so extremen Natur zu verdanken. Die große Vorliebe für Chopin, seine Abwendung von Wagner, sein Gegendeutschtum, die ,,Herrenmoral" seiner Philosophie und das Aristokratentum der Menschheit, als Ideal scheinen seine Abstammung vom poln. Adel zu bestätigen. Ein in der Familie als teures Erbe gehüteter Siegelring zeigt das Wappen ,,Radwan", das nach dem Wappenbuch von Niesiecki das Geschlecht der Nicki in der ehemal. Wojewodschaft Plozk führte. Nach Niesiecki wanderte ein Gothard Nicki 1632 nach Preußen aus. Friedr. N. schrieb auch den Namen seiner Vorfahren richtig (Nicki), die Schwester des Philosophen, Frau Dr. Förster-Nietzsche dagegen, um den Namen in phonetischer Hinsicht nicht zu entstellen, verdeutschte die Ortographie, indem sie ,,Nietzki" schrieb. Die Familiengesch., die bis 1706 zurückreicht, scheint der poln. Herkunft der Nietzsche nicht zu widersprechen. Unzählige Beispiele aus den Briefen, Äußerungen, Notizen und Schriften des Philosophen (die vom Verf. nicht angeführt werden) sollen den Beweis erbringen, daß N. trotz der Beimischung deutschen Blutes durch die dt. Frauen in der Ahnen-

reihe des Geschlechts nicht nur als Mensch, sondern auch als Denker und Dichter ein Pole geblieben sei, daß auch seine Schriften ein poln. Gepräge besitzen und uns aus ihnen nicht eine dt., sondern eine poln. Gedankenwelt entgegentrete.

Man kann den Verf. durchaus verstehen, wenn er den großen Phil. als Eigentum seiner Nation wissen will. Von der Größe einer Nation zeugt doch die Zahl der großen Männer, die sie hervorgebracht hat. Daher auch der Streit zwischen Deutschen u. Polen über die Volkszugehörigkeit eines Koppernikus, zwischen den Franzosen u. Polen wegen Chopin. Aus dem Grunde wird um einen Chodowiecki ebenso gekämpft wie um eine Curie-Skłodowska oder um einen Schriftsteller Josef Conrad (Korzeniowski), der niemals in Polen gewohnt hat, kein Wort in poln. Sprache und über poln. Dinge geschrieben hat. Aus dem durchaus gerechtfertigten Wunsche, den berühmten Denker der poln. Nation, die — wie Szarlitt auf S. 107 selbst zugibt — bis dahin noch keinen großen Denker hervorgebracht hat, zu sichern, erklärt sich die zum Teil unsachliche und durchaus nicht immer überzeugende Art der Beweisführung des Verf., der manche Tatsachen entstellt oder falsch auslegt, was den wissenschaftl. Wert der Schrift nur herabsetzt. Dazu seien einige Beispiele angeführt.

Für Nietzsches Polentum spreche die Vorliebe für Chopin, in dessen Musik sich die poln. Seele so stark offenbare. Der Philosoph schwärmte aber im Knabenalter auch für Beethoven und Händel, dessen Messias ebenso wie die Mazurkas Chopins ihm als Muster für eigene Kompositionen dienten. Die Vorliebe für Wagner erkläre sich dadurch, daß in Wagners Werken, für die sich Nietzsche begeisterte, eigentlich der poln. Tondichter Chopin zum Ausdruck komme, der auf den Bayreuther Meister einen tiefen Einfluß ausgeübt haben soll. Als Wagners künstlerische Pläne in den Festspielen zu Bayreuth, von denen sich N. sehr viel versprach, ihre Verwirklichung fanden, Nietzsche aber erkannte, daß von hier aus eine tiefgreifende Umgestaltung der Kultur nicht zu erwarten sei, wandte er sich von W. ab. Vor allem mißfiel N. in W. s Schöpfungen das seiner Meinung nach unästethische Gebräu von Musik, Drama und Malerei, das er echtes „deutsches Bier" nannte. Und das weise darauf hin, daß N. kein Dt. gewesen sei. Wenn der Widerwille N. gegen die dem Inhalt u. der Form nach „german." Bayreuther Festspiele ein Beweis seines Polentums sein soll, so läßt sich wiederum die Tatsache schwer erklären, daß der größte moderne poln. Dramatiker, Wyspiański, der Poesie und Malerei so harmonisch und innig zu verbinden wußte, stets bedauerte, daß er nicht imstande war, seine reich ausgestatteten Bühnenwerke selbst zu vertonen, und daß er ein begeisterter Verehrer Wagners war, dessen Einfluß in den Dramen Wyspiańskis unverkennbar ist (Vgl. P. Mączewski: Wyspiański i Wagner, Myśl Narodowa 1929, Nr. 43 ff.) Und Wyspiański ist unleugbar einer der echtesten Polen, der den Genius des modernen poln. Volkes in der Poesie und Kunst so rein und tief verkörpert.

Ferner wird des Philosophen strenge Kritik der dt. Kultur, ja sogar die Verdammung alles Dt. angeführt, die eine biologische Folge seiner (durch die dt. Ahnenkomponenten zum großen Teil aufgesogenen) poln. Urabstammung sei. Aber nicht nur N. mißfiel das Überwuchern der unfruchtbaren, pedantischen dt. Gelehr-

samkeit. Nicht nur er bemerkte den Niedergang der dt. Kultur in den 70-er u. 80-er Jahren. Auch andere dt. Philosophen, Dichter und Gelehrten, an deren dt. Herkunft niemand zweifelt, waren von dieser Erscheinung tief erschüttert, haben scharfe Kritik geübt und mit N. zugleich neue Wege zum Besseren und Höheren gewiesen. Hatte ferner Friedrich d. Gr. nicht ein Vorurteil gegen die dt. Literatur und die dt. Sprache? Wir haben es eben hier doch wohl mit jenem Charakterzug des Deutschen zu tun, der Eigenes gern in seinem Wert herabsetzt und Fremdem nachjagt. Der scheinbar so individualistische Zug von Ns. Kult seiner nicht dt. Ahnen und die Verachtung dt. Wesens ist durchaus deutsch.

Weiter heißt es, daß die Musik Chopins ungemein stark auf das Gemüt des Nachkommen des alten poln. Adelsgeschlechts wirkte und in ihm das schlummernde Wesen seiner Ahnen von neuem erwachen ließ. Chopins Musik sei es zuzuschreiben, daß zwischen den Werken N. einerseits und der Poesie Słowackis und Mickiewicz's andererseits eine so große Ähnlichkeit bestehe. Es werden sogar Beispiele angeführt (aber nur zwei!), die diese Verwandschaft erweisen sollen. In Wirklichkeit kann dieser Art der Beweisführung kaum Wert beigemessen werden, denn man könnte Hunderte von Beisp. aus verschiedenen Werken der poln. und der nichtpoln. Dichter u. Philosophen anführen, die keineswegs besagen, daß diese Dichter rassisch und völkisch verwandt sind. Mickiewicz verfaßte seine „Bücher des poln. Volkes und der poln. Pilgerschaft" im biblischen Stile, ohne ein Hebräer zu sein. Auch ist er kein Dt., obwohl wir in seiner Ballade „Die Flucht" die Bürgersche „Lenore" erkennen und „Konrad Wallenrod" uns so stark an Schillers „Fiesko" erinnert. Man findet ähnliche Analogien zwischen Słowackis Mystik und den philosophischen Anschauungen der Ägypter, der Griechen und der Gnostiker, oder eines Jakob Böhme und eines Swedenborg; Analogien zwischen Brodziński einerseits und Herder, Goethe und Schiller andererseits; zwischen Trentowski, Cieszkowski und Hegel; zwischen Gołuchowski und Schelling; Wyspiański und Wagner, Asnyk und den dt. Philosophen (Über den Tiefen). Diese Analogien müssen nicht immer auf rassischer Verwandtschaft beruhen.

N.s Individualismus, seine „Übermenschenphilosophie" und „Herrenmoral" sind für Szarlitt ein noch sicherer Beleg seines Polentums. Denn die Freiheitsliebe, gesteigert bis zum „liberum veto", der Wille zur Macht und zum Herrschen, das Aristokratentum sei bekanntlich ein dem poln. Adel eigentümlicher Zug. Die Dt. hätten sich dagegen stets fremden Willen unterworfen, seien immer „zahm" und „gehorsam" gewesen und hätten nichts davon besessen, was man „Herrennatur" nennt (S. 83). Daher könnte das dt. Volk, das ein geistiges „Flachland" in Europa bilde (S. 84), keinen Bejaher des Individualismus, keinen Philosophen der „Herrenmoral" und des „Übermenschentums" hervorbringen. Das Rätsel der Philosophie N. s könne nur dann gelöst werden, wenn man sie unter dem Gesichtswinkel seiner poln. Abstammung betrachte.

Auch in diesem Punkte hat der Verf. nicht Recht. Denn das rassische Merkmal der Germanen ist doch gerade der stark aus-

geprägte Sinn für das Hochtrachtende, Heldische, für ungewöhnliche Taten und Werke. Die Germ. waren doch stets die Erobernden, die Staatenbildenden, die die Slawen (bei den Alten gleichbedeutend mit den Sklaven) von Knechtschaft befreiten und ihnen Führer schenkten. Sogar für N. waren die alten, kraftstrotzenden, in das röm. Reich einbrechenden Germ.-Völker eine ,,prachtvolle nach Beute und Sieg lüstern schweifende blonde Bestie", die in seiner Philosophie eine hervortretende Rolle spielt.

Übrigens hat N. seine Vorläufer. Und es sind gerade Dt. oder zumindest Vertreter germ. Rasse. In diesen wurzelt er, und von diesen ausgehend, baut er seine Philosophie aus. Zu diesen gehören Flaubert (einen ,,echten Wikinger" nennt ihn sein Biograph Faguet), Sören Kierkegaard, Hartmann, Schopenhauer, den N. selbst, obwohl er ihn bekämpfte, für seinen Lehrmeister hielt, und vor allem Max Stirner, der in seinem Werke ,,Der Einzige u. sein Eigentum" denselben schrankenlosen Individualismus predigt, den auch N. vertritt. Den letzten kannte N., wie das die fast wörtliche Übereinstimmung mancher Abschnitte beweist (Vgl. Lauterbach in der Vorrede zur neuen Ausg. Stirners, Reclam, Leipzig).

In diesem Zusammenhange kann noch darauf hingewiesen werden, daß, wenn N.s Ideal des Übermenschen in der geistigen Struktur des poln. Adels wurzelt, dieses der Geschichte und der Anthropologie durchaus nicht widerspricht, sondern vielmehr das bekräftigt, was bereits gesagt worden ist: daß stark ausgeprägter Individualismus, Freiheitssinn, Herrschertum — germ. Züge sind. Denn der Adel, der den poln. Staat errichtete, ausbaute und verteidigte, war neuen, auch poln. Forschungen zufolge (vgl. Czekanowski: Z badań nad uwarstnieniem etniczno-społecznem Polski, Pozn. Tow. Przyj. Nauk, Kom. mat.-przyr., serja B., Tom 1, zesz. 1, namentlich S. 72) vorwiegend nord. Herkunft. Es ist somit durchaus nicht ausgeschlossen, daß in N.s Vorfahr, Gothard Nicki, der sich in der Zeit der Gegenreformation dem Drucke des Klerus nicht beugen wollte und nach Deutschland auswanderte, germ. Blut floß.

Auf S. 85 sagt der Verf.: ,,Unsere traurige Erfahrung mit Koppernikus, Veit Stoss, auch mit Chopin, soweit es sich um die Franzosen handelt, sind eine Warnung, daß man diese Fragen (der Volksangehörigkeit der großen Männer) nicht leichtfertig behandeln soll." Das wäre Leuten vom Schlage Szarlitts wirklich zu raten. Denn nur auf sophistischem Wege läßt sich ,,beweisen", daß in Bems Adern kein Tropfen dt. Blutes floß; daß N.s Philosophie ,,eine Transposition des adelig-poln. Individualismus" ist; daß die Theorie des Polen (!) Koppernikus über die Umdrehungen der Himmelskörper aus dem Geiste des poln. ,,liberum veto" hervorging (S. 106); daß sogar ein Veit Stoss ein reiner Pole gewesen sein soll. In ihrem Überpatriotismus wollen sie nicht einmal die Ergebnisse der poln. Geschichtsforschung anerkennen, so z. B. daß Stoss kein Pole, sondern ein Dt. war, wie das so klar aus dem Werke des Prof. T. Szydłowski hervorgeht (Wit Stwosz) w świetle naukowych i pseudonaukowych badań, Krak. 1913).

Martin Kage.

Arthur Kronthal: Aus einem jüdischen Leben des vorigen Jahrhunderts. Sonderdruck aus der Ztschr.: Jüdische Familienforschung, 1930. 32 Seiten mit 6 Abb.

Zu den in Heft 18, S. 143 ff. verzeichneten Schriften des ehemaligen verdienten Posener Stadtrats sind inzwischen einige neue dazugekommen. Die hier angezeigte behandelt seinen Großvater Simon Kronthal, der 1798 in Lissa als Nachkomme einer dort schon lange ansässigen Familie geboren, erst 1892 in Posen, wo er den größten Teil seines Lebens gewohnt hatte, gestorben ist, nachdem er 3 preußische Könige und 3 deutsche Kaiser hatte an sich vorüberziehen sehen. Noch als 87jähriger vollendete er eine Familienchronik. Das ansprechende charakterologische Lebensbild des alten Herrn ist hauptsächlich nach persönlichen Erinnerungen des Enkels geschrieben. Dieser, der uns aus seinen zahlreichen früheren Veröffentlichungen wegen der Fähigkeit lebensvoller Schilderung und Darstellung bekannt ist, beweist diese auch im vorliegenden Aufsatz wieder. An dem Lebensgang Simon Kronthals kann man die Entwicklung der Generation Posener Juden, die erst im Mannesalter Staatsbürgerrechte erwarben und in den preußischen Staat und die deutsche Kultur hineinwuchsen, an einem typischen Beispiel gut verfolgen. Der Verfasser erweist damit, daß es möglich ist und kulturgeschichtlich sogar sehr reizvoll sein kann, in der Schilderung eines ohne besondere bemerkenswerte Ereignisse verlaufenen Lebens eines Durchschnittsbürgers dessen Leben als erfolgreicher Kaufmann und Möbelfabrikant sich meist im Kreise der Familie und Gemeinde abspielte, einen Querschnitt seiner Zeit zu geben, in dem die Namen vieler im Leben Posens einst führender oder mit der Familie verwandter Persönlichkeiten genannt werden. Das Kennenlernen der feinen, anziehenden Gestalt des alten Herrn sollte viele Volksgenossen veranlassen, sich an ähnliche Aufgaben zu machen oder ihre eignen Erlebnisse aufzuzeichnen, wenn sie ein gesegnetes Alter erreicht haben.

Die Arbeit ist in der Deutschen Bücherei zu Posen vorhanden. Einige in den vorausgelieferten Sonderdrucken versehentlich nicht mehr berücksichtigte Korrekturen, die in dem Zeitschriftenheft durchgeführt worden sind, sind in dem in der Bücherei befindlichen Abdruck nachträglich eingefügt worden. A. L.

Arthur Kronthal: Richard Witting. Sonderdruck aus dem „Deutschen Biographischen Jahrbuch 1923“, Bd. V, Stuttgart 1930. S. 395—403.

Dem in vorliegendem Aufsatz behandelten Manne ist es beschieden gewesen, eine nicht unbedeutende Rolle im wirtschaftlichen und politischen Leben des Deutschen Reiches zu spielen, über die naturgemäß, je nach der Einstellung, das Urteil verschieden lautet. Minister ist er jedoch niemals geworden, wenngleich er mehrfach nahe daran war. Als Sohn des aus Posen stammenden jüdischen Seidenwarenhändlers Witkowski 1856 in Berlin geboren, ein Bruder von Maximilian Harden, studierte er nach seinem Übertritt zum Protestantismus die Rechte und war in der Stadtverwaltung von Berlin und Danzig tätig. Von 1891—1902 war er Oberbürgermeister von Posen, und hier hat er bekanntlich Unvergängliches geschaffen. Darauf war er Direktor der Nationalbank für Deutschland. Politisch hat er,

zeitweise auch preußischer Landtagsabgeordneter oder Mitglied des Herrenhauses, mehrfache, aber begründete*) Wandlungen durchgemacht. Die Entwicklung hat seinen Warnungen und Voraussagen, die vielfach unbeachtet blieben, recht gegeben. Nur in der Polenpolitik ist seine Anschauung, daß die wirtschaftliche, soziale und kulturelle Hebung der Stadt und der Provinz Posen anzustreben sei, die er in den Jahren 1897—1902 in geheimen Denkschriften entwickelt hatte, durchgedrungen. Diese Denkschriften werden von dem Verfasser der Biographie auf Grund einer Einsichtnahme in den Text zum ersten Mal kritisch behandelt. Die Früchte dieser von Witting angeregten Fürsorgetätigkeit sind größtenteils den Polen in den Schoß gefallen. Obwohl auch sein unbestechlicher Gerechtigkeitssinn von ihnen früher trotz seiner Förderung der Ostmarkenpolitik anerkannt werden mußte, sind sie doch kleinlich genug gewesen, das ihm früher verliehene Ehrenbürgerrecht nach dem Umschwung nicht anzuerkennen und die nach ihm benannte Wittingstraße in ulica Libelta umzubenennen. Aus dem Kronthalschen Aufsatz erfährt man auch die bisher unbekannte Tatsache, daß die unter dem Namen von Prof. Hugo Preuß gehende neue Weimarer Verfassung von 1919 auf einen noch während des Krieges verfaßten Entwurf von Witting zurückgeht. Seine sonstigen zahlreichen, unter verschiedenen Namen veröffentlichten Schriften und Aufsätze betreffen verschiedene Gebiete. Auch nach dem Kriege ist er eifrig für eine — verschieden beurteilte — Verständigung des Reichs mit Frankreich eingetreten. Ende 1923 ist er vorzeitig, niedergedrückt über die unglückliche politische Entwicklung, die er nicht hatte hemmen können, einem Herzleiden erlegen. In der langen Reihe der Männer, die selbst oder deren Familie der Provinz Posen entstammten, nimmt er einen wichtigen Platz ein. A. L.

Posensches Geschlechterbuch, herausgegeben von Dr. jur. **Bernhard Koerner,** Oberregierungsrat, bearbeitet in Gemeinschaft mit **Ernst von Busse,** Oberstleutnant a. D., Wutschdorf bei Züllichau. Druck u. Verlag v. C. A. Starke, Görlitz O.-L. 1929. XVII u. 619 (bzw. 662), 8 bunte Wappen, 7 Textwappen, 1 Faksimile u. 62 Bildtafeln, in Ganzleinen geb. 19 RM. Das Buch ist der 62. Bd. der von Bernhard Koerner herausgeg. Veröffentlichungsreihe „Deutsches Geschlechterbuch (Genealogisches Handbuch Bürgerlicher Familien)".**)

I. Allgemeines.

In der Registrierung geneal. Tatsachen steht Deutschland an der Spitze der Kulturländer. Schon seit 1763 erscheint jährl. der „Hofkalender", der den jeweiligen Personenstand der regierenden und titularfürstl. Familien im Druck der Öffentlichkeit bekannt gibt und der für die internat. Welt sogar in einer französ.

*) Ein eigentümliches Licht werfen auf diese Frage: 1. eine Stelle aus Aug. Winnigs Buch „Vom Proletariat zum Arbeitertum" (Hamburg, Hanseatische Verlagsanst.), abgedruckt „Danziger Neueste Nachr." 7. 11. 30., Nr. 262 und 2.) eine Notiz ebenda 11. 11. 30 von Dr. Rich. Bahr.

**) Vgl. die Bespr. im „Posener Tagebl." v. 1. 5. 1929.

Ausg. herausgegeben wird. Der rührige Verlag von Justus Perthes in Gotha ließ dann im gleichen Format 1825 das Genealog. Taschenbuch der gräflichen, 1848 des der freiherrl. Häuser folgen, ferner 1900 des der „uradligen", d. h. der um 1350 als adlig beurkundeten Häuser, 1907 das der „briefadeligen" Häuser, d. h. der durch einen Adelsbrief aus dem Bürgertum hervorgegangenen Familien, in dem seit 1920 die „altadeligen" Häuser, die ihre Beurkundung nicht bis um 1350 nachweisen können, anderseits aber auch niemals durch einen „Brief" geadelt worden sind, eine Unterbringung finden.

Zu einmaliger Aufnahme, nicht in kalendermäßiger Wiederholung, wie die Gothaischen Taschenbücher sie bringen, waren außerdem vor 1900 eine Anzahl adliger Geschlechter in dem Brünner Taschenbuch (19 Bde., 1870—1894), ferner in dem Brünner Uradeligen Taschenbuch (2 Bde., 1891—1893) und in dem „Jahrbuch des deutschen Adels" (3 Bde., 1896—1899), dem Vorläufer des Gothaischen Uradeligen Taschenbuches, vereint.

Während die Napoleonische Zeit dem niederen Adel die Vorrechte genommen und das Jahr 1919 die letzten Unterschiede der Geburtsstände hinweggeräumt hat, kann kein Gesetzesparagraph den lebendigen Gegenwartswert einer jahrhundertealten rühmlichen Vergangenheit und Überlieferung aus der Welt schaffen.

Warum sollte nun das von Zunft- und Standesfesseln befreite Bürgertum des 19. Jhs., in materiellem Aufstieg begriffen, mit dem Adel vielfach verschwägert, stolz auf seine Leistungen für den geistigen und kulturellen Fortschritt, sich seinerseits nicht auch einer bewußten Pflege der Familientradition zuwenden? Sie war vielfach begründeter als die mancher neugeadelten Familien, deren Stammreihe oft kaum über den Großvater des Nobilitierten hinausging.

Diese Bestrebungen des Bürgertums führten zur Schaffung gleichfalls eines Kalenderwerks, eines „Bürgerlichen Gotha", und zwar schon ein Jahrzehnt vor 1900. Es nannte sich „Genealogisches Handbuch Bürgerlicher Familien" und führt seit einiger Zeit den Haupttitel „Deutsches Geschlechterbuch". Seit drei Jahrzehnten hat in unentwegter Schaffensfreudigkeit Dr. jur. Bernhard Koerner, früher Mitglied des ehem. und nun aufgehobenen preuß. Heroldsamts, die Herausgabe in Händen und hat das Werk bereits auf 70 Bde. gebracht, wobei natürlich viele Familien zu wiederholten Malen in berichtigter Form wiederkehren.

Seit einiger Zeit werden nun die Genealogien zu landschaftl. Sonderbänden zusammengefaßt und als besondere Bände beziffert. So führt der 62. Bd. des „Deutschen Geschlechterbuchs" den Untertitel „Posensches Geschlechterbuch. Erster Band." Bearbeiter ist Ernst von Busse aus dem Hause Latkowo, Oberstleutnant a. D., ein Mitglied der wohl ältesten Posenschen Landfamilie, früher Gnesener Dragoner. Die Entscheidung darüber, welcher Landschaft ein Geschlecht zuzuteilen sei, ist nicht immer leicht. Sie wird davon abhängen, ob es mehrere Generationen hindurch in der betreffenden Landschaft ansässig war, oder ob ein Ast des Stammes eine besondere Bedeutung für diese Landschaft hat. Jedenfalls sind solche Sonderbände geeignet, das Charakterbild eines Gebietes durch einen Einblick

in die Menschheit, die es bewohnte, zu bereichern. Und so ist der demnächst erscheinende 2. Bd. des Posenschen Geschlechterbuchs zu begrüßen.

Nicht bloß die Rührigkeit, auch geldliche Opfer des Herausgebers haben das Anwachsen des Werkes zu solch stattlicher Bändezahl ermöglicht. Oft genug trägt er die Kosten für Artikel mancher Familie, die erloschen oder in jüngeren Generationen nicht auffindbar ist und kein Interesse an der Veröffentlichung hat oder kein Geld dafür ausgeben will.

Das D. G. B. vereinigt in seinen 70 Bänden ein so großes Stoffgebiet, daß der Einzelforscher reichlich Anknüpfungen findet und das Werk nicht entbehren kann. Anderseits wer seine Familiengesch. oder seine Stammtafel in Listenform gedruckt haben will, kann sie im D. G. B. billiger unterbringen als in einer besonderen Ausgabe. Dieser doppelte Zweck führt dann aber dazu, daß ein öffentl. Kalenderwerk durch Einzelheiten und zu weitschweifige Lebensläufe, die nur für die allernächsten Angehörigen bestimmt sein können, in die Länge gestreckt und die Übersicht des Ganzen beeinträchtigt wird. Und dabei kann die Aufnahme im D. G. B. doch nie einen vollen Ersatz für eine Monographie in einem Sonderbuch bieten. Mindestens schon ein andres Buchformat würde man wählen, dann aber auch von allen Mitgliedern nach Möglichkeit Lebensläufe bringen.

Ich bin also für Kürzung des Biographischen. Dann aber — das muß hier gesagt sein — macht die Anordnung des genealogischen Stoffes jedem Laien die Übersicht schwer, trotz deeingestreuten Übersichtstafeln, die keinen Hinweis auf die Druckseiten enthalten. Ja der Fachmann verliert leicht den Überblick. Warum ist man von der bewährten Gothaischen Methode abgewichen und bringt nur 2 Geschlechterfolgen hintereinander, und nicht 3 oder 4, wie die ersten Bände sie brachten und wie sie heute noch in den Nachfahrenverzeichnissen der Töchter klein gedruckt als Anmerkung erscheinen? Hat ein Ehepaar 3 Töchter und 3 Söhne, der eine Sohn aber keine Kinder, dann bleibt er neben seinen Schwestern stehen, die beiden andern aber, die Nachkommen haben, und seien sie noch so gering an Zahl oder wieder abgestorben, verschwinden unter Hinterlassung ihrer Vornamen und eines Hinweises (ohne Seitenangabe) aus dem Kreise der Geschwister und sind oft nach längerem Suchen irgendwo später zu finden. Welche Zerreißung der Zusammenhänge, welche Papierverschwendung! Jede Raumvergeudung bedeutet aber nicht nur Verteuerung des Druckes, sondern auch Erschwerung der Übersicht. Selbst wenn die 3. und 4. Generation am Rande 3 mm nach rechts eingerückt wird, geht nicht so viel Raum verloren, wie bei der doppelten Erwähnung. Im gleichen Sinne einer räumlichen und mithin auch geldlichen Ersparung wäre die vorangeschickte Tabelle der Abkürzungen wesentlich zu erweitern, z. B. P.-Lt. für Premier-Lieutnant, Rrgtsbes. statt Rittergutsbesitzer, ferner die konsequente Durchführung der postalischen Ortsbezeichnungen, z. B. Kolmar i. E. und Kolmar i. P. heißt es und nicht „im Elsaß“ und „in Posen“. Ferner wenn in der Einleitung zu jedem Artikel schon die genaue Lage nach Nachbarstadt, Kreis, Reg.-Bezirk, Provinz angegeben ist, wird die spätere Wiederholung im Text entbehrlich.

Die größte Verschwendung aber geschieht durch das Überwuchern der Fußnoten. Daß ein Kind früh 3½ Uhr geboren ist, daß es an Scharlach gestorben ist, daß es in Mogilno begraben ist, daß ein Gut 400 ha hat (manchmal heißt es auch Morgen), das alles gehört oben in Klammern in den Text. Ebenso kann oben im Text eingeklammert werden die dt. oder poln. Ortsbezeichnung und zwar diese nun auch in der amtlichen polnischen Schreibweise Inowrocław (nicht Inowracław), Rąbczyn (nicht Romczyn). Auf S. 3 stehen im Kleindruck 7 Anmerkungen, darunter die, daß Schubin jetzt Szubin heißt und Obornik Oborniki. Alle 7 sind entbehrlich oder könnten im Text stehen und 5 Zeilen wären gewonnen. Der Artikel Busse hat 301 Fußnoten, rund die Hälfte könnte im Text stehen oder wegfallen.

Und vor allem entsteht durch die fortwährende fußangelmäßige Ablenkung des Auges ein Textbild von größter Unruhe. Auch störend wirken die eindringlich sich bemerkbar machenden Kreuze vor den Namen verstorbener. In den Einleitungen sind sogar Personen, die um 1600 gelebt haben und nun wirklich tot sind, strikte mit einem vorangehenden Kreuz geschmückt. Im Poln. wird nur bei kürzlich Verstorbenen das ehrende (ś. p. = seligen Angedenkens) dem Namen vorangesetzt.

Das alles mußte gesagt sein, und ich wage zu behaupten, daß man sich mindestens 15% des Raumes sparen könnte.

Trotz allem! Das D. G. B. bleibt eine Tat. Ohne die unermüdliche Regsamkeit und den Opfermut Koerners wäre das Werk nicht so weit ausgebaut. Ihm gebührt der Dank der genealog. Fachkreise und aller Freunde der Genealogie und der Deutschen im Posenschen Gebiet.

Erwähnt sei noch, daß das größte dt. genealog. Institut, die „Zentralstelle für dt. Personen- und Familiengesch." in Leipzig, Deutscher Platz, seit einigen Jahren ein ähnliches Reihenwerk herausgibt „Deutsche Stammtafeln in Listenform." Das Format ist nicht das der Gothaer Taschenbücher, sondern auf einer gespaltenen Seite von 24×34 wird eine wohltuende Übersicht geboten. Was im D. G. B. auf 5 Seiten steht, ist hier auf 1 Seite untergebracht.

II. Der Inhalt des Buches.

A. Einleitung zum Ganzen: I—XXXX. Vorwort Koerners, Geleitswort Koerners und von Busses. Ehrenblatt der Gefallenen. Benachrichtigungen. Verzeichnisse der früher behandelten Geschlechter, der Vorausbesteller, der Abkürzungen. 4 S. leer.

B. Hauptteil (1—619): Stammtafeln (mit Wappen- u. Bildbeilagen u. Übersichten) von 16 Familien; Anhang (521—586): Urkunden, Ahnentafeln und nochmals Stammtafeln zu einzelnen Geschlechtern; Namen der Einsender der Artikel (587—588); Alphabet. Namensregister (589—619).

C. Schlußteil (620—662): Ankündigungen und Werbungen des Verlegers für das D. G. B. unter Angabe der Bezugsbedingungen. Da jeder Artikel des Hauptteils auf der ungeraden S. (wohl aus drucktechn. Gründen) beginnt, bleiben 9 S. leer. Das Gesamtbuch hat also 13 Ganzseiten für Notizen frei.

III. Einzelnes zum Hauptteil.

1. **Busse, von Busse** (S. 1—138). Wohl die älteste Posener Landfamilie und am meisten verbreitet. Zweige 1799 u. 1908 von Preußen geadelt. Zeitweise umfangreich begütert. 7 Mitgl. sind im Weltkriege gefallen. Ältester Vorfahr Paul Busse, geb. um 1540, seit etwa 1570 Freischulz in Lezenice (Riege), Kr. Dt.-Krone, gründet Riege, erhält 1600 eine Bestätigung durch König Sigismund III.

Pauls I. Söhne Andreas und Paul II stiften die ältere und die jüngere Linie. Die ältere blüht in Arnsmühle, Kr. Dt.-Krone, in Süddeutschland und in Tupadly bei Exin. Ihr gehört Senator Dr. Georg Busse-Tupadly an. Die jüngere Linie hat sich weit verzweigt. Ein Ast ist poln. geworden u. hat sich den Adel beigelegt. Ein anderer 1799 geadelter sitzt auf Latkowo in Kujawien. Ein Ast hat seit vielen Generationen das Gut Kowanowo bei Obornik. Zur jüngeren Linie gehören auch die Dichter Karl B. u. Paul B.-Palma. Eine dem Bearbeiter zugegangene Notiz aus dem Oborniker Kirchenbuch ist leider nicht unter die vielen Anmerkungen aufgenommen worden. Die Witwe des Freischulzen Martin B. Anna, geb. Sonnenburg (S. 56), starb in Kowanowo am 24. Sept. 1788, im Alter von 79 Jahren, 7 Monaten. „Sie hatte das Glück, eine Mutter zu sein von 15 Kindern, Großmutter von 93 Enkeln, Ältermutter von 77 Urenkeln, Urältermutter von 3 Ur-Urenkeln, folglich eine Stammutter von 187 Personen. Sie heiratete im 15. Lebensjahre und lebte in der Ehe 40 Jahre." Solch eine Anmerkung würde zur Belebung des Stoffes beitragen und gehört durchaus in eine Genealogie.

Als „Anhang" erscheinen gleich anschließend zwei Familien Busse von ähnlicher gesellschaftl. Struktur: Landwirte auf kleinen und grosser Gütern, Offiziere, ein Zweig 1908 geadelt. Ein Pfarrer in Schwerin a. W. schließt die ganze stattliche Stammliste.

2. **Franke II,** aus Smilowo bei Punitz (S. 139—147). Es ist hier ein Einzelfall, daß ein Erforscher der Stammreihe mit Namen genannt wird, Oberpfarrer D. theol. Bickerich aus Lissa. Jedoch scheint mir die Abstammung von dem ersten Franke (geb. um 1580) nicht sicher. Die Personen lassen sich, zumal niemals ein Traudatum erforscht und bei der Todeseintragung die Altersangabe in den Kirchenbüchern von Waschke fehlt und der Name Franke sehr häufig vorkommt, schwer identifizieren. Andreas F., (geb. 1733,) war Müllerältester in Punitz, sein Sohn Johann († 1813), Böttchermeister in Lissa, dessen Sohn Karl, († 1853), wurde Kaufmann in Bromberg, Stadtrat und Rittergutsbesitzer auf Gondes und Kossowo bei Fordon, dessen jüngerer Sohn Kar l, († 1917), das Rittergut Gondes erbte und auf seinen einzigen Sohn, (geb. 1863), vererbte, der nur Töchter hat. Der ältere Sohn des Karl aber erbte das geschäftl. Unternehmen seines Vaters, schuf eine große Spritfabrik, ein großes Sägewerk, erhielt den Kommerzienratstitel, aber von seinen Nachkommen ist im D. G. B. nur ein Sohn kurz genannt. Diese Lücke ist umso unbegreiflicher und bedauerlicher, als in unserem industriearmen Lande gerade solche großangelegten Unternehmungen, die sich schon in die 4. Generation vererbt haben, eine Seltenheit sind und zumal der Name Franke in Bromberg noch heute in hohem Ansehen steht und in 3 jungen Brüdern weiter lebt. Auch

daß der andre Sohn des Kommerzienrats, Professor an der Berliner Bergakademie und Vater zweier Kinder, überhaupt nicht erwähnt ist, kann dem Einsender nicht nachgesehen werden.

3. **Graebe** (149—169). Ahnherr Franz Graebe, geb. um 1620, † 1680, Stadtvormund in Allendorf an der Werra. Die nächsten 3 Generationen Juristen. Dann Karl, Oberstl. in Braunschweig, † 1849. Dessen ältester Sohn österr. Oberstl., erhält 1850 den braunschweig. Freiherrenstand, hat nur eine Tochter. Der jüngere, geb. 1814, † 1895, kommt 1842 als Jurist nach Wollstein, später nach Posen als Appellationsgerichtsrat. Die Familie wird hier heimisch. Sein Sohn Marcell, geb. Posen 1847, war bis 1903 Rittergutsbesitzer auf Karniszewo, Kr. Gnesen. Dessen einziger Sohn Kurt, geb. Karniszewo 1874, preuß. Oberstl. a. D., ist der bekannte Sejmabg., vermählt mit Sophie Lieberkühn aus Parchanie, Kr. Hohensalza, hat 4 Söhne, von denen der älteste 1929 in Lemberg Jura studiert.

4. **Herzberg** (171—194). Bauerngeschlecht. Ahnherr ist Johann H., geb. um 1690, Dienstbalbbauer in Brodden bei Schneidemühl. Sohn, Enkel, Urenkel sind Bauern dort. Nachkommen werden mittlere Beamte und Lehrer im Bezirk Bromberg und Westpr.

5. **Hinsch** (195—202). Stammvater Eggert Hinsche, † 1686, Ratssekretär in Hamburg, Sohn und Enkel Pastoren dort. Urenkel Kaufmann in Cette in Frankreich, dessen Sohn Kaufmann und französischer Konsul in Stettin. Dessen Sohn Gustav H. kauft 1856 das Rittergut Lachmirowitz am Goplosee, Landschaftsdirektor. Dessen Sohn Max H., Besitzer von Lachmirowitz, war mit einer Franke aus Gondes vermählt. Sein einziger Sohn ist Verwalter auf dem väterlichen Gute.

6. **Jahnz** (203—218). Stammvater Adam J., geb. um 1720, Freibauer in Rataj, Kr. Kolmar. Sein Sohn Christoph ist dasselbe. Dessen ältester Sohn Martin, erst Pächter bei Hohensalza, kauft die Rittergüter Mölno und Palczyn. Dessen Sohn Hermann († 1883) erbt Mölno und hinterläßt es seinem Sohne Emil († 1923) und dieser seinem Sohn Georg, geb. 1890, vermählt seit 1928 mit Editha Roemer aus Lonsk, Kr. Hohensalza. Martins Sohn Richard kauft Simionken, Kr. Strelno. Das Gut kommt aber in andre Hände. Martins jüngster Sohn Franz († 1915) erbt Palczyn und vererbt es seinem Sohne Bruno (geb. 1869), dessen einziger Sohn, (geb. 1904), Landwirt, diente bei den poln. Ulanen. — Christophs 2. Sohn Johann († 1858) ist Freigutsbes. in Rataj, sein Sohn Gutsbes. in Lengowo, Kr. Wongrowitz, dessen Sohn Oberbahnmeister in Westpr., dessen Sohn (geb. 1897) Jurist und seit 1927 Konsistorialrat in Stettin. Im Anhang stehen einige Familien desselben Namens, die sich noch nicht eingliedern lassen, unter diesen Studienrat Waldemar J. am dt. Privatgymn. in Lissa.

7. **Jockisch** (219—2545). Schon um 1560 in Meseritz nachweisbar. Echtes Tuchmachergeschlecht, geht später in den Kaufmannsstand und Akademikerstand über. Mit vielen alten Meseritzer Familien verschwägert. Teile des Geschlechts gehen auch nach Birnbaum und Tirschtiegel.

8. **Klawiter** (247—285). Freischulzengeschlecht. Stammvater Dionysius K., Freischulz in Klawitersdorf, Kr. Dt.-Krone, erhält 1590 vom Polenkönig ein Privileg. Ein Nachkomme kauft das Rittergut Retkowo, Kr. Schubin, vererbt es seinem Sohn. Ein andrer Nachkomme erwirbt das Rittergut Rzeszynek, Kr. Strelno. Andre Mitglieder auf Słabęcin, Marcinkowo, Koldromb, Buczkowo angesessen.

9. **Koerner** (287—361). Stammvater ist mutmaßlich Daniel K. (geb. um 1570), Bürger in Jastrow. Als sein Urenkel wird vermutet Andreas K. (geb. um 1690), Bürger in Czarnikau. Dessen Sohn Johann, geb. 1724, Kaufmann und Tuchmacher dort, vermählt mit der Bürgermeistertochter Dorothea von Toll, hat 2 Söhne: Joseph, (geb. 1747, † 1825), Kaufherr in Czarnikau, erwirbt 1817 die Herrschaft Stibbe, und Andreas (geb. 1765, † 1809) Bürger und Schönfärber in Czarnikau. Josephs einziger Sohn Ernst, † Stibbe 1856, Herrschaftsbes., setzt seinen Stamm in 2 Söhnen fort, Otto und Ernst. Otto († 1901), Rittergutsbesitzer auf Stolenschin, Kr. Wongrowitz, vererbt die große Begüterung auf seinen Sohn Alphons († 1914) und dieser auf seinen Sohn Egon. Ernst († 1927) Professor, Landschafts- und Marinemaler in Berlin, hat 3 Söhne: Bernhard (geb. 1875) Dr. jur., Herausgeber des D. G. B. (hat 5 Töchter), Otto (geb. 1880) Major a. D. und Reg.-Rat im Reichspatentamt (hat 3 Töchter) und Ludwig (geb. 1888), Dr. jur. Landwirt, der von einem kinderlosen Verwandten adoptiert ist und den Namen „K. = von Gustorf" führt. Andreas (1765—1809) führt durch seinen einzigen Sohn das Geschlecht fort, das die Heimat verläßt und vertreten ist durch einen Pfarrer in Memel, einen Arzt in Karlsruhe i. B., einen Chemiker in Wetter a. Ruhr, einen Buchhalter in Langenbielau u. a.

Der sogenannte jüngere Stamm lebte in Jastrow, vertreten durch Tuchmacher, Bürgermeister, Kaufleute, siedelt nach Thorn über, kommt dort zu hohem Ansehen, erwirbt das Rittergut Hofleben, Kr. Briesen. Theodor K. ist Oberbürgermstr. von Thorn, sein Sohn Theodor (geb. 1853) besitzt Hofleben zugleich mit seinem Sohne Friedrich, Dr. jur.

Nun existiert noch ein Marienwerderer Zweig, der sozial herabgestiegen ist und nun schon zu wiederholten Malen in seiner unverständlichen Lückenhaftigkeit mitgeschleppt wird. Ein Adolf K. heiratet 1831 in Marienwerder und hat 6 Kinder, die dort geb. sind. Aber nur der Name der Kinder, nichts von einem Datum oder Lebensschicksal ist ermittelt. Im Sonderanhang (S. 531—549) erscheinen noch einige verstreute Familien Koerner, neben 2 Urkunden und Ahnentafeln.

10. **Kunkel** (363—392). Freischulzengeschlecht. Stammvater Johann K. um 1630, Schulze in Belsin (Białęcin), Kr. Czarnikau. Sohn Ernst K., Freischulz in Althütte, Kr. Czarnikau. Vermutlich seine Söhne sind Johann, Gründer des Guts Rzymachowo (110 ha) bei Powidz, dessen Urenkel Franz, Fideikommißherr auf Markowo, Kr. Hohensalza, 1896 geadelt wird, und Martin 1715 Schulze in Althütte, dessen Nachkommen in Althütte noch 3 Generationen bleiben. Dann gibt es noch einen Stamm K., der das Gut Rostau, Kr. Schubin, durch viele Geschlechterfolgen besitzt. Albert K., geb. 1876, Landschaftsrat, ist der jetzige

Besitzer von Rostau. Ferner ist noch ein Stamm, der in Renkawtschin, Kr. Mogilno, begütert ist. Im Anhang anschließend und hinten im Sonderanhang sind dann noch einzelne Familien K. aufgeführt.

11. **Mittelstaedt I** (393—412). Erster Namensträger ist Matthias M., 1478 Bürgermeister in Tütz, Kr. Dt.-Krone. Das hier behandelte Geschlecht ist aber auf dem Lande ansässig. Der erste sicher bezeugte Stammvater ist Kasimir M., geb. 1731, † 1800, Freischulz in Milkowo, Kr. Czarnikau, das sein jüngster Sohn und von diesem wieder der Sohn erbt. Die drei älteren Söhne werden Großgrundbes. in Kujawien. Auf den Gütern Witowierki, Dombrowken, Lissowo, Rzadkwim sitzen sie viele Jahrzehnte. Ein General M. gehört in diese Familie.

12. **Mittelstaedt II** (413—436). Tuchmachergeschlecht in Schönlanke. Später Großgrundbes., Juristen, Offiziere. Stammvater Paul M., seit 1689 Tuchmachermstr. in Schönlanke. Ein Nachkomme wird als Hauptmann wegen seiner Tapferkeit vor Düppel 1864 geadelt. Ein Oberst M. wurde Schwiegervater des Schriftstellers Rudolf Stratz. Artur M. † 1928 als Generall. a. D., Otto M. † 1899 als Reichsgerichtsrat. Im anschließenden Anhang stehen noch verstreute Mitglieder, im Sonderanhang ist eine aus Hammer bei Driesen stammende Familie M. aufgeführt, deren Mitglieder in Kongreßpolen Lipie bei Czenstochau erwerben und damit den russ. Adelstand und in der jüngsten Generation poln. geworden sind. Ferner noch eine Menge einzelner Familien und einzelner Personen. Mit den Busses sind M. I u. II vielfach verschwägert.

13. **Nehring II** (437—450). Anscheinend ursprünglich Freischulzen bei Schneidemühl. Stammvater Peter N. (geb. um 1780), Pächter von Blawaty bei Strelno, kauft 1830 das Rittergut Kołodziejewo (Alt-Raden), Kr. Mogilno. Nachkommen erwerben mehrere Güter u. a. Gr.-Kruscha, dessen letzter Besitzer Paul 1910 geadelt wird und 1911 unvermählt stirbt. Einige Mitglieder waren in Kongreßpolen, nahe dem Goplosee, reich begütert.

14. **Remus** (451—469). Wohl latinisiert aus Rehm. Stammvater Franz R., (geb. 1755, † 1837), Bürgermeister, Posthalterei und Gutsbesitzer in Vandsburg, Westpr. Seine 6 Söhne gründen besondere Äste. Der älteste Sohn und wieder dessen Sohn erben die Posthalterei. Der 5. Sohn ist Posthalter in Bromberg, der 6. in Schulitz. Nachkommen Landwirte, Beamte, Philol. Im Sonderanhang stehen auf 11 S. verstreute Namensträger.

15. **Wehr** (471—500). Stammvater Michael Wehr (Währ, Weyherr), geb. 1721, † 1810, Freischulze in Czajcze (Heinrichsfelde), Kr. Wirsitz. Der 2. und 3. Sohn pachten Güter, ihre Nachkommen sind bald erloschen. Der älteste Sohn Daniel W., erst Amtmann im Posenschen, erwirbt die Herrschaft Kensau, Kr. Tuchel, die sein jüngster Sohn Wilhelm (geb. 1801) und von ihm sein Sohn Oskar (geb. 1837) und von ihm der Sohn Wilhelm erbt. Dieser Zweig besitzt noch Festnitz bei Kensau. Von Daniels älteren Söhnen gingen 2 Zweige aus, die Glogowiec und Duszyn, Kr. Mogilno, besaßen und sich auf Gütern bei Sieradz ansässig machten und dort poln. wurden. So ist im anschließenden An-

hang eine in Kongreßpolen begüterte Familie W. angeführt, desgleichen in einem nochmals folgenden Anhang eine Reihe von verstreuten Namensträgern.

16. **Weil II** (501—519). Stammvater Gustav Friedr. W. († 1756), Kriminalrat in Landsberg a. d. Warthe. Sohn Regimentsquartiermeister. Dessen Sohn (geb. 1767, † 1797), Kaufmann und Apotheker in Samter. Dessen Sohn Friedrich (geb. Czarnikau 1796, † 1858) wird Kaufmann und Apotheker in Ozorkow und Rittergutsbesitzer auf Gajówka. Die Nachkommen bleiben in Kongreßpolen, verschwägern sich mit vielen evang. Fabrikantenfamilien, erwerben Rittergüter und gehen zum Polentum über. Karol W., Fabrikdirektor in Lodz und Handelsrichter, Stanisław W. (geb. 1875), Professor der Chemie an der Universität Warschau, Stefan W. (geb. 1878), Prediger der Baptisten in Ruda, Kr. Lodz, sind die Hauptvertreter des Geschlechts.

Ernst Waetzmann.

Deutsche Volkskunde im ausserdeutschen Osten. Vier Vorträge von G. Brandsch, G. Jungbauer, V. Schirmunski und E. v. Schwarz. Berlin-Leipzig, Gruyter 1930, 8°, 81 S. Preis T. 5 M.

Die vom Verbande Deutscher Vereine für Volkskunde herausgegebene Schrift umfaßt vier Vorträge, die auf der Berliner Verbandstagung im Oktober 1929 gehalten wurden: 1. Gustav Jnngbauer, Die dt. Volkskunde in der Tschechoslowakei, 2. Elemer von Schwarz, Die dt.-ungar. Volkskundeforschung, 3. G. Brandsch, Dt. Volkskundeforschung in Siebenbürgen und 4. Viktor Schirmunski, Volkskundliche Forschungen in den Siedlungen der Sowjetunion.

Zunächst besprechen alle vier Verf. die geschichtl. Entwicklung der dt. Volkskunde in ihrem Gebiete, die grundlegenden Werke, die Institute und Arbeitsrichtungen. Schwarz und Brandsch beschränken sich im großen und ganzen darauf; nur daß der letztere daneben allgemein die Entwicklung der ugar Landes- und Volkskunde, die Anregungen, die sie von der dt. Forschung empfangen hat und das Interesse, welches die letztere Ungarn entgegenbrachte, mitbehandelt. Für Jungbauer und Schirmunski aber bilden diese bibliograph. Übersichten nur den Ausgangspunkt, der Hauptton liegt bei ihnen auf den methodischen Fragen, welche sich für die Volkskunde des Auslanddeutschtums und vor allem der dt. Sprachinseln ergeben. Darin liegt der allgemeine Wert des Büchleins auch für die dt. Siedlungen in Polen.

Obwohl die Sprachinseln innerhalb des Deutschtums der tschechoslow. Republik nur einen kleinen Bruchteil ausmachen, geht Jungbauer vor allem auf sie und besonders wieder auf die in der Slowakei und in Karpathenrußland ein, weil sich bei ihnen die Sonderaufgaben der auslanddt. Volkskunde am klarsten zeigen. Sie sind volkskundliche Rückzugsgebiete, die der erst heute einsetzenden Forschung reiche Ausbeute liefern. Auch die dt.-böhm. Siedlungen in Galizien werden in diesem Zusamenhang besprochen. Daß die volkskundl. Formen um so urtümlicher seien, je kleiner die Sprachinsel ist (S. 6), muß wohl bezweifelt werden, gerade eine größere Anzahl von Trägern bedeutet eine

Sicherung des Volksgutes gegen Verluste. Den methodischen Teil seiner Arbeit hat Jungbauer seither ausgebaut in einem Aufsatz „Sprachinselvolkskunde" in der Sudetendt. Zeitschr. für Volkskunde, Jg. III, Heft 4–6.

Die ausgezeichnete Arbeit Schirmunskis ist in ihrer Vierteilung: Geschichte, Mundart, Volkslied und Volkskunde, ein Seitenstück zu dem früher erschienenen populären Werk des Verf.: „Die dt. Kolonien in der Ukraine" (Moskau 1928, Zentralvölkerverlag der Sowjetunion). Der Verf. bespricht auf mundartl. Gebiete den Wert der Sprachinseln als eines „großartigen sprachgeschichtlichen Laboratoriums, wo ein linguistisches Experiment von weittragender methodischer Bedeutung zu unserer Belehrung aufgeführt wird" (S. 62). Hier läßt sich die Entstehung von Mischmundarten aus gegebenen Komponenten noch in der Gegenwart verfolgen und es werden Vorgänge erhellt, die wir für das ostdt. Kolonialgebiet nur erschließen können. Für das Volkslied erwähnt Schirmunski die Stellung der Sprachinseln als Rückzugsgebiet und die einzelnen einander ablösenden Liederschichten, von der ältesten aus dem 15. bis 17. Jahrh. bis zu der jüngsten der „Kolonistenlieder".

Scharf zu beabstanden ist der Titel des Buches, an dem die Verf. wohl unschuldig sein dürften: „Dt. Volkskunde im außerdt. (statt auslanddt.) Osten". Wörtlich genommen bedeutet er einen Widerspruch in sich selbst. Es spricht aus ihm die alte Vorkriegsgesinnung „Volk ist gleich Staat", welche die Bezeichnung dt. allein für die Bewohner des Deutschen Reiches in Anspruch nahm. So etwas dürfte heute, bei einem Werke über das Auslanddeutschtum, und noch dazu bei einem volkskundlichen, nicht mehr möglich sein. W. Kuhn.

Johann Bredt, Volkskörperforschung. Breslau 1930, Hirt, 55 S., geh. 1,50 M.

Der Verfasser, evang. Pfarrer in Klein-Bistritz in Siebenbürgen, gibt ein neues Verfahren zur Auswertung der Kirchenbücher, das er an dem Material seiner Amtsgemeinde erprobt hat. Es stützt sich auf die Trauungs-, Tauf- und Sterbematriken, die dazu geschlossen vorhanden sein müssen. Auf „Familienblättchen" werden die einzelnen Familien zusammengestellt und dann nach ihren genealogischen Beziehungen zu Familienreihen vereinigt, womöglich auch noch die zugehörige Hausnummer bestimmt. Das so aufgearbeitete Material ermöglicht es, in beliebigen Jahren der Vergangenheit „Volkszählungen" vorzunehmen, wobei nur dadurch Fehlerquellen entstehen, daß der Wegzugstermin der Auswanderer und das Ankunftsjahr der Zuwanderer geschätzt werden müssen. Für jeden Zeitpunkt können Alters-, Geschlechts- und Familienstandsgliederung ermittelt werden, die Vergleichung der Gesamtzahlen der Menschen mit den Zahlen der Bevölkerungsbewegung ergeben Geburten-, Sterbe- und Trauungsziffer. Das Auftauchen neuer Hausnummern läßt das Wachstum des Ortes verfolgen.

Die Methode wurde nicht zufällig in einer dt. Sprachinsel ausgebildet. Das Buch ist ein typisches Sprachinselwerk, wenngleich es vom Verf. keineswegs als solches gemeint ist und allgemeine Gültigkeit beansprucht. Es ist Sprachinseldenken, wenn die kleine und wohlabgegrenzte Lebenseinheit,

wie sie eine Sprachinsel meist darstellt, für das Normale angesehen wird. Und nur für solche ist das ungeheuer mühevolle und zeitraubende Verfahren durchzuführen, besonders leicht natürlich bei einer so seßhaften Bevölkerung mit einer so geringen natürlichen Vermehrung wie die siebenbürgisch-sächsische. Eine Ausdehnung auf das gesamte dt. Volksgebiet mit seinen Städten und Großstädten, wie sie Bredt erhofft und anzubahnen wünscht, ist ausgeschlossen. Für Sprachinseln aber wird das Verfahren immer seine guten Dienste leisten können. W. Kuhn.

Staat und Rasse. Drei Vorträge von **Kurt Hildebrandt.** Veröffentl. d. Schleswig-Holstein. Universitätsgesellschaft Nr. 19. Ferd. Hirt-Breslau. 1928.

Das Rasseproblem wird in seinen verschiedenen Verknüpfungen dargestellt von einem Verf., der sich durch seine Arbeiten über „Norm u. Entartung des Menschen" und „Norm u. Verfall des Staates" einen Namen gemacht hat.

Der erste Vortrag behandelt das Verhältnis der Nation zur Rasse, während der zweite die enge Verbundenheit von Rassenhygiene und geistige Erziehung nachweist; im dritten Vortrag beleuchtet Verf. die Wirkung der Idee im Aufbau des Staates.

Der Verf. kann sich auf sein medizinisches Erfahrungswissen stützen, ein Wissen, das bei ihm mit philosoph. Einsicht zusammengeht. Verf. hat sich am Geiste Platos und Nietzsches geschult; das befähigt ihn zu einer tiefen Erkenntnis der schöpferischen Kräfte des Lebens. So überschaut er das umstrittene Gebiet der Rassefragen von einer höheren Warte aus. Die neuen Gesichtspunkte, die Verf. klar herausstellt, können alo einer Aufklärung dienen, die in unserer Zeit der verwirrten Instinkte besonders notwendig erscheint; denn daß die Rassenfrage heute eine Lebensfrage ist, und daß sie sich auch im politischen Handeln auswirken muß, ist eine Tatsache, der man sich nicht entziehen darf.

Im Gegensatz zur Auffassung etwa Spenglers oder Lamarcks betont Verf. die biologische Tatsache der Vererbung von Rasseneigenschaften, ebenso wendet er sich gegen den rationalistischen Schematismus der Staatslehre Rousseaus. Die nationale Idee stellte er über die Rassenzusammengehörigkeit; er lehnt es also ab, „die Reinheit der nordischen Rasse als letzten Sinn der Nation, als Maßstab der Politik anzuerkennen". Scharf herausgestellt wird die Tatsache der „Rassenverpöbelung". Der Staat müsse Sorge tragen für die Förderung der tüchtigen Rasse-Linien. Ziel für die deutsche Nation sei die Schaffung einer neuen reinen Mischrasse, der Deutschen Rasse. Verf. deutet hin auf die Gefahren der Vernegerung und der Einwanderung vom Osten. Die Grundlage und gleichzeitig auch das Ziel der Rassehygiene und der geistigen Erziehung sei die Schaffung einer Wertnorm, einer Norm für das aktive und schöpferische Leben. Den Weg zur Norm sieht Verf. vorgezeichnet in der Gedankenwelt eines deutschen Griechentums der Winckelmann, Goethe, Hölderlin, Nietzsche.

Das führt den Verf. zu einer Abgrenzung der Begriffe Zivilisation u. Kultur und zur Auseinanderzetzung mit der Resignation Spenglers; den Resignierten stellt Verf. die Wandlungsfähigen gegenüber, die mit neuen Führern eine neue Kultur

schaffen würden. — Diese Gedankengänge vertieft Verf. in seiner Darstellung der Idee im Aufbau des Staates. Die staatsbildende Idee ist ihm kein holder „Allbeglückungsgedanke" im Sinne der Romantik u. Mystik, sie erscheint ihm vielmehr als eine „unerbittliche Gewalt, die Leben und Tod spendet".

Können wir auch nicht in allem die Beweisführung Hildebrandts anerkennen — es mag manches in der Form des Vortrags nur angedeutet sein — so danken wir dem Verf. doch einige wertvolle Anregungen. Dr. B d t.

Prof. Dr. Robert Gradmann: Wörterbuch deutscher Ortsnamen in den Grenz- und Auslandsgebieten. I. A. der Zentralkommiss. f. wissenschaftl. Landeskunde v. Dtschld. Hrsg. v. ......, Stuttgart 1929. Ausland- u. Heimat. Verlags-A.-G. 78 S., kart. RM. 1.40.

Das Verzeichnis ist von wissenschaftl. Seite (Dt. Geographentag Breslau) angeregt worden, hat aber auch große prakt. Bedeutung für alle, die mit den betr. Gebieten im Briefwechsel stehen. Die Namen in Polen u. Rußl. hat Dr. Marg. Woltner-Berlin bearbeitet. Da allein das Verzeichnis der Orte im abgetretenen Teil der Prov. Posen von R. Thomassek (vgl. Z. 12, S. 185 f.) umfangreicher ist als das vorliegende, das doch alle, nicht nur die Ostgebiete, berücksichtigt, ist es klar, daß es nicht vollständig sein kann. Das ist ja auch nicht nötig, da für die Einzelgebiete Sonderwerke zur Verfügung stehen. Eine Stadt wie Lodz-Łódź mit seinen 600 000 Einwohnern oder Kattowitz-Katowice u. Wilna-Wilno als Hauptstadt von Ostoberschlesien bzw. des alten Litauens sollten aber eigentlich nicht fehlen, ebenso die alte dt. Sprachinsel Wilmesau-Wilamowice in Galiz., Leslau-Włocławek, Nessau-Nieszawa usw. Dabei brauchte das Buch in einer 2. Aufl., die bei seiner Nützlichkeit sicher erscheinen wird, nicht umfangreicher zu werden, da man durch stärkere Abkürzungen der betr. Länder u. Sprachen viel Platz sparen könnte. Dabei müßten aber die poln. Formen genauer durchgesehen werden. Mir sind folg. Fehler aufgefallen: S. 17 Dębien (ec), S. 18, 53 Wirsiz (tz), 19 Falkowo (-łk-), 20 ślaskie (-ą-), 24 Kębolwo (-ło-), 28 pomor(s)kie, 33, 73 Osieczna K. (k.) Leszna, 36 pomerskie (-or-), 39, 78 Si(e)raków, 42 Swarzędź (-z), S. 42, 73, Szczepankowo Koło (k-, dieser Fehler auch S. 55 u o). Szamołut (-tuł), 48, 51 Zbąszewo (-a-), 49, 57 kujawzkie (-sk-), 51 Ząbszyn (Zbą-), 55 śląskie (-ąs-), Gozzczyn (-szcz-) (!), 56 śalskie (śląs-), Lęka (Ł-), 69 Brozęciszki (Borz-), Ryczywól (-ół). Die Silbentrennung muß lauten S. 61 Ko-ścian, 73 Stani-sławów, 74 Cie-szyn. Einesteils sind viele der genannten O. N. aus einer fremden Sprache nur mundgerecht gemacht, anderseits aber auch umgekehrt, u. z. meist nach alten dt. Formen, z. B. Wollstein-Wolsztyn, Rosgarten-Rozgarty, Reichtal-Rychtal, Rehwalde-Rywałd. Das Büchlein, das in einen fremdsprachl.-dt. u. einen dt.-fremdsprach. Teil zerfällt und seine Leitsätze seien bes. den Dt. in den abgetretenen Gebieten, die vielfach lakaienhaft nur noch die nichtdt. O. N. verwenden selbst im Verkehr untereinander — vgl. dazu „Posener Tagebl." v. 19. 5. 27, Nr. 113 — nachdrücklich empfohlen. Entgegen Leitsatz 3 ist jedoch nicht einzusehen, warum alte dt. Ortsnamen, die ziemlich außer Gebrauch gekommen sind, nicht wieder belebt werden sollten,

z. B. Kauen für Kaunas, Kowno, Nessau-Nieszawa, Leslau-Włocławek usf. Die Polen tun das sogar für Orte im Dt. Reich, in denen es entweder seit Jahrhunderten keine Polen mehr gibt oder überhaupt nie gegeben hat, so in den alten Sorbengebieten.

Dr. R. St.

Dr. Gaigalatis: Die evg.-lutherische Kirche in Litauen, ihre Nöte und Kämpfe im Zeitraum von 1925 bis 1929. 1929. Memel-Klaipeda, Kommissionsverlag der „Sandora"-Buchhandlung. 111 S.

Seit Juni 1925 herrscht in der evg.-luther. Kirche Litauens ein heftiger Streit um die Kirchenleitung. Seit diesem Zeitpunkt hat nämlich der bekannte Dr. Gaigalat, der sich jetzt Gaigalatis nennt, ehedem Pfarrer im Memelland und Abg. im preuß. Landtag, jetzt Professor der Theologie in Kauen (poln. Kowno, litauisch Kaunas) das Amt des litauischen Seniors und des Präses des für die drei (die lit., dt. u. lett.) Synoden gemeinschaftlichen Konsistoriums inne. Von dt. u. lett. Seite, aber auch von Gliedern seiner eigenen lit. Synode wird ihm vorgeworfen, er sei nicht rechtmäßig gewählt und habe sich in seine Stellung hineingedrängt. Die Broschüre eines jungen Königsberger Juristen Ballerstedt suchte diese Angriffe auf G. und sein Regiment zusammenzufassen und mit urkundlichem Tatsachenmaterial und rechtlichen Erwägungen zu stützen. Hiergegen will Dr. G. sich in der vorliegenden Schrift verteidigen. Nach dem Grundsatze „Audiatur et altera pars" habe ich auch sie gelesen und mich bemüht, mir unbefangen ein Urteil zu bilden, habe aber eingesehen, daß dies ohne nähere Kenntnis der Verhältnisse und insbesondere der beteiligten Persönlichkeiten nicht möglich ist. Anlaß zu den ganzen Kämpfen gaben zunächst traurige Streitigkeiten innerhalb einzelner Gemeinden (Georgenburg, Schilale und vor allem Tauroggen). Infolge der von dem damaligen Konsistorium anscheinend in einem formell nicht einwandfreien Verfahren verfügten Amtsentsetzung des Pastors der letztgenannten Gemeinde, Wiemer, entstand bei diesem, der vordem litauischer Vizesenior war, und seiner Partei der Wunsch einer Neubesetzung der leitenden Stelle. Aus einem Vergleich beider Schriften gewinnt man den Eindruck, daß bei einer sehr unklaren Rechtslage von beiden Seiten Fehler gemacht und die Rechtsformen nicht innegehalten worden sind. Die lit. Synode vom 22.—23. Juni 1925 in Tauroggen, wurde von ihrem Präses Kibelka, aus der Sorge heraus, daß sie vor lauter Streitereien über die in der dortigen Gemeinde erfolgten Doppelwahlen nicht erfolgreich arbeiten würde, vorzeitig geschlossen oder vertagt. Die Mehrheit der Synodalen aber blieb im Sitzungssaal, tagte unter dem Vorsitz des (eigentlich abgesetzten, aber zur Synode zugelassenen) Vizeseniors Wiemer fort, sprach ihren bisherigen Vertretern im Konsistorium ihr Mißtrauen aus und wählte D. Gaigalat einstimmig zum Senior. Es mag ein Rechtsirrtum des früheren Präses gewesen sein, daß er sich berechtigt glaubte, die Synode ohne ihren eigenen Beschluß zu beendigen oder zu vertagen. Aber sicherlich war die sich dann eigenmächtig konstituierende Rumpfsynode auch nicht das berufene und geeignete Organ zur Vornahme wichtiger Wahlen für eine mehrjährige Amtsdauer. Seit dieser umstrittenen Wahl hat Dr. G. in der evg.-luther. Kirche

Litauens das Regiment geführt und zwar auf Grund des alten, wie er selbst (S. 73) einräumt, bereits stark überlebten russ. Kirchengesetzes. Ballerstedt stützt sich bei seinen Angriffen auf einen s. Z. von den Synoden der Kirche angenommenen Verfassungsentwurf, Dr. G. weist demgegenüber daraufhin, daß dieser Entwurf bisher weder von der Regierung noch von der Volksvertretung anerkannt sei und daher noch keine Rechtsgültigkeit erlangt habe. Ob aber G., der bei der Regierung Litauens persona grata ist, sich ernstlich Mühe gegeben hat, die Bestätigung durchzusetzen? Er schweigt sich darüber völlig aus. Nach einer recht unerquicklichen Pressefehde und Prozessen gegen einzelne Geistliche unternahm es dankenswerter Weise der bekannte schwedische Erzbischof Söderblom, den Streit beizulegen. Auf seinen Vorschlag wurde auf der Konferenz des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen in Prag in einer besonderen Versammlung von lauter nicht reichsdt. Mitgliedern am 27. August 1928 darüber verhandelt. Von einem Mitgliede dieses Ausschusses wurde dort bezeichnender Weise erklärt, daß der ganze Kirchenstreit überhaupt keinen Boden habe, denn wie die gesetzliche Lage jetzt sei, sei es überhaupt unmöglich, gesetzlich gültige Wahlen zu vollziehen. Daher sei es auch zwecklos, gegen die Wahl G.s zu protestieren. Letzterer bucht diese Erklärung als einen Triumph seiner Sache, während doch auch sie die Anerkennung enthält, daß seine Wahl nicht rechtmäßig erfolgt ist. Der endgültige Beschluß dieses Ausschusses vermeidet jedes Urteil über den vergangenen Streit und erklärt die Durchsetzung eines Kirchengesetzes für das zunächst Wesentliche und im Interesse des Friedens Notwendige. Hoffen wir, daß diese Durchsetzung bald gelingen und daß auch die im Laufe des Jahres erfolgenden Neuwahlen eine Klärung der Sachlage bringen werden. D. Bickerich.

Friedrich Just: Kreuzrosen. Zeugnisse aus der evg. Kirche Posens. Leipzig, Verlag Arved Strauch, 1928. 48 S.

In seiner frischen, anschaulichen Art, die uns aus seinen Schriften „Kreuzkirche“, „Helfende Hände“, „Aus dem Netzegau“ u. a. bekannt ist, hat Pfarrer Just hier eine Anzahl Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart der evg. Kirche des Posener Landes gezeichnet und zwanglos zusammengestellt. An dem Thorner Blutgericht, dem Martyrium des Hiob Lentz, den Leiden der Trebischer u. a. wird die Glaubenstreue der Väter illustriert. Im Abschnitt „Erntefest“ wird ein Stück von Brauch und Volkstum im Posener Lande mitgeteilt. Die Tätigkeit des Gustav Adolf-Vereins wird geschildert und schließlich nicht minder die Not der Jetztzeit, aber auch die Aufbauarbeit (Kirchbau Honig, das Alumnat in Lissa u. a.) und die sich in ihr kundtuende Hoffnungsfreudigkeit. D. Bickerich.

Lech Niemojewski: Architektura i złudzenia optyczne z 40 ilustracjami. [Architektur und optische Täuschungen mit 40 Illust. Warszawa-Warschau, Nakład Trzaski, Ewerta i Michalskiego.

Der Verfasser, ein Warschauer Kunsthistoriker, hat mit Unterstützung des Ministeriums für Religionsbekenntnisse und öffentliche Unterrichtspflege eine ausgezeichnete Übersicht in 80 S. über die optischen Täuschungen in der Architektur her-

ausgegeben. Ansporn dazu gab ihm die neuerdings so zahlreich erschienene Literatur der deutschen, französ., engl., holländ., ital., russ. und poln. Architektur. So nimmt er Bezug auf W. Gropius, J. V. Mieras, J. P. Oud, H. van de Velde, Fr. Wright, W. Ostwald, L. Lemke, W. Hellweg, Hesse, W. Kandinsky, Mühlfels, J. Brühlmann, Phleps, Poincaré, Le Corbusier-Saugnier, Theo von Doesburg, A. Loos, R. Mallet, H. Helmholtz, F. Léger, A. Choisy; J. Young, Fletcher, Mumford, M. Piet, Rood, P. Bottoni, Borissavlievitch, Wł. Witwicki, F. Radwański, Wł. Tatarkiewicz, K. Malewicz. Bruno Pant scheint er vergessen zu haben. Es wurden das Wesen der Architektur, das perspektivische und malerische Bild durch Beobachtungen und Feststellungen in der architekt. Form besprochen.

Die Architektur beschäftigt sich nicht bloß mit der tatsächlichen Form des Gegenstandes. Da alles, was gesehen werden soll, auf den Bau und die Funktionen des menschlichen Auges zugepaßt sein muß, so sind z. B. die griech. Säulen nicht gleichmäßig stark, sondern bauchig verstärkt, die Seitenflächen der Obelisken eingedrückt, die Säulenreihe auf dem Platze vor St. Peter nicht parallel sondern zum Dome zu erweitert. Tatsachen, die davon zeugen, daß der Architekt bewußt so uns nicht anders gebaut hat, um das architektonische Bild zu verstärken. Im Sonnenlichte vergrößert sich die Leuchtkraft der roten Farben, im Schatten die der blauen. Deshalb gaben auch die Griechen den Flachreliefs, die ständig beschattet waren, einen Hintergrund von hellblauer Farbe, welche den zufälligen Schatten zerstreute; andererseits herschte in Motiven, die dem direkten Sonnenlichte ausgesetzt waren, der rote Farbton vor.

Interessant ist die Auseinandersetzung der Farbtheorien*) von Young, Helmholtz, Hering, Schenk, Kries, Oswald und anderer. Unter den optischen Täuschungen der Form wie auch Farbe hebt er die Irradiation, Zöllner, Hering, Loebe, Müller-Lyer, Poggendorff und Lipps hervor und weist sie treffend und verständlich an Hand von Bild-Beispielen aus der antiken und klassischen Kultur, wie an den modernen Bauten der Jetztzeit nach.

Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß unsere Frauen in bezug auf Wahl der Farbe und Form der Kleidung empfindungsmäßig zu den besten Architekten zählen.

Nicht jeder findet Zeit und Geld, um die reiche Literatur auf diesem Gebiete durchzuarbeiten. Das Studium dieser Arbeit jedoch dürfte jedem Gebildeten reichen Nutzen bringen, zumal das Werk übersichtlich und klar geschrieben und die Illustrationen zutreffend gewählt worden sind. Die Lettern und vor allem die Bildstücke sind einwandfrei. Biel.

*) Vergl. dazu auch die Aufsätze von Dir. Ernst Fleischer in Heft 17 u. 20 dieser Zeitschr.

Verantwortlich als Herausgeber: Dr. Alfred Lattermann, Posen - Poznań, Wały Jagiełły 2.
Verlag der Historischen Gesellschaft für Posen, ul. Zwierzyniecka 1.
Druck: Concordia Sp. Akc., Poznań.

